HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/s1smtlichewerke02raab

89

Wilhelm Raabe
Sämtliche Werke

Erste Serie:
Band 2

Wilhelm Raabe

Sämtliche Werke

Erste Serie
Band 2

Erstes bis fünfzehntes Tausend

PT
2451
A1
1913
Ser. 1
Bd. 2

Berlin-Grunewald
Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst / Hermann Klemm

Wilhelm Raabe

Ein Frühling

Halb Mär/halb mehr

Erzählungen/Skizzen
und Reime

133776
8 11 14

Berlin-Grunewald
Verlagsanstalt für Litteratur
und Kunst/Hermann Klemm

Dieses Werk wurde gedruckt in der Offizin G. Kreysing in Leipzig.
Einbandzeichnung und Innentitel sind entworfen von Bernhard Lorenz.
Den Einband fertigte H. Fikentscher in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Ein Frühling (1. Oktober 1856—27. Mai 1857) . .	VII
Halb Mär, halb mehr (1859)	279
Eingang	281
Der Weg zum Lachen (—23. März 1857) . . .	283
Der Student von Wittenberg (Winter 1854—55; August—2. September 1857)	303
Weihnachtsgeister (15.—24. Oktober 1857) . .	338
Lorenz Scheibenhart (4.—21. Januar 1858) . .	362
Einer aus der Menge (9.—24. März 1858) . .	394
Buch zu!	409
Wunsch und Vorsatz	410

Ein Frühling

(In der ursprünglichen Fassung)

Vorwort zur zweiten Ausgabe.*

Es begibt sich wohl dann und wann im Leben, daß dem Menschen etwas vor die Augen gerückt wird, was ihm so ziemlich aus dem Gedächtnis entschwunden war. Der Braut bringt die Amme die ersten Schuhe, und die Verwandten samt den lieben Freunden bewundern mit Recht die winzigen Pantöffelchen, in welchen die junge Frau einst stand; während der Bräutigam verstohlen nach dem Saume der weißen hochzeitlichen Seide blickt und sinnige, aber vielleicht nicht unbedenkliche Fragen an die Zukunft richtet. Am Tage der silbernen oder gar goldenen Hochzeit liest man die ersten Liebesbriefe wieder; der Doktor Faust dreht mit Wehmut sein altes Burschenglas in den Händen, und — der Autor hat etwas von neuem zu durchblättern, was eine Epoche für ihn darstellt, die nicht mehr ist und nie wieder sein wird.

Es ist nicht so schwer zu begreifen, was alles aus solchen Bogen, die vor vierzehn Jahren geschrieben wurden, hervorblicken kann, und wie drollig sich das Erstaunen und der Ärger mit den Erinnerungen alter jugendlicher Hoffnungen und Enttäuschungen, Leiden und Freuden mischen: ach, es war doch eine schöne Zeit, als der Himmel noch so übertrieben blau und die Erde so sehr grün war, und jeglicher Farbentopf überquoll! Beim Anubis, Gevattern, wir wollen uns bestreben, auf dem Wege zu einem würdigen, ehrenfesten

und verständigen Alter weiter zu kommen; aber der Undankbarkeit gegen die guten, närrischen, lustigen und weinerlichen Tage der Jugend wollen wir uns doch auch nicht bezichtigen lassen. Im Gegenteil, es soll uns dereinst in unserm Sorgenstuhl eine Ehre und ein Vergnügen sein, daß auch wir einmal mitten im Grünen auf dem Kopfe standen und uns nicht ‚schämeten'! —

Im Frühling 1870.

Der Verfasser.

* Der Dichter selbst hat die „zweite verbesserte Auflage" später verworfen, weil diese Überarbeitung, mit innerem Widerstreben vorgenommen auf einer Stufe der Lebensanschauung, von der aus gerade dieses Jugendwerk ihm kindlich naiv, fast wesensfremd erscheinen mußte, es in seiner künstlerischen Einheit zerstört hatte, ohne etwas Besseres oder auch nur Gleichwertiges an die Stelle setzen zu können. Diese Tatsache rechtfertigt es, daß auch hier in der Gesamtausgabe „Ein Frühling" in der für das Verständnis der Entwickelung des Dichters unentbehrlichen ersten Fassung erscheint.

Die Röslein soll man brechen
Zu halber Mitternacht;
Dann seind sich alle Blätter
Mit dem kühlen Thau beladen,
So ist es Rösleinsbrechens Zeit!

Altes Lied.

1. Kapitel. Unter der Rose.

Unter der Rose? — Jawohl, unter der Rose!

Es ist schon eine alte Mönchsregel, daß das, was man jemand sub rosa, unter der Rose, anvertraut, hübsch heimlich und verschwiegen bleibe, und unter der Rose möchte auch ich dieses erste Kapitel erzählt haben!

Wer läßt sich gern von unberufenen, gleichgültigen Personen in die Heiligkeit seines Kindheitslebens schauen? — — — —

...◆...

Wir sind in einem kleinen Stübchen, ziemlich nahe dem Dache, in einem der hohen, finsterblickenden Häuser der Dunkelgasse, die auf dem Gesicht der großen Stadt ungefähr das ist, was eine Runzel auf einem Menschenantlitz. Damit wollen wir aber keineswegs gesagt haben, daß das Stübchen selbst unfreundlich sei. Im Gegenteil! Ein einziges, aber ziemlich breites, tief in die Wand eingelassenes Fenster erhellt den Raum, zeigt über den gegenüberliegenden Dächern und Schornsteinen ein lustiges Stück blauen Himmels zwischen den ziehenden Wolken des letzten April und erlaubt einem mutwilligen Sonnenstrahl, über die Blumenscherben mit knospenden Rosen, wunderlichen Eisgewächsen und Blätterwerk aller Art wegzuschießen und seine flimmernden Spiele auf dem Fußboden und an den Wänden zu treiben. Das allein würde ja hinreichen, der mürrischsten Polterkammer einen Ausdruck von Behaglichkeit und Heiterkeit zu geben!

Einige alte gepolsterte Stühle, ein kleines offenes Klavier mit vielen Noten darauf, an der Wand das Bild einer ältlichen Frau, freundlich herablächelnd aus einem Immortellenkranz, im Fenster ein Arbeitstischchen, an welchem ein junges Mädchen sitzt — das alles läßt uns ein einziger flüchtiger Blick sehen, der zugleich noch durch die halbgeöffnete Tür in ein Schlafkämmerchen gleiten kann.

Ein flüchtiger Blick! Wären wir in dem Arbeitszimmer eines gelehrten Mannes, in dem Kabinett eines mächtigen Ministers, in dem Boudoir einer vornehmen Dame, so könnten wir uns damit begnügen und zu Wichtigerem fortgehen, wenn wir nicht gerade nach einer Narrheit, einem geheimnisvollen blauen, roten oder schwarzen Buche, oder nach einem Skandalosum suchten! Da wir uns aber in dem Stübchen eines armen kleinen Mädchens aus dem Volke befinden, so geht das nicht; obgleich wir auch hier weder nach einer Narrheit, noch nach einem Blaubuch, noch nach einer pikanten Klatschwürdigkeit uns umzusehen haben.

Durch ein Mikroskop müssen wir ein solches Stübchen betrachten; das hat gar feine Geheimnisse, gar geheimnisvolle Feinheiten, wie ein Schmetterlingsflügel unter der Lupe, wie ein Menschenherz im Auge Gottes.

Wo beginnen wir nur?!

Das Kind dort im Fenster hat das Köpfchen so vollgepfropft mit Wichtigkeiten, hat so viele Knoten der Erinnerung ins Taschentuch zu knüpfen, schleppt so viele Allotria in ihr Nestchen zusammen, daß es wirklich ein schwieriges Stück Arbeit ist, sich in diesem doch zierlich genug geordneten Wirrwarr zu orientieren.

Man könnte Bände über den Inhalt, die Mysterien ihres Arbeitskörbchens schreiben; man könnte — halt — man kann — das Märchen ihres Lebens von den Wänden ablesen, aus den Winkeln zusammensuchen.

Gelobt sei der Gedanke!

Laßt es uns versuchen!

Was haben wir hier? Ein altes schwarzledernes Gesangbuch mit Messingklappen. Dem Erzähler, dem Biographen ist es vergönnt, einen Blick auf die erste, einst weiße, jetzt vergilbte Schmutzseite des Buches zu werfen. Da steht mit ziemlich erblaßter Tinte:

„Heute am 1. Juni 183—, nachmittags sechs Uhr, hat mir meine liebe Hausfrau durch die Gnade Gottes eine Tochter geboren, die nenne ich: Klara, Luise, Auguste! Gott geb' ihr ein fröhlich Herz immerdar!

Martin Friedrich Aldeck,
Organist und Kustos allhier zu St. Gereon."

Klärchen Aldeck heißt das Kind dort an dem Arbeitstischchen!

Klärchen Aldeck ist die Heldin dieser verworrenen Historien!

Ein fröhliches Herz wünschtest du deinem Kinde, alter Orgelspieler? Schlafe ruhig unter deinem Hügel an der Seite deiner Hausehre — dein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Sie weint freilich oft genug in ihrer verwaisten Jugend, aber solange es Blumen und Sonnenschein, kleine Kinder und freundliche Augen um sie geben wird, so lange wird ihr auch nicht fehlen das fröhliche Herz deines Wunsches.

Oder doch? Wäre es doch möglich, daß ihr das fröhliche Herz einmal unwiederbringlich verloren ginge im Kampfe mit der bösen, kalten Welt?

Gott gebe dir eine selige Urständ, Martin Friedrich Aldeck; sie selbst wird dir nicht verloren gehen.

Sieh, da flattert ein verirrter Vorfrühlingsschmetterling in das Fenster und setzt sich dicht vor Klärchens Näschen ohne Scheu auf ein Rosenblatt.

Könntest du das doch sehen, Martin Aldeck! So lächeln nur Kinder auf der Erde und Engel im Himmel.

Ich glaube gar, sie beginnt eine Unterhaltung mit dem kleinen geflügelten Wesen?!

Könntest du das doch hören, Martin Aldeck!

„Hei, guten Tag, kleiner Tor! Ihre Dienerin, kleiner Herr! Was suchst du hier in der häßlichen, schmutzigen Stadt? Warum bliebst du nicht draußen, Bürschchen? Wäre ich an deiner Stelle,

ich würde hier mich gewiß nicht finden lassen! Sag mal, sind die Himmelsschlüsselchen noch in Blüte?" . . .

Mit Grüßen an alle hervorlugenden Frühlingsblumen flattert das Tierchen davon.

Wie ihr Kätzchen sie umschmeichelt und umschnurrt und sich in die Falten ihres Kleides wickelt! Sie wirft ihm ein Garnknäuel herab, welches das Tier, sich überkugelnd, sogleich im tollen Spiel mitten in das Zimmer schleift. Die letzten Fäden lösen sich ab von dem Kern, einem zusammengefalteten Papier . . .

Hab' ichs nicht gesagt, daß wir viel Geheimnisvolles ergründen würden? Die Auffindung der verlorenen Bücher des Livius wäre mir nicht so lieb als die Findung dieses Papierchens. Hier haben wir das vor Augen, was das Volk einen „Planet" nennt.

Klärchen Aldecks Planet! Klärchen Aldecks Planet! Hab' ich's nicht gesagt, daß sie allerlei Sonderbares zusammenschleppe?

Und sie hat Garn darauf gewickelt?! Ah!

Schnell, schnell! wie spricht der weise Seher des Volkes?

„Ein Mägdlein geboren unter den ersten vierzehn Tagen des Monats Juni ist der Natur warm und feucht, der Komplexion sanguinisch. Ist kleiner Statur und hat ein Grübchen in der Wange, wenn sie lacht. (Klärchen, Klärchen! Grübchen im Kinn, Schelmchen im Sinn!) Hat kleine Augen (Laß dich mal anschauen, Klärchen! Wahrhaftig, klein und braun und funkelnd wie ein Tautropfen in der Morgensonne!) und ist beredsam und voll süßer Worte. (Ob jener Schmetterling wohl verstanden hat, was sie ihm sagte?) Sie weint gern und lacht lieber, und an Herzklopfen wird's ihr auch nicht fehlen. (Ei ja, das bringt das Leben so mit sich!) Zum Leichtsinn ist sie geneigt. (Holder, beseligender Leichsinn, was wäre unser Leben ohne dich, du lustiger Gaukler?

O ihr meine Brüder und Schwestern im Leichtsinn, seht sie euch recht an jene ernsthaften Toren, die euch alle Augenblick am Ohr zupfen möchten; seht sie euch recht an . . . Klärchen, mein liebes kleines Klärchen, wie freue ich mich, daß du leichtsinnig bist!) Sie geht mit vielen um und wird lieb gehalten. (Lieb gehalten? Ja, ja, ja, ja!) Gold und Geschmeide wird sie an ihrem Leibe tragen und zum Heiraten sind ihr glücklich die, welche in der Höhe ihre Hantierung treiben. (Dachdecker? Luftschiffer? Dichter? Seiltänzer? Gelehrte? . . .) Sie schläft mit Melancholey und viel grillisierenden Gedanken. Überlebt sie das achtzehnte Jahr, so kommt sie in die achtziger Jahre — — —"

Klärchen, Klärchen, was hat da der Prophet deinem Geburtstage alles abgesehen! Kannst du nun dafür, daß du ein solches Wirbelköpfchen geworden bist, da du unter solcher Konstellation die Augen aufschlugst?

Klärchen, Klärchen, kann ich deine Geschichte wohl anders schreiben, als wie Rousseau die seiner neuen Heloise schrieb! Auf vergoldetes Papier, die Tinte trocknend mit Silbersand und die Bogen aneinanderheftend mit himmelblauer Seide?!

Rote Tinte will ich wenigstens nehmen und, beim Herzen Evas, wunderliche Geschichten werde ich damit aufzuzeichnen haben.

Hei, was haben wir hier!

Eine leere Bonbonhülse!

Die Süßigkeit ist zwar herausgenascht, aber die Schale, die Schale! die ist merkwürdig für den Belege und Dokumente sammelnden Historiographen. Ein rundes Stück Spiegelglas, umgeben von einem grell kolorierten Blumenkranz und darunter gedruckt:

„Das Bild, das dir entgegensieht,
Das ists, für das mein Herz erglüht."

Wer mag dem Mädchen das verehrt haben?

Halt! „Georg" steht hier gekritzelt?

Klärchen, Klärchen, wer mag dieser Georg sein? — — Klärchen, Klärchen, ist es hübsch, sich in einem solchen Spiegelchen zu beschauen, wenn solche Verse darunter stehen? — — —

Ich habe durchaus kein Bedürfnis, noch weiter nach Dokumenten zu suchen, Kisten und Kasten zu durchwühlen, Körbchen und Taschen auszuleeren, den kleinen Wandschrank zu durchstöbern. In vier Wochen wird Klärchen Aldeck neunzehn Jahre alt und für die kurze Spanne dieses Kinderlebens werden uns wohl die drei Schriftstücke: das Blatt im Gesangbuch, der Planet, die Bonbonhülse, genügen!

Dreist können wir es unternehmen, nach dem Aufgefundenen Klärchens Lebensgeschichte bis auf den heutigen Tag auszuführen.

Unter den Glocken des St. Gereonsdomes steht ein kleines Gebäude, welches auf der einen Seite sich an die Mauer der Kirche anlehnt. Das ist die Küsterwohnung zu St. Gereon, die Geburtsstätte unserer hübschen Heldin. Es ist ein niedriges, schiefergedecktes Gebäude mit vielen Giebeln und gehörte einst zu den Wirtschaftsgebäuden der Kloster- und Domschule. Hinten tritt man durch eine enge Spitzbogentür sogleich in den alten kühlen Kreuzgang, wo die Grabsteine der adeligen Geschlechter, der Patrizier, der geistlichen Würdenträger die Wände entlang lehnen und wo hier und da ein verwittertes Mönchs- oder Heiligenbild mürrisch aus seiner Nische auf den Rasenplatz hinausschaut, welchen der Kreuzgang auf drei Seiten umschließt. Auf diesen selben Rasenplatz lugt auch ein kleines Fenster der Küsterwohnung, im Sommer fast ganz umsponnen von einem kletternden Jelängerjelieberstrauch, und hinter diesem Fenster wurde am 1. Juni 183—, wie das Kirchenbuch und das Blatt im Gesangbuch besagen, Klara Luise Auguste Aldeck geboren, und das Konzert der Vögel in dem Gesträuch und der Linde

auf dem grünen Domhofe klang fröhlich in die ersten Lebenskundgebungen der kleinen Weltbürgerin.

Unter Vögelgezwitscher, Orgel- und Glockenton und dem Gesang der Domgemeinde träumte sich Klärchen ins Selbstbewußtsein hinein. Unter Vögelgezwitscher, Orgel- und Glockenton verfloß ihre erste Jugend. Mit all den grimmigen steinernen und bronzenen Ritter- und Prälatengestalten des Kreuzganges machte sie nach und nach Bekanntschaft. Kindtaufen, Hochzeiten und Totenfeiern belauschte sie von einem dunklen Lieblingswinkel hinter einem der gewaltigen deutschen Pfeiler des heiligen Gebäudes aus. Bis auf die erste Galerie des Turmes gelangte sie ebenfalls und schaute von da zitternd und staunend über das Häusermeer der Stadt und das Ameisengewimmel der Menschen hinweg in die blaue Ferne. Wovon hängt doch oft die Bildung unseres ganzen Charakters ab! Von dem Augenblick an liebte Klärchen Aldeck nichts so sehr als enge Winkel, niedrige Zimmer, Zusammenhuschen — kurz die Welt der Nähe, des Kleinen. Mit zugekniffenen Äuglein, halbweinend ließ sie sich vom Vater die Wendeltreppe wieder hinabtragen und nichts konnte sie in ihrem ferneren Leben dazu bringen, jemals wieder einen Turm zu besteigen.

Fünf Jahre war Klärchen Aldeck alt, als man ihre Mutter begrub, eine stille, sanfte, furchtsame Frau, die an der Auszehrung langsam dahinsiechte, ohne Klage, bis der Tod sie erlöste. Da ward die kleine Küsterwohnung zu St. Gereon gar öde. Der Vater, dessen ganzes Sein und Wesen mit dem heiligen Gebäude, das seiner Obhut anvertraut war, verwachsen war, vertiefte sich mehr und mehr in seine Orgelstudien und sein Werk über die Steinmetzzeichen an den Mauern des Doms, und eine Magd besorgte die Geschäfte des Hauses und die Pflege der kleinen Klara. Viel sich selbst überlassen, versank Klärchen mehr und mehr in ein märchenhaftes Traumleben. Fast ganz abgeschieden von der Kinderwelt ihres Alters schuf

sie sich ihre Gesellschaft selbst. Den Bildwerken des Doms, den Gestalten ihrer Märchenbücher und den biblischen Erzählungen ihres Vaters gab sie Fleisch und Blut und bevölkerte damit ihre Umgebung.

Wenn die Sonne durch die gemalten Scheiben der Kirche fiel, konnte sie stundenlang in einem Chorstuhl zusammengekauert sitzen und dem flimmernden Farbenspiel rings um sie zuschauen. Dem flimmernden Farbenspiel glichen dann auch ihre Gedanken oder vielmehr ihre Träume von Elfen, guten Geistern, schönen heiligen Frauen, Engeln und dem Himmelreich derer, die da sind wie die Kinder.

Wenn aber der Abend herabsank, die Farbenglut der Scheiben allmählich erlosch; wenn die hohen Pfeiler dunklere Schatten warfen, und das ganze Schiff der Kirche in feierlich schwarze Nacht versank, dann wurde ihr kleines Herz bedrückt und angstvoll. Die Heiligenstatuen, die Köpfe in dem Schnitzwerk nahmen dann einen finsteren, hämischen Ausdruck an, und laut aufschreiend stürzte Klärchen zu der Magd, die mit der Reinigung der Kirche beschäftigt war, und klammerte sich bleich und atemlos an sie. Auch diese, welche im Eifer der Arbeit die hereinbrechende Nacht oft nicht bemerkte, schaute dann entsetzt auf, und schnell flüchteten beide durch den Kreuzgang der Kustoswohnung zu.

Andere Gestalten und Gedanken hatte Klärchen für den Sommer, andere für den Winter, wenn der Wind den Schnee auf dem Domhofe umherwirbelte und ihn dann in weißen Sprühwolken in den Kreuzgang trieb. Andere Gestalten tauchten auf unter dem Klange der Orgel und dem Gesange der andächtigen Menge, andere, wenn der Wind allein die Fenster erklirren ließ und das Gebäude mit unheimlichen, unerklärbaren Tönen füllte. — —

So gingen wieder sechs Jahre vorüber. Da legte eines Abends der Vater Aldeck die Feder nieder; der letzte Bogen seines Werkes über die Steinmetzzeichen am Dome von St.

Gereon war ins reine geschrieben. Er zog seine Tochter zwischen die Knie und küßte sie zärtlich, mit schmerzlich trüben Ahnungen. Seit dem Tode seiner Frau hatte ihn nur noch die Beendigung seines Lieblingswerkes aufrechterhalten. Das war jetzt zum Schluß gediehen, sein Tagewerk auf Erden auch: nach einem Jahre starb er, und Klärchen Aldeck war eine Waise. —

Das zwölfjährige, bleiche, verschüchterte Kind wurde von einer alten, kränklichen Verwandten zu sich genommen, aus den gewohnten, stillen, träumerischen Umgebungen ihres Heimathauses herausgerissen und in ein ganz anderes Sein und Leben hinausgezogen.

Wie anders war doch diese Welt!

Da waren Lärm und Zank, Unfrieden und böse Gesichter; die Träume wagten kaum mehr zu dem kleinen Klärchen zu kommen und nur zuweilen zitterte es nächtlich wie ferner Orgelton oder glänzte es wie der Schein einer Weihnachtsfrühkirche durch ihr Herz.

Aber das war selten! Kinder und Kindervölker träumen nächtlich nicht oft, und letzteren ist deshalb jeder Traum auch eine Kundgebung, eine Enthüllung der Gottheit. Aber Kinder und Kindervölker sollen erzogen werden; das Leben und die Zeit treten an sie heran, und das Leben und die Zeit sind mächtig! Aus dem stillen, in sich gekehrten Klärchen ward ein kleiner, flüchtiger Wildfang, ein — Kind der Gassen.

Trotz Grämlichkeit und Alter gewann die Tante die Kleine lieb und verhätschelte und verzog sie vom Morgen bis zum Abend. Klärchen Aldeck ward unser Klärchen, das Klärchen dieses Gassenmärchens, das Klärchen des Horoskopenstellers, des Volkspropheten.

Klein von Statur, mit Grübchen in den Wangen, wenn sie lacht — und sie lacht ja gern —, ein leichtfüßiges, weichherziges Frauenzimmer mit schwarzbraunen Blitzaugen, dunkelbraunem Haar und den prächtigsten weißen Zähnen in dem kleinen,

pfiffigen Mäulchen; allezeit fertig und allezeit saumselig und tausend und einer Tollheit und tausend und einer Liebenswürdigkeit voll!

Als auch die Tante starb, stand Klärchen ganz allein in der Welt. Aber die Welt war ihr nicht fremd und unheimlich mehr; sie lachte der Welt ins Gesicht — sie ward ja „lieb gehalten", wie das Horoskop sagt und wie die leere Bonbonhülse mit dem Namen Georg darauf beweist. —

So finden wir Klärchen Aldeck heute an diesem letzten April in ihrem kleinen Stübchen in der Dunkelgasse, Blumen anfertigend für das große, renommierte Putzgeschäft der allbekannten Madame Mecker in der Königsstraße, auf ihrem kleinen Klavier klimpernd, singend, ihre Locken vor dem Spiegel schüttelnd, Nüsse knackend und — wie der Volksprophet sagt: mit vielen umgehend.

Das letztere soll diese Frühlingsgeschichte lehren!

2. Kapitel. Die Caritas.

Ein Liedchen summend sitzt Klärchen über ihrer Arbeit, und hübsch ist es anzusehen, wie die kleinen geschickten Finger ein Blättchen nach dem andern an die aufgeblühte Rose anheften, die sich unter ihren Händen bildet. Das dumpfe Getöse des Lebens drunten in der Gasse dringt nur verhallend zu ihr herauf und es muß sich wohl hübsch dabei träumen lassen, denn Klärchen lächelt und wiegt das Köpfchen gar zufrieden und glücklich. Sie merkt es nicht, daß der bis jetzt sonnige und klare Himmel des letzten April sich mehr und mehr getrübt hat, daß die dunstigen Wolken sich mehr und mehr zusammengezogen haben: Blättchen auf Blättchen reiht sie ihrer Blüte an, Stunde auf Stunde vergeht. Drei! — Vier! — Fünf! Da ist die Blume fertig und mit einem Ausruf der Befriedigung richtet sich Klärchen auf.

Der Engel des Frühling muß so aussehen, wenn er am letzten Mai dem Juni winkt!

„Gottlob!" sagt die kleine Künstlerin, erhebt sich, schüttelt alle die bunten Fäserchen, Fädchen und Läppchen von ihrer Schürze und wirft einen letzten Blick auf ihr Werk, die Rose, welche sie nun neben einige andere bereits vollendete Blumen auf einem ausgespannten Faden zum Trocknen aufhängt.

Etwas sehr Eiliges, Unaufschiebbares muß ihr eingefallen sein. Mit unendlich zierlicher Behendigkeit, gleich einem Kanarienvogel in seinem Bauer, hüpft sie hin und her, sich zum Ausgehen rüstend. Jetzt erklingt ihre helle Stimme in dem Kämmerchen; jetzt kommt sie wieder daraus zum Vorschein, gestiefelt, in Hut und Mantel — fix und fertig, wie man zu sagen pflegt.

Sie nimmt einen bereitstehenden, sorgsam bedeckten Korb auf und wirft einen prüfenden, zufriedenen Abschiedsblick in den Spiegel; sie nähert sich der Tür — halt! sie scheint etwas vergessen zu haben und setzt ihr Körbchen wieder ab, kniet vor

einer Kommode nieder und beginnt zwischen den Haubenmustern, Lappen und Schachteln drin zu wühlen.

„Eh, wo mag es denn sein?"

Sie richtet sich auf und wirft einen suchenden Blick umher.

„Wo mag ich es denn gelassen haben! Gott, wenn das der Alte wüßte! — Himmel, da ist es? — Na ja, das ist was Schönes; wie mag es dann da hinkommen?!"

Mit einem Sprung ist Klärchen bei ihrem Holzkasten am Ofen und zieht daraus einen — dicken Folianten in Schweinsleder hervor.

„Wenn das der Alte wüßte! Wenn das der Alte wüßte! der würde mich schön ansingen!" sagt sie, den Staub von dem Buche blasend und die Ecken gerade biegend.

„Ah bah, es hat ihm nichts geschadet."

Mit dieser Beruhigung nimmt das Kind seinen Korb wieder auf und tanzt, den Folianten unter dem Arm, im Walzertakt zur Tür hinaus. —

Viele Bewohner hat ein Haus in der Dunkelgasse. Wenn wir Klärchens Stübchen verlassen, so befinden wir uns zuerst in einem dunkeln Gange, welchen nur der hier genau Bekannte ohne Gefahr für Hals und Beine beschreiten kann. Türen gehen von beiden Seiten auf diesen Gang und an die letzte derselben klopft Klärchen an.

Ein heiseres „Herein" antwortet ihr, und ein kleiner, ältlicher, weißhaariger, gebückter Mann erhebt sich bei ihrem Eintritt aus einem Lehnstuhl am Fenster und streckt ihr lächelnd die Hand entgegen, welche Klärchen, ihren Handkorb auf den Boden setzend, ergreift und herzlich schüttelt.

„Nun, Papa Ostermeier, wie gehts, wie stehts?"

Der Alte schiebt die Brille auf die Stirn; sein ehrliches runzlig-lustiges Gesicht verklärt sich ordentlich beim Anblick der beiden dunkeln Augen, die ihn so freundlich anleuchten.

„Wie sollt's gehen, Schatz? Beim Anubis, wie gestern und hoffentlich wie morgen. Schon wieder auf den Beinen, Kind?"

„Ich will nur einen kleinen Sprung nach drüben machen," sagt Klärchen, „mußte Ihnen aber doch vorher noch meinen Besuch abstatten."

„Ungeheuer verbunden, Schelm! Nicht wahr, damit ich nachher an meiner Stubentür notieren könne: Eulenspiegel hic fuit — das heißt auf deutsch: Fräulein Klärchen Aldeck ist hier gewesen — he?"

„Pah," ruft Klärchen. „Meinen Sie, ich verstehe kein Latein oder keine anzüglichen Redensarten? Hier, Papa, da haben Sie das Paar Strümpfe, welches ich Ihnen gestopft habe; was würden Sie ohne mich anfangen! Und hier ist auch Ihr dickes Buch wieder. Kleckse und Eselsohren sind nicht darin. (Sünderin!) Sie hatten es mir aber auch genug auf die Seele gebunden!"

„Nun, wie gefallen dir die Blumen, auf denen das Gewürm umherkriecht, Klärchen?"

„Wunderschön! Ich hätte die Tiere aber doch nicht angefaßt."

„Maria Sibylla Merian war auch eine mutige Dame," sagt lächelnd der Alte, den Folianten sorgsam fortstellend.

„Da ist eine Blume aus dem Tröster!" ruft Klärchen, ein Kästchen aus der Tasche ziehend und eine von ihr nachgebildete phantastische, surinamische Pflanze herausnehmend. „Wie gefällt Ihnen die?"

Jetzt ist die Reihe „wunderschön!" zu rufen an dem Alten, der das kleine Kunstwerk vorsichtig mit zwei Fingern nimmt und die Brille wieder auf die Nase zieht.

„Wie die sich auf dem Kopfe der Gräfin Schlappenburg ausnehmen wird! Was meinen Sie, Papa Ostermeier?"

„Kenne die Dame nicht," sagt lachend der Alte, „aber dein Schelmengesicht, Klärchen, spricht für: ausgezeichnet. Wozu doch die Metamorphose der Insekten von Surinam gut ist!"

Während sich der Naturforscher noch mit der Betrachtung und Untersuchung des Kunstwerks seiner kleinen Freundin beschäftigt, hat diese sich der Fensterbank genähert und schaut durch das dort aufgestellte Vergrößerungsglas.

„Ah!" ruft sie, „wie schön! Das kann ich nicht nachmachen!"

„Das ist die Schönheit der kleinsten Kleinheit," sagt der Alte. „Es ist nur Schimmel, Klärchen!"

„Oh!"

„Gefällt dir das?"

„Jawohl, jawohl, das ist reizend; das kann ich nicht nachmachen!" ruft Klärchen, hat aber nun bereits des Schimmels genug und springt auf etwas anderes über.

„Papa, ist Georg . . ." sie stockt und errötet.

„. . . schon hier gewesen?" fährt der Alte lachend fort. „Da haben wir's wieder! Kommt der Junge, so heißt's: Papa Ostermeier, ist Klär — Fräulein Aldeck noch nicht hier gewesen? Kommst du, so heißt's . . . O Isis und Osiris, ich bin schon still — lauf nicht fort, Mädchen!"

„Nein, nein, nein; ich bin Ihnen jetzt böse!" ruft Klärchen, so rot wie eine Klatschrose. „Ich hätte Ihnen noch so viel erzählen können — das haben Sie davon! Guten Abend!"

„Närrin, sieh doch einmal aus dem Fenster! Weißt du, weshalb es im April so viel regnet?"

„Ach dieser fatale Regen! Nun, Papa, weshalb regnet es denn?"

„Weil die Krauseminze zweitausendzweihundertundachtundfünfzig Gran Wasser trinken muß, wenn sie nur fünfzehn Gran schwer werden soll."

„Bah, dadurch halten Sie mich nicht auf! Ich muß doch fort!"

„Aber Georg ist noch nicht hier gewesen!"

„Einerlei! Guten Abend!"

Und ihren Korb wieder aufnehmend, ihre surinamische Pflanze wieder in die Tasche schiebend, springt Klärchen fort, und lächelnd den Kopf schüttelnd schaut ihr der Naturforscher, Privatdozent Doktor Justus Ostermeier, nach. Vielleicht denkt er, wie er zu seinem Vergrößerungsglase zurückgeht, an eine Zeit, die nicht mehr ist, wo er jung war und nicht die Absicht hatte, als Hagestolz zu sterben.

Wir werden ihm wohl noch öfter begegnen und bei Gelegenheit auch mehr über ihn sagen: er ist ein gar nicht übler alter Bursch. —

Jetzt aber müssen wir unserm Klärchen folgen. Drei Stufen für eine nehmend springt sie die Treppe hinab und ohne Furcht hinein in den Regennebel der Straße. Wie eine Bachstelze hüpft sie über das schlüpfrige Pflaster und verschwindet in dem ihrer Wohnung gegenüberliegenden Hause. —

Eng, steil und dunkel sind in der Dunkelgasse die Treppen der Häuser, die Wände salpeterglänzend, der Boden feucht und moderig. Feucht und moderig ist alles hier, und das Geschlecht, welches auf solchem Boden vegetiert, steht meistens in demselben Verhältnis zu den begünstigteren Schichten der menschlichen Gesellschaft, wie die wunderbare Pilzwelt, die im Schatten, in der Feuchte unendlich aufschießt und verwest, zu den gepflegteren Gewächsen in den Gärten, auf sonnigen Wiesen und Äckern sich verhält.

Wahrlich, wie die phantastischsten aller Gebilde, wie das unübersehbare, unberechenbare Geschlecht der Pilze — das Proletariat der Pflanzenwelt! — schießt es hier empor, das — Proletariat der Menschenwelt, in der Feuchte und im Dunkel, ungepflegt und ungehegt, vergehend im Sonnenlicht, massenhaft aneinandergedrängt, rätselhaft dem Auge des Forschers, ein Schrecknis dem Auge des Verwaltungskünstlers: dem Auge Gottes weder ein Rätsel noch ein Schreckbild!

Bleich und abgemagert sind die Gesichter der meisten Bewohner der Dunkelgasse; Haufen schmutziger, zerlumpter Kinder — Pilzgeschlecht! — kauern auf den Treppenstufen der Häuser ... Eine Runzel auf dem Gesicht der großen Stadt ist die Dunkelgasse! —

Hoch hinauf in ein kleines, trübseliges Gemach, den Aufenthalt des Kummers und Elends, böser Gedanken und wilder Träume führt uns jetzt der Genius unserer Geschichte.

Kennt ihr die Caritas der Gassen? Sie führt keine Traktätchen in der Tasche; es ist nicht jene jämmerliche Mischung von Neugierde und Langeweile, welche sie hinabtreibt in dumpfe Kellerhöhlen, hinauf in windige Dachstuben. Die Caritas der Gassen besucht das Elend nicht, weil die Gegensätze pikant sind, weil Lumpen malerisch sein können. Die Caritas der Gassen, die Caritas im Volk ist Empfindung, während die Caritas über dem Volk meistens Koketterie ist!

Und der Caritas der Gassen folgen wir auf ihren Wegen der Barmherzigkeit; wir steigen mit ihr, mit unserm Klärchen, hinauf in eine solche Wohnung, wo Krankheit und ein verdunkeltes Herz im Wettkampfe liegen: wer von ihnen am leichtesten und sichersten ein menschliches Wesen zur Verzweiflung zu bringen vermöge. —

„Guten Abend, Meister Plock!" ruft Klärchen, ehe sie die schmutzigen Stufen der Treppe betritt, hinunter in die kellerartige Wohnung des hier wohnenden Schuhmachers.

Sogleich hört das Hämmern des Meisters auf, der Gassenhauer des Gesellen bricht ab, der Lehrjunge ist gerettet vor der Ohrfeige, welche die Meisterin ihm eben angedeihen lassen wollte. Verschiedene Köpfe erscheinen in der offenen Tür und ein Chor von Stimmen erwidert in den verschiedensten Tonarten den Gruß der kleinen Blumenmacherin.

„'s is 'n Herze!" sagt der Meister und läßt mit Emphase

den Hammer auf den Stiefel fallen, welchen er zwischen den Knien hält.

Hinauf, hinauf die steilen Treppen!

Die Caritas der Gassen hält nicht das Fläschchen mit Kölnischem Wasser unter die Nase, als sie die Tür der Mansarde öffnet, die das Ziel ihrer Wanderung ist; sie zieht nicht ihre Gewänder fester an sich, damit sie nicht die ärmlichen, schmutzigen Gerätschaften oder den schwarzen, feuchten Fußboden streifen; die Caritas der Gassen denkt nicht daran, was heute abend am Teetisch der und der zu der tiefempfundenen, ergreifenden, poetischen Schilderung der und der Misere sagen werde . . .

Die Fenster der Dachstube, zu welcher Klärchen hinaufsteigt, sind mit armseligen, zerrissenen Vorhängen verhüllt. Nur ein einziger schwacher Lichtstrahl fällt durch einen Riß auf die Bibel im Schoße eines am Fenster sitzenden jungen Mädchens. Auf einem Lager, dessen Gestell alt und ärmlich, dessen Kissen aber neu und fast elegant sind, liegt regungslos, die Hände auf der Decke gefaltet, eine Frau, hager und bleich, die Augen eingesunken und erloschen.

Horch, was das Kind liest:

„Es ist ein elend und jämmerlich Ding um aller Menschen Leben, vom Mutterleibe an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist. Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod . . ."

Ein Seufzer, welcher von dem Bett in der Ecke hertönt, unterbricht die Lesende. Mit leisen Schritten nähert sie sich dem Lager und beugt sich über die kranke Frau.

„Wünschen Sie etwas, Madame?"

„Gib mir zu trinken, Ruth," sagt die Frau mit fremdartigem Akzent.

Das junge Mädchen hält das Wasserglas an die Lippen der Kranken, die darauf erschöpft wieder zurücksinkt.

„Soll ich weiterlesen? Es wird so traurig!"

Die Kranke lächelt schwach und nickt; das Kind nimmt seinen Platz am Fenster wieder ein.

„Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod. Sowohl bei dem, der in hohen Ehren sitzet, als bei dem Geringsten auf Erden; sowohl bei dem, der Seiden und eine Krone trägt, als bei dem, der einen groben Kittel anhat.

Da ist immer Zorn, Eifer, Widerwärtigkeit, Unfriede und Todesgefahr, Neid und Zank.

Und wenn einer des Nachts auf seinem Bette ruhen und schlafen soll, kommen ihm mancherlei Gedanken bei."

Mit einem lauten Schrei fährt die Kranke auf ihrem Lager empor.

„Hör auf! Hör auf! guai a me!" ruft sie mit einem solchen Ausdruck der Angst, des Entsetzens auf dem bleichen, abgemagerten Gesicht, daß Ruth erschrocken die Bibel vom Schoß gleiten läßt und zu der Kranken hinspringt.

„Madame, Madame, was ist Ihnen? Hilfe! Hilfe! Sie stirbt — o Madame, Madame!"

In diesem Augenblick erscheint Klärchen Aldeck in der Tür. Auch sie eilt entsetzt auf das Lager der ohnmächtig gewordenen Frau zu.

„Sie stirbt! Sie stirbt!" ruft Ruth, in Verzweiflung zu dem jungen Mädchen aufblickend.

„Nein, nein, sie ist nur ohnmächtig! Warte, ich will sogleich zu dem fremden Doktor springen, der unter euch wohnt! Ich bin gleich wieder zurück!" . . .

Einige tödlich lange Augenblicke vergehen der armen Ruth, die neben dem Bette der kranken Frau kniet und die kalten Hände derselben in den ihrigen zu erwärmen sucht. Aber die Angst und der Wunsch, Hilfe zu bringen, haben Klärchens Schritte beflügelt. Schon erscheint sie wieder auf der Türschwelle, begleitet von dem „fremden" Doktor.

Über letzteren müssen wir etwas Näheres sagen.

Kaum drei Wochen sind vergangen, seit er sich, Klärchens Fenster gegenüber, in der Dunkelgasse einmietete, und obgleich es sonst in einer größeren Stadt jedem gestattet ist, zu leben wie er will — soweit es die Polizei erlaubt —, so hat doch der Doktor Hagen ausnahmsweise die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft im höchsten Grade auf sich gezogen. Seltsame Gerüchte über ihn und seine Lebensweise sind in Umlauf gekommen, und es läßt sich nicht leugnen, daß auch Klärchen trotz ihrer Angst mit einem Gemisch von Neugierde und Scheu an seine Tür klopfte.

Zuerst hat der Doktor seine Wirtin dadurch petrifiziert, daß er, anstatt wie ein vernünftiger Mensch die Nächte gemütlich in einem Bette hinzubringen, in einem „von der Decke baumelnden Sack" schläft, wenn er wirklich schläft, was von der braven Frau noch sehr bezweifelt wird, da sie nächtlich, aus dem Schlafe erwachend, noch jedesmal seinen Schritt über ihrem Kopfe gehört hat. Ein Faktum ist, daß des Doktors Lampe am spätesten in der Dunkelgasse erlischt, und daß Klärchen, die mit den Vögeln aufwacht, oft genug dieselbe an den trüben Aprilmorgen der letzten drei Wochen durch den Nebel hat schimmern sehen. Man hat dem Mann viel an der Nase ansehen wollen, und das ästhetische Frauenzimmer, Fräulein Aurelie Süßmilch, hat ihn sogar für einen heimlichen Lara, einen Vampir erklärt. Bah! der Polizeisekretär Grapscher hat ihr geantwortet: „Wir haben ihm eine Aufenthaltskarte gegeben und auf uns kann man sich verlassen, Fräulein!" —

Der Doktor Hagen ist groß, hat eine hohe, oft etwas finstere Stirn, schwarzes, etwas dünnes Haar, einen schwarzen, ein wenig mit Silber gesprenkelten Bart und schwarze Augen, die unter den buschigen Brauen scharf hervorblitzen können. Seine Gesichtsfarbe ist gebräunt, als habe er sich lange unter einer glühenderen Sonne, als die unsrige, aufgehalten. Er hat

kleine Hände und Füße, die den Mann der höheren Stände anzeigen, wie die Romanschreiber sagen — ich habe niemals größere Tatzen gesehen als die Seiner Exzellenz des Grafen Breitfuß-Plattenkopp, der mir keinen Paß nach Österreich geben wollte, und niemals kleinere als die eines Schneidergesellen, den ich auf dem Seziertisch der Charité fand. — Seine ganze Erscheinung erregt beim ersten Blick Aufmerksamkeit, bei etwas näherer Prüfung in der Tat das höchste Interesse. Man sieht diesem Kopfe Charakterfestigkeit, ja, unbeugsamen Willenstrotz an; diese Augen haben sich nie vor dem Anblick einer Gefahr geschlossen; diese Lippe hat sich nie erniedrigen können, zu schmeicheln, demütig zu flehen!

Doch genug! Bei Klärchens Anblick haben die Augen des Doktors nicht drohend gefunkelt; bereitwillig ist er der kleinen Hilfeflehenden hinaufgefolgt zu der Dachstube der Kranken — er schien sogar zu erschrecken. Der Doktor Hagen ist kein Lara, keiner jener zahnwehfreien, kopfwehlosen Helden moderner Romane; er schläft so gut wie andere Leute (er schnarcht sogar), wenn auch in einer Hängematte und kürzere Zeit. Er hat bloß ein Stück Leben auf weiten Reisen gesehen und die schwere Kunst gelernt, alles von zwei Seiten zu betrachten; eine Kunst, die in allem billigdenkend macht. Nichts aber ist den Menschen so fremd als die echte, die wahre Billigkeit, die für jede Tat, selbst für die böseste, den Urgrund und damit — ihre Berechtigung aufzufinden sucht. Bis auf den letzten Tropfen Tinte, bis auf die letzte Gänsefeder will ich den Satz verteidigen, daß in der heutigen Gesellschaft niemand mehr anstoße und verletze als solch ein Billigdenkender. Wir sind viel zu tugendhaft, viel zu tugendstolz — uns kann die Oberfläche genügen! In den Büchern, aus welchen wir unsere Moral schöpfen, steht noch viel zu viel von dem Herzen, welches auch Gemüt heißt, noch viel zu wenig von dem, welches ein zuckender, pulsierender Fleischklumpen unseres Körpers ist. —

Die kranke Frau in der armen Dachstube hat dem Doktor einmal vor langen Jahren ein großes Herzeleid angetan, sie hat ihn verlassen, und er — liebte sie. Aber er weiß, wie es kam, daß sie ihn verriet und verließ, und deshalb ist er ihr, als er sie elend und unglücklich wiederfand — sie erkannte ihn mit ihren trübgewordenen Augen nicht —, gefolgt, sie schützend, so viel in seinen Kräften stand. Und als sie in der Dunkelgasse todesmüd niedersank auf ihr Krankenlager, war er wieder neben ihr und gab ihr die kleine Ruth zur Wärterin und wachte selbst über sie, obgleich er sie nicht mehr liebte. —

Aufmerksam beugte sich der Doktor über die Ohnmächtige und zählte das leise, kaum bemerkbare Klopfen des Pulses nach.

„Hat die Kranke vielleicht eine große geistige Aufregung erlitten?" fragte er.

„Nein, gar nicht," schluchzte Ruth. „Ich las ihr aus der Bibel vor, da stieß sie auf einmal einen Schrei aus und verlor das Bewußtsein."

„Ich bin sogleich wieder hier!" sagte der Doktor und verließ das Zimmer, während die beiden jungen Mädchen am Bette der Kranken zurückblieben.

„Sei nicht ängstlich, Ruth Rosenstein, du wirst sehen, daß es nichts zu bedeuten hat!" tröstete Klärchen. „Nachher kannst du auch einmal in meinen Korb gucken, ich habe euch was mitgebracht . . . da kommt der Doktor wieder!"

In der Tat trat Hagen wieder ein. Zuerst hielt er nun der Kranken eine gläserne Phiole unter die Nase. Ein scharfer, metallartiger Geruch durchduftete das Zimmer. Die Ohnmächtige gab sogleich Zeichen von Unruhe zu erkennen, sie griff krampfhaft mit den Händen auf der Bettdecke hin und her und schlug zuletzt die Augen auf. In einem konvulsivischen Zucken löste sich der Krampf; der Doktor goß aus einem anderen Fläschchen eine rötliche Flüssigkeit in ein Glas mit frischem

Wasser und wies mit leiser Stimme Ruth an, der Kranken von Zeit zu Zeit etwas von der Mischung einzuflößen.

„Die Kranke muß jetzt Ruhe haben; sorgen Sie dafür, Ruth, daß sie so wenig als möglich gestört werde," sagte er. „In zwei Stunden werde ich zurückkehren; kommen Sie, Fräulein Klärchen Aldeck!"

Fräulein Klärchen Aldeck schaute ziemlich verwundert auf bei der Nennung ihres Namens und folgte, nachdem sie der kleinen Ruth noch einmal die Hand gedrückt und auf ihren auf dem Tische stehenden Korb gewiesen hatte, auf den Fußspitzen schleichend, dem Doktor. Dieser nahm noch die herabgefallene Bibel auf, warf einen Blick auf die offen gebliebene Seite und legte sie dann leise auf die Bank des Fensters. —

Als beide auf dem Vorplatze waren, fragte der Doktor lächelnd: „Fräulein Klärchen Aldeck, scheint Ihnen das so sonderbar, daß ich Ihren Namen weiß?"

„Ich kenne den Ihrigen ja auch!" sagte Klärchen errötend. „Wir sind Nachbarn, da erfährt man so etwas wohl."

„Weshalb schauten Sie denn aber mich so verwundert an, als ich Sie mit Ihrem hübschen Namen anredete?"

„Ach, habe ich verwundert aufgeschaut?"

„Ganz gewiß!"

„Ach Torheit! Ich dachte, mich kennten Sie nicht; Sie sehen immer so — brummig aus. Da ist Ihre Tür — guten Abend, Herr Doktor Hagen! Machen Sie die arme Frau dort oben bald gesund!"

Einige Augenblicke, nachdem Klärchen bereits verschwunden war, stand der Doktor, die Hand auf dem Türgriff, noch da. „Klärchen Aldeck, Klärchen Aldeck," sagte er sinnend. „Das ist ein hübscher Name! So war vielleicht meine Schwester Kornelie vor langen Jahren." Dann mit der Hand über die Stirn fahrend, sprach er leise vor sich hin: „Gutes Kind, die dort oben kann niemand wieder gesund machen!" . . .

Damit trat der Doktor in sein Zimmer; Klärchen aber langte glücklich in demselben Augenblick in dem ihrigen an, und während der Doktor sich hinsetzte, um das Buch Jesus Sirach aufzuschlagen und über dem Verse zu träumen, der die Kranke so erschreckt hatte, sang sie lustig ihr:

„Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod . . ."

in die zunehmende Dämmerung hinein. Auf jeder Stufe der Treppe hat sie einen der von jenseits mit herübergebrachten trüben Krankenstubengedanken verloren. Wie ein Kind ist sie eines dumpf hinbrütenden Grämens noch nicht fähig; wie ein Kind flattert sie noch von einer Seelenstimmung zur andern. Ihr vermischen sich die Affekte noch nicht: Lachen und Weinen, Lust und Schmerz klingen wie einzelne reine Töne in ihr auf.

Des Liedes vom „Reitertode" müde, fällt Klärchen in die Melodie des „grünen Jungfernkranzes" und ist eben bei „Friedrich Wilhelm täten die Lorbeern zieren" angekommen, als sich draußen ein schwerfälliger Tritt hören läßt, welcher sich ihrer Tür nähert.

„Ein Brief! — Stadtpost! — Sechs Pfennige!" ruft die heisere Stimme eines Briefträgers herein.

„O Gott, an mich?" ruft Klärchen, die Aufschrift im schwachen Lichte des Fensters studierend.

„Sechs Pfennige — sechs Pfö—ö—önnige!" wiederholte der Postmensch.

„Ja gleich! — Hier!"

„Wird schon recht sein — 'n Abend!" sagt der Merkur und stapft ab.

Klärchen aber wendet und dreht den Brief nach allen Seiten.

„Da bin ich doch neugierig! Georg schreibt so weitbeinig nicht. — Erst muß ich aber doch Licht anzünden."

Nachdem dies geschehen, öffnet Klärchen erwartungsvoll die Depesche . . . Sie liest . . .

Was hat das Mädchen?

Sie errötet! . . . Sie lacht! . . . Sie stampft mit dem Füßchen den Boden!

Wer hätte gedacht, daß dieses Gesichtchen solche — Gesichter schneiden könnte?! Wird das Mädchen toll?

„Das ist himmlisch, das ist göttlich — einzig! O, wie wird sich Georg darüber ärgern!" ruft sie, nach Hut und Mantel springend. „Heißa, das ist nicht mit Geld zu bezahlen, das ist sechs Pfennige wert!"

Fort ist sie wie der Wind, das Papier zusammenknitternd und es lustig über dem Kopfe schwingend.

3. Kapitel. In der Blutgasse.

Trip — trip — da kommt sie durch die Abenddämmerung und den feinen, warmen Frühlingsregen. Vorsichtig schlüpft sie so dicht als möglich an den Häuserwänden hin und wirft nur dann und wann einen flüchtigen Blick auf die Herrlichkeiten irgendeines Ladenfensters, das sich eben erleuchtet. Wir dürfen ihr ja nicht von der Seite weichen; unser Klärchen ist gar leichtfüßig und bald verloren unter der Menge, die sich in den Straßen umhertreibt.

Da haben wir's! Wo ist sie geblieben? Schnell, schnell, um jene Ecke bog sie! Gottlob, gesegnet sei der Weiber Putzsucht: da schaut sie wieder in einen Haubenladen!

Ob ich sie selbst wohl einmal „unter die Haube" bringen werde? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß es mir noch viel Mühe und Not kosten wird, ehe ich den Wildfang in dieses Büchlein eingesperrt habe! —

Weiter, weiter, ihr nach! Schattenhaft gleitet sie über das spiegelnde Straßenpflaster, durch den Regennebel und den Schein der Lichter. Heah, man kommt ganz außer Atem.

Da — an der Ecke der Lavendelstraße prallt sie an eine ihr aus der Thymiangasse entgegenkommende Gestalt.

„Annchen?!"

„Klärchen?!"

Ein anderes Kind aus den Gassen! Das ist Annchen Seibold, die Tochter des Antiquars Seibold.

Sie ist blond und zierlich gebaut, und der Maler Schwindel sagte neulich zu dem Buchhandlungsgehilfen Ernst Papphoff: sie müsse notwendig sich in irgendeiner alten Kirche von dem Goldgrunde eines altdeutschen Altarblattes losgelöst haben und, die Flügel zurücklassend, aus dem Rahmen gehüpft sein. Der Literaturverbreiter schnauzte aber den edlen Künstler ge-

waltig an und riet ihm, die Nase nicht in Dinge zu stecken, die ihn nichts angingen. —

„Wo kommst du her?" fragt Annchen.

„Wo rennst du hin?" fragt Klärchen. „Das ist was Schönes! Wenn das dein Vater wüßte, daß du dich bei solchem Wetter in den Straßen umhertreibst."

„O, ich, ich — wollte . . ."

„Ha, ha, ha!" lacht Klärchen. „Ich, ich wollte . . . ist das ein Frauenzimmer! Sieh, da ist er ja schon! Heda, hier — hier, Herr Papphoff."

„Um Gottes willen, Schreihals! Was sollen die Leute davon denken? Willst du den Mund halten, Klärchen!"

„Was die Leute davon denken, geniert keinen großen Geist!" lacht Klärchen. „Sieh, da kommt das Ungetüm schon; nun, Mädchen, was stößest du mich in die Seite — du — du stilles Wasser!"

Er ist doch ein glücklicher Kerl, dieser Buchhändler! Mit zwei Sätzen ist er an der Seite der beiden jungen Mädchen.

„Aber Annchen," sagt jetzt sehr ehrbar Fräulein Klara Aldeck, „wie konntest du den Herrn auf diese Weise, über drei Straßen weg, herschreien? Wenn ich das deinem Vater sagte, Mädchen. Sieh mal, wie Herr Papphoff durch den Schmutz getrappelt ist."

„Ach Gott, wie hat sie mich erschreckt, Ernst! Was sollen die Leute davon denken; sie bleiben ordentlich stehen! Guten Abend, Ernst; bitte, geh weiter!"

„Daß ich ein Narr wäre!" lacht der Buchhändler, und Klärchen meint:

„Das wäre er in der Tat! Übrigens hat er auch einen Regenschirm und den haben wir jetzt sehr nötig. Es fängt ernstlich an zu gießen. En avant trois, Annchen . . . da ist ein Rinnstein . . . chassez . . ."

„Dann soll er aber wenigstens sechs Schritte hinter uns bleiben!“ ruft Annchen Seibold.

„Das kannst du nicht verlangen,“ lacht der Buchhändler. „Ich habe meinen besten Hut auf und muß jedenfalls mit unter dem Schirm gehen.“

„So geh du mit dem Schreihals, und ich will zurückbleiben.“

„Ne, Kinder!“ ruft Klärchen. „Daraus wird nichts, das kennen wir! Auf diese Weise würden wir nie vom Platz kommen, und ich muß noch zu Eugenie Leiding.“

„Dann macht, was ihr wollt!“ ruft Anna. „Guten Abend!“

Damit springt sie ärgerlich davon; der Buchhändler aber macht schleunigst seinen Schirm zu, schiebt ihn dem „Schreihals“ unter den Arm und stürzt, ohne an seinen neuen Hut zu denken, ohne sich umzusehen, der Flüchtigen nach. Klärchen Aldeck spannt lachend das seidene Regendach wieder auf, überläßt die beiden ihrem Schicksal und marschiert lachend weiter.

„Ist das ein närrisches Volk! Gott bewahre mich!“ sagt sie. —

Es geht die dumpfe Sage, daß ein gewisser Jemand sich einmal vorgenommen hatte, ein Irrlicht zu fangen. Er hatte im Sinn, seinen Hut darauf zu decken und soll sich viele Mühe gegeben haben. Die Geschichte sagt aber nicht, ob es ihm gelang — er selbst sprach nicht gern davon. Das aber ist faktisch, daß er weder Hut noch Stiefel mit nach Hause brachte, und daß er sich am andern Tag ein neues Habit anmessen ließ.

Wir werden dem Buchhandlungsgehilfen Ernst Papphoff wohl noch einmal begegnen an diesem Abend oder in dieser Nacht. —

Klärchen, Klärchen, wohin führst du uns? Ich bin vollständig zu Ende mit meiner Ortskenntnis. Willst du deinem Biographen Hals und Beine brechen lassen?

Halt, da malt sich ein hohes, turmartiges Gebäude schwärzer gegen den dunkeln Nachthimmel ab — gottlob, jetzt weiß ich wenigstens wieder, wo wir sind. Das ist der rote Turm. Wir befinden uns in der Blutgasse.

Blutgasse — das ist ein unheimlicher Name! Manche der alten, hohen Häuser zu beiden Seiten reichen noch zu jenem Tage hinauf, an welchem man diesen engen Durchgang umtaufte und ihm jenen Namen gab.

Auf dem Plane der Stadt könnt ihr noch an den zickzacklaufenden letzten Häuserreihen der Altstadt die einstige Grenze des Weichbildes und den Zug ihrer jetzt verschwundenen Mauern und Bollwerke deutlich erkennen. Jenes alte Gemäuer, der rote Turm, ist noch eins der vielen niedergerissenen Stadttore. Es ist ein prächtiges Stück Mittelalter, dieser alte Torturm, und eben seiner seltsamen Bauart verdankt er seine Erhaltung, während alle seine früheren Genossen nur noch in den rohen Holzschnitten einiger Stadtchroniken fortleben. Am Ende der Blutgasse bildet er einen finsteren Torweg, und von ihm aus lief sonst nach beiden Seiten hin die Stadtmauer weiter fort. — Es war in jenen Tagen des Bürgerreichtums und Bürgertrutzes, wo die Fürsten mehr feindselig vor, als friedlich in ihren Landesstädten saßen, wo die eben erfundenen Feuerrohre, die Blyden und Mangen oft genug ihre Eisen- und Steinmassen hinüber- und herübersandten, es war in jenen Tagen, daß einer der eisengewappneten Landesväter, mit dem Kolben in der Faust zurückgewiesen, durch Überfall und List sich der „stolzen Stadt" bemächtigen wollte. In einer dunkeln Nacht stiegen die besten seiner Ritter und viele gute gerüstete Knechte, durch Verrat begünstigt, über eine unbewachte Stelle der Stadtmauer. Aber Klopperke, der Poltergeist der Stadt, der in dem roten Turm hauste und wahrscheinlich noch haust, zählte sie grinsend ab und schwang lustig seine rote Tarnkappe, als sie einer nach dem andern hinab in die Kirchgasse geschlüpft

waren. Dann erschallte der Alarmruf durch die schlafende Stadt; die Fenster erhellten sich, die Bürger stürzten aus den Häusern mit der ersten besten Waffe in der Hand, die Glocken der Klöster und Kirchen heulten Sturm, und die Straßenschlacht wütete bis zum anderen Morgen. Als die ersten Strahlen der Sonne das Kreuz auf dem Gereonsdome beleuchteten, drängte der Rest der Angreifer todmüde, eine blutige Spur hinter sich zurücklassend, der Mauer wiederum zu. Vergebens — sie hatten gewaltige Fäuste, die ehrsamen Gewerke; prächtig heißes Wasser gossen die braven „arbeitseligen" Weiblein den Feinden auf die Beulen und in die Wunden; kein Mann kam davon, dem draußen harrenden Landesvater den Ausgang der Seinigen zu verkündigen. Darum heißt jenes Haus dort, welches sich so sehnsüchtig mit der einen Seite an seinen Nachbar lehnt, die „scharfe Ecke"; deshalb wird bis auf den heutigen Tag diese Gasse die „Blutgasse" genannt und — in der Blutgasse hält in diesem Augenblicke Klärchen Aldeck vor dem hohen, schmalen, finsterblickenden Hause, genannt „zur scharfen Ecke", an.

Was, Mädchen, da hinein?

Richtig, sie schlüpft in den dunkeln Gang. Nun denn in Gottes Namen ihr nach! Wir haben es ja einmal unternommen, ihr zu folgen; nehmen wir also auch die Konsequenzen auf uns.

Das Mädchen muß sehr vertraut sein mit den halsbrechenden Treppen in diesem Hause. Klärchen, bedenke, daß es in den Häusern der Blutgasse keine Gaserleuchtung gibt und daß es eben acht Uhr auf der Ulrichskirche schlägt. Was soll aus deiner Lebensgeschichte werden, wenn dein Biograph das Genick bricht?

Gottlob, endlich scheinen wir nicht mehr höher steigen zu können! Nach meiner Berechnung müssen wir uns im vierten Stockwerk befinden.

Leise klopft Klärchen irgendwo an. Irgendwo! ich wage es nicht, die Weltgegend bei der Dunkelheit näher anzugeben.

Eine Tür öffnet sich und ein Lichtstrahl fällt in die Finsternis des Vorplatzes, auf welchem wir uns befinden. Eimer, Besen, Handkörbe versperren überall den Weg. Ein weinendes Kind hinter einer Tür, die kreischenden Töne einer schlechten Geige hinter einer andern, ein Frauenkopf, der aus einer dritten vorschaut, deuten uns die Menge der Familien an, die hier hausen.

„Schönen guten Abend, Frau Gockel!" nickt Klärchen der haubenumflatterten Matrone zu und — hüpft in die vierte Tür; wir aber müssen ihr auch jetzt folgen.

Das ist ein sonderbarer Anblick!

Eine grüne, verdeckte Studierlampe wirft ihr Licht über einen mit Büchern und Papieren beladenen Tisch und läßt den übrigen Raum des gar nicht so kleinen Zimmers in tiefer Dämmerung. Ein Lehnstuhl ist in die Nähe des Arbeitstisches gezogen, und ein junges, bleiches Mädchen sitzt schlummernd in demselben, den Kopf zurückgelehnt, die Hände im Schoß über dem Strickzeug gefaltet. Von einem andern Stuhl ist in demselben Augenblick, wo Klärchen eintritt, ein junger Mann aufgesprungen, welcher leise, um die Schlafende nicht zu erwecken, der Besucherin entgegentritt. In der Ausstattung des Zimmers ist eine gewisse Mischung von Eleganz und Dürftigkeit bemerkbar. Ein schönes, tafelförmiges Pianoforte nimmt sich fast seltsam neben den übrigen Gerätschaften aus, die nicht recht zueinander passen. Vor dem einfachen Sofa liegt eine schöne Decke, und das Bücherfach von Tannenholz weist eine erlesene, gewiß teuere Sammlung von deutschen und ausländischen Klassikern auf. Es scheint, als sei ein Teil der Zimmerausstattung von den Bewohnern aus dem Schiffbruch eines glanzreicheren Lebens gerettet, als sei der andere Teil, den eintretenden Bedürfnissen gemäß, nach und nach mit geringeren Mitteln angeschafft. —

Ein freudiges Lächeln fliegt bei dem Eintritt Klärchens über

die Züge des jungen Mannes. Es ist ein eigentümliches Gesicht! Selbst bei dem unzureichenden Schein der kleinen Lampe bemerkt man, daß die Hand der Sorge schon schwer auf diesem jungen Haupte gelastet habe. Die Züge sind fein, aber etwas weichlich und tragen den Stempel der Angegriffenheit, der Abspannung; die Augen haben etwas Träumerisches, Zerstreutes; die ganze Gestalt ist zierlich und schmächtig.

Das ist Georg Leiding! Der Georg, welcher seinen Namen unter die Bonbonhülse auf Klärchens Arbeitstische gekritzelt hat, der Georg, welcher sich so oft bei dem Naturforscher Ostermeier nach der kleinen Blumenmacherin erkundigt. Jene im Lehnstuhl Schlummernde aber ist seine Schwester Eugenie.

Das Geschwisterpaar ist arm. Der Vater desselben, ein Schulmann in einer ablegenen Provinzialstadt, hatte nach dem Tode seiner Frau, zu sehr beschäftigt mit einem Kommentar des Lukrez, ganz außer acht gelassen, daß sein kleines Vermögen von Tag zu Tag mehr schwand. So hatte er seinem Sohn nichts hinterlassen können, als eine tüchtige philologische Ausbildung, seiner Tochter nichts als seinen Segen. Nach dem Tode der Eltern retteten sich die Geschwister mit den unbedeutenden Trümmern ihres Vermögens nach der Hauptstadt, wo Georg noch eine kurze Zeit die Universität besuchte und dann sich und seine Schwester durch Unterrichtgeben erhielt.

In den Lehrsälen der Aula lernte Georg den alten Privatdozenten Ostermeier kennen, den die Regierung nicht zum Professor machen wollte, weil er der Natur zu tief in die Karten geguckt und die Theologie darüber vergessen hatte. Der Naturforscher lud den jungen Philologen ein, mit ihm durch sein Vergrößerungsglas nach den Infusionstierchen eines Wassertropfens zu schauen. Georg kam und — begegnete auf der Treppe der kleinen Blumenmacherin. Von diesem Augenblick an hatte der Privatdozent seine wahre Freude an dem Eifer des Heuchlers, der alle Augenblicke bei ihm erschien, um seine Naturkenntnisse

zu erweitern. Freilich war Georg oft genug sehr zerstreut und horchte während der gelehrtesten Auseinandersetzung Ostermeiers angestrengter nach der Tür hin als auf die Worte des Alten; freilich sprang er häufig, zur Verwunderung desselben, auf und stürzte hinaus, wenn ein gewisser Tritt draußen erschallte; aber — ein unaufmerksamer Zuhörer ist doch immer noch besser als gar keiner! Die beiden jungen Leute grüßten sich anfangs ziemlich schüchtern und zaghaft, bis die Gelegenheit sie näher zusammenführte. Bald blieb's nicht mehr beim bloßen Gruß auf der Treppe, die beiden fingen an, stehenzubleiben und so weiter, und so weiter — wie es in vielen tausend Büchern aller Zungen zu lesen ist. In Klärchens bis dahin so ruhigem, glücklichem Kinderherzen begann's sich allmählich zu rühren und zu regen. Eine unbekannte, geheimnisvolle, süße Gewalt hatte sich ihrer bemächtigt. Diese Gewalt war nicht da, nicht hier, nicht in den Blumen, nicht im Vogelgezwitscher, nicht im Sonnenschein, und doch war sie allenthalben und zog und zerrte an dem kleinen Klärchen. Oft preßte es ihr das Herzchen zusammen, daß sie anfing zu tanzen und zu singen, um sich Luft zu schaffen; dann wieder dehnte sich dasselbe Herzchen so weit, so weit aus, daß es schier Raum für die ganze, große Welt hatte. Dann aber konnte Klärchen nicht tanzen und singen; sie mußte sich in einen Winkel setzen, ganz still und heimlich. Um keinen Preis konnte sie in solchen Augenblicken das leiseste Wörtchen hervorbringen, und nur in tiefer Nacht, wenn alles im Hause im Schlaf lag, und nichts zu hören war als das leise Picken der Hausuhr auf dem Treppenabsatz, wagte sie es, eine glückliche Träne im Auge, in ihr Kopfkissen zu flüstern: „Er liebt mich! Er liebt mich!" —

Der alte Ostermeier aber stieß einen langen, verwunderungsvollen Pfiff aus, als er eines Tages, seine Stubentür öffnend, den wahren Grund entdeckte, weshalb ihn Georg so oft besuche.

„O Isis und Os — beim Anubis!" rief er, während Klärchen mit einem kleinen Schrei verschwand und der Philologe ver-

legen einen — tiefen Diener vor dem Privatdozenten machte und Unverständliches über schönes Wetter und dergleichen hervorstotterte.

Der Naturforscher hatte auch vielleicht einmal etwas von erster Liebe, Jugendliebe und so weiter gehört; jetzt konnte er den ganzen Prozeß unter seinen Augen sich entwickeln sehen, und der gutmütige alte Bursche ward ordentlich jung dabei! —

Aber nun zurück!

„Klärchen!" ruft Georg, der Eintretenden beide Hände entgegenstreckend. „So spät noch, liebes Klärchen?"

„Ich konnte wirklich nicht eher, Georg! Was macht sie?"

„Sie wacht und freut sich, daß du da bist, Klärchen!" ruft die Schläferin, sich in ihrem Lehnstuhl aufrichtend.

Mit einem Sprunge ist Klärchen Aldeck an der Seite ihrer kranken Freundin und beugt mit einem Kuß ihr Köpfchen über das bleiche Gesicht der halb Liegenden.

Weshalb öffnet die Kranke die Augen nicht bei der Umarmung der Freundin?

„Nun, mein Herz, mein Engel, was machen wir heute abend?" fragt Klärchen. „Was hat der Doktor gesagt? Mach, daß du gesund wirst, Kind; es wird Frühling, Frühling draußen!"

„Ja, ich weiß wohl, es ist jetzt die Zeit der Himmelsschlüsselchen," sagt die kranke Eugenie. „Ich möchte wohl einmal wieder den Duft des Waldes atmen. Sind die Schwalben schon da, Georg?"

„Die Schwalben? . . . Danach mußt du Klärchen fragen, Eugenie; ich habe noch keine gesehen. Klärchen aber muß es wissen, sie schießt ja selbst immer hin und her wie eine Schwalbe, und wenn man sie einmal gefangen hat, muß man sie ja festhalten, sonst sperrt sie ihre Flügel auf, und — husch — fort ist sie! Sie ist ein wahres Irrlicht!"

„Danke schön, Herr Naseweis!" sagt Klärchen mit einem

Knicks. „Sag du mal, Eugenie, bin ich ein Irrwisch, wie der Mensch meint?“

Die Kranke lächelt — jetzt schlägt sie die Augen gegen Klärchen auf . . .

Eugenie Leiding ist blind! — Blind seit zwei Jahren; seit ihrer Ankunft in der Hauptstadt. Ein hitziges Fieber warf sie damals nieder; nach langen, langen Leiden stand sie davon auf, krank und — blind!

Zwanzig Jahre alt und blind!

„Du bist unser gutes, liebes Klärchen! Was hätte ich diesen langen, langen Winter hindurch wohl anfangen sollen, hättest du nicht still bei mir gesessen, mit nichts anderm in Bewegung als dem Mäulchen, um mir die Grillen zu vertreiben.“

„Himmel!“ ruft Klärchen ganz ärgerlich. „Ist das ein Schmeichelvolk! Erst bin ich eine landstreicherische Schwalbe, dann ein Irrlicht, welches die Leute in den Sumpf führt, und nun gar ein Schwatzmaul, eine Plaudertasche! Das war es nicht, Kinder, weshalb ich heute abend so spät noch durch Nacht und Nebel gekommen bin.“

Die Blinde streichelt dem jungen Mädchen, das sich jetzt, nachdem es Mantel und Regenschirm weggeworfen hat, neben sie setzt, lächelnd die Wange.

„Sieh mal den Georg an, Klärchen; ich möchte wetten, daß er in diesem Augenblick ein rechtes Armesündergesicht macht, aus Kummer, dich mit einem Irrlicht verglichen zu haben.“

Lachend wendet Klärchen sich nach dem jungen Gelehrten um, welcher, auf ihre Stuhllehne gebeugt, in der Tat in tiefe Gedanken versunken zu sein scheint.

„Komm einmal her, Georg,“ sagt sie, „und versuch einmal, ob du erraten kannst, was ich hier in der Hand habe!“

Es ist eine gar niedliche, kleine Faust, die Klärchen Aldeck dem Philologen unter die Nase hält; so niedlich, daß man es

ihm durchaus nicht verdenken kann, wenn er sogleich einen Kuß daraufdrücken will.

„Halt!“ ruft Klärchen und zieht schnell die Hand zurück. „So haben wir nicht gewettet! — Raten! Raten!“

„Halte sie wenigstens nicht so weit weg, Klärchen!“

„Es soll mich doch wundern, was daraus wieder wird,“ meint Eugenie. „Was mag das Mädchen da wieder aufgetrieben haben?“

„Raten, raten!“ ruft Klärchen, lachend ihr Pfötchen schüttelnd.

„Du hast einen Maikäfer darin?“

„Falsch! Falsch!“

„Dann ist's ein — ein . . .“

„Ein Liebesbrief ist's!“ ruft Klärchen, mit ihrem Geheimnis schadenfroh herausplatzend.

„Alle Wetter!“ ruft der Gelehrte, indem er sich mit einem Sprunge der Hand der Kleinen bemächtigt.

„Her damit — das ist was Schönes! Willst du den verd . . . Wisch gleich hergeben, Mädchen?“

„Bewahre! Fällt mir gar nicht ein!“ lacht Klärchen mit einem unendlich komischen Blick auf den Gelehrten.

„Klärchen, gib ihn her!“ . . .

„Und wenn du wüßtest wie glühend! Er sengt mir ordentlich die Finger.“

„Bitte, bitte, einzigstes Klärchen! — Zum Henker — der Unverschämte! — Klärchen, gib die Schmiererei her — willst du?“

„Um Gottes willen, Georg, das wäre schrecklich undankbar. Es ist ein zu prächtiger Stil! Hahaha!“

„Gib das Blatt her, Mädchen, oder . . .“

„Eugenie, Eugenie, Hilfe! Er zerquetscht mir die Finger!“

„Das sind schöne Geschichten, Klärchen!“ meint die Blinde. „Wer ist denn der Verehrer?“

„Muß sie ihn nicht hergeben, Eugenie?“ wendet sich Georg jetzt an seine Schwester.

„Den Verehrer? Den kannst du kriegen, Jürgel,“ lacht Klärchen. „Aber den Brief — nein!“

„Gib ihm doch lieber die Epistel und nicht den Jüngling; es entsteht sonst noch ein Unglück, Klärchen!“ meint die Blinde.

„Klärchen, gib mir den Brief . . .“

„Nein, Schatz, den bekommst du nicht; aber — wenn du recht artig sein willst, so will ich ihn dir — vorlesen, Georg. Stelle dich da — jenseits jener Ritze im Fußboden hin und — drehe uns den Rücken zu.“

„Wenn ich nur erst weiß, wer der Esel ist!“ brummt der Philologe.

„Kommst du über die Ritze, so erfährst du kein Wort weiter! Nun hört . . .“

„Halt!“ ruft die Blinde. „Lies nicht eher, bis Georg versprochen hat, kein Unheil anzurichten.“

„Versprichst du das, Georg?“

„Meinetwegen! Lies nur. Ist das ein boshaftes Frauenzimmer!“

Wie ein abziehendes Gewitter brummend nimmt der Philologe den ihm angewiesenen Standpunkt ein, während Klärchen sich räuspert wie ein pandektenlesender Professor zu Anfang eines Semesters. Mit dem ganzen Gesicht lächelnd hat sie sich an Georgs Arbeitstisch gesetzt und entfaltet nun über den aufgeschlagenen Liederbüchern Wolframs von Eschenbach, Walthers von der Vogelweide, Ulrichs von Lichtenstein ihr zusammengeknittertes Blättchen. Der arme Sünder jenseits des Rubikon trappelt indes vor Ärger und möchte aus der Haut fahren vor Ungeduld; auch die Blinde richtet sich aufmerksam in ihrem Lehnstuhl auf.

„Hm, Georg — hörst du auch zu?“

„Donnerwetter, fang an, Mädchen!“

„Nun, so gib acht!“

„Hochverehrtestes Fräulein, unvergleichlichstes Wesen! (Was sagst du dazu, Georg? — Pah sagst du?) Kaum wage ich aus der unendlichen Prosa meiner merkantilischen Lebensstellung an Sie, per Stadtpost, dieses Schreiben schüchtern und franko abgehen zu lassen. Aber — es gibt im Menschenleben Augenblicke — sagt der Dichter, und das allein vermag mir den Mut zu geben, Ihnen diesen Blumenstrauß meiner zartesten Gefühle, meiner reellsten Gesinnungen zu Füßen zu legen. Ich erlaube mir also, mich Ihnen hierdurch als Ihren glühendsten, verzweifelndsten Verehrer zu notieren!

‚Auf allen Lebenswegen
Schwebt mir dein Bild entgegen‘

sagt abermals der Dichter, und Ihr tägliches Vorüberschweben, holdestes Fräulein Klara, Ihr tägliches Vorüberschweben vor unserm Geschäftslokal, Firma: Hack & Kompagnie, Grünwinkel Nr. 16, ist es, welches seit Monden meinen innersten Menschen nach außen kehrt und mich fast unfähig macht, meinen schnöden Tagesgeschäften zur Zufriedenheit meines Prinzipals nachzukommen. Tausend elegante Talente, welche durch die miserable Handhabung der Wagschale, der Kreide, des Öl- und Essigmaßes in mir niedergedrückt lagen, platzen auf! Ich kann tanzen und bin zu meiner vollständigen geistigen Ausbildung in der Käsemacherschen Leihbibliothek abonniert; in früheren Jahren habe ich die Flöte geblasen und bin — sollten Sie es wünschen, angebetete Klara — bereit, sobald der Winterfrost aus meinen Fingern ist, diese etwas vernachlässigte Kunst von neuem zu kultivieren.

Himmlische Klara, ich bin verloren, vernichtet, rettungslos den finsteren Mächten des Wahnsinns übergeben, wenn Sie mir nicht einen Ihrer rosigen Finger reichen, um mich aus diesem schauervollen Abgrunde unkaufmännischer Verstörtheit herauszuziehen. Ich verrechne mich, bin grob gegen

die Dienstmädchen und Küchendamen und — dreimal bin ich mit der Ladenleiter umgefallen! Unvergleichlichste, ich schmeichle mir, 24, schreibe vierundzwanzig Jahre, zwei Monat, drei Tage alt zu sein, die reellsten Absichten zu haben, und gedenke mich nächstens in hiesiger Stadt zu etablieren. Ich bin militärfrei.

Himmlisches Fräulein Klara, ich erwarte Sie diesen Abend bis zehn Uhr, wo unser Geschäftslokal geschlossen wird, und bitte Sie, im Fall Sie diesen meinen Solawechsel zu akzeptieren geneigt sein sollten, bei uns einzutreten und — wenn Kunden usw. zugegen sein sollten — gütigst als Zeichen Ihrer Erhörung ein halb Viertel Rosinen zu fordern. Wollen Sie aber meine süßesten Hoffnungen grausam vernichten, so — verlangen Sie nur einen Hering — wir haben die besten — oder ein Lot Quassia, oder was Sie wollen: — die nächste aufgehende Sonne wird wahrscheinlich die erblaßte, verzerrte Leiche Ihres treuesten Verehrers krampfhaft beleuchten. Bis dahin erlaube ich mir hochachtungsvoll und ergebenst zu zeichnen Louis Schollenberger, Handlungsbeflissener. Im Grünwinkel Nr. 16, Firma Hack & Kompagnie: Material- und Drogeriewarenhandlung. Am 30. April 185—

P. S. Nächsten Sonntag, wo ich meinen Ausgehetag habe, würde ich, wenn Sie die Güte haben sollten, meinen Antrag zu genehmigen, vor Ihrem Fenster vorbeireiten. —

Louis Schollenberger."

Georg, welcher lange die ihm angewiesene Grenzlinie überschritten hat, windet sich in Lachkrämpfen auf einem Stuhl neben Klärchen.

Eugenie ruft mit halberstickter Stimme: „Gottlob, daß es aus ist; — der Mensch hat sich verschworen, uns ums Leben zu bringen."

Und Klärchen? Klärchen ist mit der linken Wange auf das

vor ihr aufgeschlagen liegende Nibelungenlied gesunken und trommelt vor Lust mit dem rechten Fäustchen auf dem Tische.

Georg kommt zuerst wieder zum Bewußtsein und bemächtigt sich — auch jetzt noch eifrig genug — der wundersamen Epistel, welche Klärchen ihm diesmal ohne Widerstreben überläßt.

„Grünwinkel Nr. 16 — Hack & Kompagnie — warte, Korinthenprinz!" brummt er.

„Was hast du versprochen, Georg?" fragt Klärchen. „Glaubst du, ich würde die Rosinentüte nicht selbst fordern können?"

„Der Esel!" ruft Georg, den Brief in der Hand umwendend.

„Was sie nur mit der Quassia machen soll?" lacht Eugenie.

„Ich hätte, beim Zeus, Lust, dem Burschen einmal die absolute Idee einer Tracht Prügel zum Bewußtsein zu bringen," sagt Georg.

„Und dreimal ist er von der Leiter gefallen, der Arme! Willst du mich begleiten, wenn ich die Rosinen hole, Georg?"

„Den Hals will ich ihm brechen! — Und du, Mädchen, daß du dich nicht unterstehst, einen deiner tollen Streiche auszuführen! Tu mir den Gefallen, Schwester, und bewache sie mir die ganze nächste Woche hindurch aufs genaueste; wir erleben sonst noch tausendundein Unheil."

„Klärchen, wie ist's," fragt lächelnd die Blinde, indem sie die Freundin an sich zieht, „wen muß ich am meisten bewachen? Pass' ich auf dich, so rennt der Mensch davon, seine blutdürstigen Absichten auszuführen; halte ich aber ihn am Rockschoß fest, so weiß ich recht gut, wer nicht eher Ruhe hat, bis irgendein Unsinn zuwege gebracht ist. Es ist eine wahre Zwickmühle von Unheil!"

„Gib auf ihn acht!" ruft Klärchen Aldeck. „Mir kannst du trauen, ich bin vernünftig!"

„Halte sie fest, du kennst sie!" ruft Georg.

„Puh!" macht Klärchen, den Philologen von der Seite ansehend . . . „Und nun, Georg, gib mir meinen Brief wieder!"

„Fällt mir nicht im Traume ein!"

„Ich tue einen Griff zwischen deine Papiere hier und mache Haubenmuster davon . . ."

„Untersteh dich!"

„Jawohl, sieh her . . . Was haben wir hier! — Ei, das ist schön . . .

‚In dem lüftesüßen Maien,
Wenn der Wald gekleidet stat;
Dann sieht man sich schöne zweien
Alles, was sein Liebes hat,
Und ist miteinander froh,
Das ist recht, die Zeit will's so . . .'

Sollen wir tauschen, Georg?"

„Jawohl, jawohl!" ruft Georg. „Hoch lebe Herr Ulrich von Lichtenstein!"

„Das ist recht — das sind artige Kinder," sagt Eugenie. „Nun verbrenne den Wisch, Georg, obgleich es eigentlich schade darum ist, und sorge dafür, daß Klärchen sicher nach Hause kommt. Es wird spät."

„Wahrhaftig, da schlägt es neun, und es ist so weit nach dem Grünwinkel!" ruft Klärchen.

„Wo ist mein Mantel, wo ist des Buchhändlers Papphoff Regenschirm?"

„Des Buchhändlers Papphoff Regenschirm?" fragt langgedehnt Georg, erst den fraglichen Gegenstand, welchen er eben aus der Ecke geholt hat, ansehend, und dann die Klara.

„Ja, des Buchhändlers Papphoff Regenschirm! Was hast du nun wieder? Mach schnell; bedenke, wie der arme Schollenberger harren wird!"

„Des — Buchhändlers — Papphoff Regenschirm?!" wiederholt der Gelehrte.

„Gute Nacht, Eugenie," sagt Klärchen, die Freundin küssend,

„morgen bringe ich dir eine Handvoll Rosinen — mach's gut so lange, liebes Herz."

„Gute Nacht, liebes Klärchen. Sei artig und ärgere den armen Jörg nicht so. Träume einen hübschen Traum."

„Des Buchhändlers Papphoff Regenschirm!" sagt Georg.

„Komm Georg! Was hast du eigentlich wieder vor? Wo ist mein Gedicht? Komm, lustig:

‚Fort, ganze Kompagnie,
Mit lautem Sing und Sang!'

Gute Nacht, gute Nacht, Eugenie!"

„Ich kehre gleich zurück, Eugenie," sagt der Gelehrte, hinzufügend: „Des Buchhändlers Papphoff Regenschirm!"

„Ja, geh nur!" lächelt seine Schwester. „Ich will so lange wohl allein fertig werden." —

Gegangen sind die beiden; allein mit ihren Gedanken ist die Blinde! Allmählich macht das Lächeln, welches ihr bleiches Gesicht verklärt hatte, solange Georg und Klärchen zugegen waren, einem trüben, schmerzenvollen Ausdruck Platz. Sie legt die Hand über die armen, toten Augen, und eine Träne rollt durch die weißen, feinen Finger und fällt auf das Liederbuch, aus welchem ihr Bruder heute abend jenes alte Gedicht abschrieb, gegen welches Klärchen Aldeck ihren Brief vertauschte.

Gott tröste dich, armes Kind! —

4. Kapitel. Walpurgisnacht.

Da sind wir wieder in den Gassen! —

Dort oben, wo das Licht jenes Erkerfenster erhellt, sitzt ein einsamer Gesell über alten Pergamentbänden, über Prätorii Blocksbergverrichtung und vergilbten Inquisitionsakten aus dem Stadtarchive, ein Werk über Hexen und Hexenprozesse kompilierend. Wir aber machen es vernünftiger und versuchen, ob wir nicht die Walpurgisnacht durchleben können ohne Blut und Feuer, ohne den Hexenhammer, ohne Jobst Höckers und Hermann Hamelmanns schweinslederne „Verzauberungen".

Sunt qui insanissima impudentia Daemones esse negant, sagt Meister Wolffgangus Musculus — es gibt Leute, welche unverschämt genug sind, die Existenz der Dämonen zu leugnen. Wahrlich, er hat recht, der alte Teufelsadvokat, wenn er sich über die Impudenz solcher Leute erbost: überall lebt und webt es ja um uns von guten und bösen Geistern und Geisterchen, die stets uns umschweben, uns zu quälen oder Hilfe und Trost zu bringen.

Sitzt mir nicht in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, ein solcher Kobold im Backenzahn, und sucht er nicht auf alle mögliche Weise, durch Reißen und Rumoren darin, mich dahin zu bringen, die Feder wegzuwerfen und an den Wänden hinaufzulaufen? Hält mir nicht ein anderer dabei höhnisch eine lange, unbezahlte Schusterrechnung unter die Nase und zwingt mich, fortzuschreiben, so schlecht als möglich?

Alle Teufel, Meister Mäuslein, es gehört in der Tat eine gute Dosis Unverschämtheit dazu, das Dasein der Dämonen zu leugnen!

Wohlan! — der Dämon der Walpurgisnacht steige auf! — Abracadabra! . . .

Die Beschwörungsformel ist gesprochen! . . . Eine unsichtbare Hand schüttelt das Kaleidoskop dieser Geschichte. Die bunten Steine und Figürchen rollen und schießen durcheinander, ordnen sich, lösen sich, wechseln Ort und Farbe fort und fort: der Dichter hat nichts weiter zu tun, als das vor seinem innern Auge Vorübergleitende festzuhalten auf dem geduldigen Papier. — — —

Da kommen zwei Gestalten durch die Nacht! Georg und Klärchen? Richtig!

Es wäre vielleicht sehr hübsch, wenn wir erhorchen könnten, was der junge Gelehrte da seiner kleinen Schutzbefohlenen zuzuflüstern hat, denn der Verräter hat nicht umsonst den ganzen Nachmittag und Abend hindurch über seinen Minnesängern gesessen. Aber die Liebe läßt sich nicht gern belauschen; zu nah müßten wir uns an die Fersen des Paares heften.

Es muß uns hier genügen, daß wir auch sie in den Gassen haben, und der Zufall wird sie uns wohl wieder entgegenführen. —

Schon hat sich die Szene verwandelt. —

Eine einzige trübe Hängelampe beleuchtet im Grünwinkel, Numero sechzehn, den Schauplatz der stillen Freuden Herrn Louis Schollenbergers — das Geschäftslokal der Firma Hack & Kompagnie — das Reich der Heringe, der Quassia und der — Rosinen. Auf beide Fäuste gestützt, starrt der liebessieche Jüngling über den öl- und kreidebefleckten Ladentisch hin nach der Tür, mit einem Gesicht wie — ein Topf voll Mäuse. Jeder Tritt, welcher sich derselben nähert, läßt ihn erzittern und entlockt ihm, wenn er sich in der Ferne verliert, ein seufzerartiges Gestöhn. — Sie kommt nicht! —

In dem Kontor, welches zugleich Wohnstube der Firma Hack & Kompagnie ist, sitzt der Chef des Hauses, Herr Gottlieb Martin Hack, und sortiert die am Tage eingegangene kleine

Münze. Von Zeit zu Zeit läßt sich in der Küche, von welcher aus ein Fenster in die Geschäftsstube geht, zwischen dem Klappern und Rasseln der Töpfe eine scharfe, keifende Stimme vernehmen, der draußen ein dumpfes Gebrumm der Magd und drinnen, in der Wohnstube, aus einer grünverhängten Wiege, eine quäkende Kinderstimme antwortet. Ein kleiner, unterirdischer Lehrling, welcher an einem Seitentisch Tüten klebt, setzt dann sogleich die Wiege mit der unzufriedenen Unschuld drin in Bewegung; auch unterbricht Herr Hack selbst wohl seine Beschäftigung, um ein bescheidenes: „Nun, Dinchen, was gibt's wieder?" nach dem Küchenfenster hinzurufen. Haben wir noch zwei andere Kinder, die zwischen den Beinen des Hausherrn umherkriechen, erwähnt, so dürfte wohl die Personalaufzählung der Firma Hack & Kompagnie vollendet sein . . .

„Drei, sechs, neun . . . Was haben wir hier?" ruft auf einmal Herr Hack, mitten im Zählen sich unterbrechend. „Schollenberger! Herrrr Schollenberger! Kommen Sie gefälligst herein . . . das ist der dritte in dieser Woche!"

Ein dicker Seufzer ertönt draußen und einen Augenblick später schiebt sich das rothaarige Haupt des Gerufenen in die Tür, den übrigen widerstrebenden Korpus nachschleifend.

„Herr Schollenberger, schauen Sie mal! Was ist dies?" sagt der Prinzipal, seinem Kommis zwischen dem Daumen und Zeigefinger einen Gegenstand hinreichend. „Was ist das, Herr Schollenberger?"

Der unterirdische Lehrling stellt Kinderwiegen und Tütenkleben ein; die beiden kleinen Gnomen kriechen zwischen den Beinen ihres Erzeugers hervor und heben sich an dem Tischrande neugierig in die Höhe; hinter dem Wandfenster aber, beleuchtet vom Küchenfeuer, zeigt sich die spitze Nase, die unbeschreibliche Dormeuse der Madame Hack.

„Was ist das, Herr Schollenberger?" fragt nochmals der Prinzipal mit finsterer Miene.

Abermals entringt sich ein Seufzer der Brust des Gefragten, und mit empörender Gleichgültigkeit den fraglichen Gegenstand zwischen den Fingern drehend, antwortet er: „Ein Knopf."

„Ein Knopf!" exklamiert der Prinzipal. „Ein Knopf!" kreischt die Prinzipalin. „Ein Knopf!" stammeln die Unmündigen.

„Schollenberger, Schollenberger," sagt der Prinzipal, das Haupt schüttelnd und den Zerstreuten fast wehmütig anblickend, „Schollenberger, was ist das mit Ihnen?"

„Ein Knopf?!" wiederholt Schollenberger, der, total in jenen Gemütszustand, welchen die deutsche Sprache vor einigen hundert Jahren „Törperheit" nannte, versunken, von oben bis unten an sich herumschaut und fühlt: „Meiner ist's nicht!"

Jetzt aber entfällt dem Prinzipal die Papierschere, die er eben ergriffen hat, um Papierstücke zu Geldrollen zu schneiden.

„Nein, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen!" schreit er. „Herr, ist davon die Rede? Hier — hier in der Tagesbilanz fehlt ein Silbergroschen und ist ein Knopf zu viel, Herr! ... Anschmieren haben Sie sich lassen ... was soll ..."

Ein Klingeln draußen unterbricht den Ärgerlichen; mit einem krampfhaften Satze ist Schollenberger verschwunden. Ist sie's? ...

Ein Kinderkopf liegt mit dem Kinn auf dem Ladentisch, und eine kleine, schmierige Pfote schiebt eben einen Tassenkopf ohne Henkel darauf.

„Fürn Sechser Sirup wollte ich."

„O Klara, Klara," stöhnt Schollenberger, als er dem grinsenden jungen Staatsbürger das Verlangte verabreicht. „Klara — da schlägt es zehn ... ah — oh!"

„Zumachen, zumachen, Herr Schollenberger, wir sollen die Bude zumachen!" ruft der unterirdische Lehrling hereinstürzend.

„Kriege ich nich ein paar Rosinen zu?" bittet der kleine Kunde.

„Es ist aus! Verloren!" seufzt Schollenberber.

„Schenken Sie mich ein paar Rosinen!"

„Rosinen? — Ha, Rosinen! — O Klara — Rosinen! . . . Warte, Junge!"

Mit funkelnden Augen folgt der kleine Proletarier den Mienen und Bewegungen des Kommis, welcher ächzend hinter einem Haufen Zigarrenkisten kramt.

Was zieht er da hervor? Ein bewunderndes „Oh!" stößt der junge Proletarier aus. Eine Rosinentüte! — Aber was für eine!

Eine ellenhohe Tüte von rotem Glanzpapier, umwunden mit einem himmelblauen Bande — die Rosinentüte der Liebe!

„Hier!" sagt Schollenberger mit tragisch abgewendetem Gesicht. „Da hast du sie! — — O Klara!"

„Ah!" jubelt der Kleine, mit beiden Händen nach dem Prachtstück greifend. „Danke, danke!"

Mit einem Sprunge, als fürchte er die Reue des Gebers, ist er davon, während der dreihundertsechsunddreißigste Seufzer an diesem Abend sich der Brust des armen Louis entringt. So ist die Welt; das Glück oder Vergnügen des einen wurzelt sehr oft in dem Elend, dem Mißbehagen des andern! — Gemeinplatz!

Eben will Schollenberger seine Verzweiflung brütende Attitüde auf dem Ladentisch wieder einnehmen, als ihn der Lehrling, der schon lange seinen Vorgesetzten mit offenem Munde angestarrt hat, am Ärmel zupft.

„Wir sollen zumachen, Herr Schollenberger!"

„O Klara!"

„Wollen Sie mir helfen, die Fensterladen vorzusetzen?"

Mit vieler Mühe gelingt es dem angehenden Kaufmann, seinen Kollegen in das praktische Leben zurückzuquälen. Die hölzernen Zuckerhüte, die aufgereihten Leimstücke werden hineingenommen. Die Ladenlampe wird ausgelöscht. Schollenberger

bindet seine grüne Schürze ab, wäscht sich notdürftig die Hände, zieht einen anderen Rock an, liefert den zuletzt eingenommenen Sirupssechser dem Prinzipal aus, der etwas von „Knöpfen" murmelt, wünscht der martialischen Prinzipalin einen untertänigen guten Abend, hüllt sich düster in seinen Almaviva, den Stolz seiner Seele, und verläßt, den Hut in die Stirn gezogen, das Geschäftslokal der Firma Hack & Kompagnie im Grünwinkel, Numero sechzehn. — — — In demselben Augenblick verändert sich wieder alles — Gestalten und Ort. — —

Wir sind in einem kleinen, duftenden Boudoir. Teppiche, in welche der Fuß bis an den Knöchel einsinkt, überziehen den Fußboden. Eine silberne Kugellampe auf dem mit Kupferwerken und Albums bedeckten runden Tisch, welcher an den Diwan gezogen ist, beleuchtet die Ausstattung des Zimmers: die Tische in Marketeriearbeit, die niedergelassenen roten Samtgardinen, die Bilder und Statuetten an den Wänden, die überall zerstreut liegenden Spielereien und Nippessachen, welche die Kaprize einer reichen, eleganten Dame um sich zu versammeln vermag.

Auf dem Diwan aber ruht die Beherrscherin dieses duftenden, glänzenden Reichs — ein schönes Weib mit großen, schwarzen Augen und schwarzem, lockigen Haar, welches in prächtiger Unordnung über die weißen Schultern herabfällt. Solche Augen waren es, welche jene Sünderin einst zu dem schönen, heiligen Essäer flehend emporhob, der darin lesen konnte: sie hat viel geliebt — und welcher darauf das ewige Wort hinzusetzte: — viel Sünden werden ihr vergeben werden.

Sie ist bleich und müde — todmüde, die große, berühmte Sängerin Alida, sie, welche vor einer halben Stunde als Donna Anna das Opernhaus vom Beifallsruf der entzückten Menge erzittern machte. Zurückgesunken, mit halbgeschlossenen Augen, schweratmend unterstützt sie das Haupt mit der rechten Hand,

an deren Gelenk ein goldener, diamantbesetzter Reif funkelt, während die linke, schlaff herabhängend, fast den Fußboden berührt. Sie ist ganz schwarz gekleidet, was die Marmorblässe ihres Gesichts, die Weiße der bis zum Ellenbogen nackten Arme noch mehr hervorhebt. Ihre Erschöpfung ist aber nicht die der Apathie; die feuchtschimmernden Augen haben etwas Unruhiges, Suchendes. Von Zeit zu Zeit horcht sie in den dumpfen Lärm der Straßen hinein, um gleich darauf mit einem schmerzhaften Lächeln das Haupt zurücksinken zu lassen.

Sie ist nicht allein — ihr zu Füßen in einem Fauteuil sitzt ein Mann, dem wir schon einmal begegnet sind — der Doktor Hagen, aufmerksam das Mienenspiel der Sängerin beobachtend.

„Sie sehen angegriffen aus, Alida. Sind Sie nicht wohl?" fragt er.

Ein leises Zucken zittert um den Mund der Angeredeten. Sie schüttelt den Kopf, und die weiße Hand wühlt sich tiefer in die Locken, welche die Stirn umgeben.

„Alida, was ist Ihnen? Sie hätten die Donna Anna heute abend der andern überlassen sollen."

„Es ist nicht das," murmelt die Sängerin.

„Wenn ich nur wüßte, was Sie auf dem Königsmarkt sahen, als wir aus der Oper kamen. Der Wagen fuhr zu schnell, und ich bemerkte im Scheine der Laterne nur Ihr Zurückfahren und Erschrecken. Hat Sie der ‚böse Blick' getroffen, Alida? Stand ein Gettatore unter dem Laternenpfahl?"

„Der böse Blick, der böse Blick!" murmelt die Sängerin, so leise, daß der Arzt die Worte kaum vernimmt.

Er steht auf, macht einige Schritte durch das Zimmer und tritt an das Fenster. Nach einigen Minuten kommt er zurück, nimmt seinen Platz neben dem Diwan der Sängerin wieder ein und schaut ihr fest und forschend ins Gesicht.

„Alida," sagt er, „können Sie mir nicht sagen, was Sie bedrückt?"

„Ich habe sie vergessen, verloren!“ bricht die Sängerin mit einem wilden Schrei aus.

„Wen vergessen — verloren?“

„Doktor, Doktor!“ ruft Alida, „Sie haben mir das Leben gerettet, als ich in jener fremden Stadt einsam, verlassen, krank war; Sie haben mich emporgezogen aus dem Abgrund, in welchem ich versunken war — Doktor! Doktor! retten Sie mich wieder — ich habe ihn gesehen, Georg Leiding — ich liebe ihn — o, und ich bin seiner nicht mehr würdig — retten Sie mich vor mir selbst!“ . . .

„Sie haben Ihren Jugendfreund, den Sohn Ihres Pflegevaters wiedergesehen?“

„Er lebt hier in dieser Stadt — ich bin ihm begegnet, ich habe ihn im Theater gesehen — ich habe gezittert bei seinem Anblick, aber er hat mich nicht wiedererkannt unter der Schminke. — O, Schminke ist alles an mir — ich habe ihn verloren, ich habe Eugenie verloren, ich habe mich selbst verloren! Doktor, ich wagte nicht, mich nach ihm zu erkundigen, ich wagte nicht, ihm und seiner Schwester unter die Augen zu treten, aber sein Bild verfolgt mich überallhin. Ich kann nicht fliehen, nicht bleiben; Doktor — heute abend, als wir aus dem Theater zurückfuhren, habe ich ihn wiedergesehen! Sie bemerkten mein Erschrecken! Er kam daher mit einer Frau — mit Eugenie? — ich weiß es nicht! Retten Sie mich, retten Sie mich vor mir selbst!“ . . .

Das schöne Weib war bei diesen Worten dem Arzt zu Füßen gesunken und hatte sich seiner Hände bemächtigt, die es krampfhaft preßte.

„Beruhigen Sie sich, Alida!“ sagt Hagen, die Leidenschaftliche aufhebend. „Ich habe es unternommen, Sie durch das Leben zu führen — vertrauen Sie mir. Ich will mich nach dem Geschwisterpaar erkundigen — Eugenie soll wieder mit Ihnen zusammentreffen, soll Sie wieder lieben. Gehen Sie

jetzt zur Ruhe, Alida; ich kann Ihnen keinen Schlaftrunk geben — denken Sie an unsere Übereinkunft zu Tivoli! — Soll ich Ihrer Dienerin klingeln?"

Die Sängerin nickt, und der Doktor berührt leise das silberne Glöckchen auf dem Tische.

„Gute Nacht, Alida," sagt er. „Haben Sie Zutrauen zu mir; morgen beginne ich meine Nachforschungen." —

Die Kameriſta tritt ein, und die Tür fällt hinter dem Doktor zu. Stöhnend sinkt Alida auf ihre Kissen zurück, die Hände vor das Gesicht drückend. Die bestürzte Kammerfrau starrt zweifelnd die Schluchzende an.

„Signora?"

„Ja, ich muß sie sehen! Ich will zu ihnen; sie sollen — —" fieberhaft erregt springt Alida wieder auf und schreitet hin und her. „Eugenie, Eugenie — meine liebe, liebe Schwester! — Schwester?" — Ein Blick der Künstlerin trifft das funkelnde Geschmeide an ihrem Armgelenk. Sie reißt es ab und schleudert es weit von sich, daß die Diamanten auseinanderrollen und wie glänzende Tropfen auf den Blumen des Teppichs liegen bleiben.

„Nein, nicht mehr ihre Schwester; — ihre Magd, ihre demütige Dienerin will ich sein! Jahre der Reue, der Buße sollen auf dieses kurze, gräßliche, glänzende Flatterleben folgen! Ich will . . ." Die Sängerin, stehenbleibend, versinkt in tiefe Gedanken.

Als sie erwacht, sagt sie mit müder, hohler Stimme, in sich zusammenschauernd: „Kleide mich aus, Nina! Ich habe wohl recht törichtes Zeug gesprochen . . . Ich will versuchen, ob ich schlafen kann." — — —

In dem Augenblick, wo das Licht in den Zimmern der Sängerin erlischt, halten unten vor dem Hause einige Männergestalten, welche die Straßen herabkommen, an. Sporen- und

Säbelklang, französische Phrasen und der Duft feiner Zigarren verkünden, daß die Nachtwandler nicht den niedern Ständen angehören.

„Voyez, sehr böses Omen, diese erlöschende Lampe, mon cher comte," ruft eine etwas dünne Stimme.

„Glauben Sie, Herr von Werthheim? Ich erlaube mir, gerade das Gegenteil zu behaupten!" sagt der Angeredete. „Elle cédera! Wie sagt doch Béranger: „Eteignons la lumière et rallumons le feu! Le feu, le feu, meine Herren!"

Ein Gelächter folgt diesen Worten des Redenden.

„Bravo, Graf! — Gut zitiert!" ruft eine andere Stimme.

„War sie nicht göttlich heute abend? Ich wollte nur, sie wäre mehr Zerline," sagt der Graf und beginnt zu trällern: „Vorrei e non vorrei, mi trema un poco il cor! Reizende Zerline!"

„Wird Ihre Finanzen aber auch nicht verbessern, Graf, weder als Donna Anna noch als Zerline."

„Ah, bah, il faut former l'esprit et le cœur! Ich werde Italienisch von ihr lernen — vorwärts, meine Herren — Là ci darem la mano . . ."

Das übrige verhallt in der Ferne. Hat die Walpurgisnacht nicht seltsame Schattenspiele? — —

„Kennst du wohl noch jene Treppe, Klärchen?" fragt eine Stimme, welche wir als die Georgs erkennen, und der Philologe zeigt auf die Stufen, welche zu der Tür der Wohnung Alidas führen. „Erinnerst du dich noch jenes Gewitters, während welchem ich dich dort traf, ganz unter den Vorsprung gedrückt? Denkst du noch an jenen Julinachmittag?"

„Ja, ja," sagt Klärchen. „Eigentlich müßte ich jedesmal, wenn ich hier vorbeikomme, ein Kreuz schlagen. Es ist eine verhängnisvolle Stelle geworden — brr — daß du mich dort auch finden mußtest!"

„Ich hatte den ganzen Nachmittag bei dem alten Ostermeier gesessen und einer Auseinandersetzung der Verdienste Linnés zugehört, oder vielmehr nicht zugehört und . . ."

„Wenn du's niemand wieder sagen willst, Georg, so — — nein — komm, ich will's dir ins Ohr sagen: ich freue mich auch, daß du daherkamst — du bist doch ein guter Junge!"

Der Biograph Klärchen Aldecks tut jetzt, als ob er nicht hinsähe, aber er weiß auch ohne das ganz sicher, was der Philologe beginnt. —

„Wenn du nicht lachen willst, Georg," fährt Klärchen nach einer kleinen Pause fort, „so will ich dir ganz leise noch was erzählen. — Neulich kam ich hier vorbei und hatte einen Strauß Rosen gekauft; ich wollte sie Eugenie, meinem kleinen Herzmütterchen, bringen — weißt du, was ich damit statt dessen angefangen habe?"

„Nun, mein Herz?"

„Ich mußte selbst über mich lachen; ich habe mich vorsichtig umgeguckt, ob auch niemand acht auf mich gab, und dann — dann habe ich den Strauß dorthin auf die Stufen gelegt. Gott wie rannte ich aber, als eine Brummstimme von ganz oben herunterrief: ‚Danke, schönstes Kind!'"

Fester umschlingt Georg sein Klärchen. In seinem Innern aber kämpft die tiefste Rührung über die liebliche, unschuldige Gefühlskundgebung seiner kleinen Verlobten mit einem gewissen unangenehmen Gefühl des Ärgers, des Zorns über die häßliche Störung der ihm so heiligen Handlung Klärchens. Er möchte sein Klärchen über allen Hohn und Spott, alle Blicke und Einwirkungen der Welt wegheben, und doch greift diese immer wieder hinein in das Zarteste, Heiligste und sucht es kalt und unbarmherzig zunichte zu machen.

Georg, Georg, hüte dich! Klärchen Aldecks Rosenstrauß hatte an jenem Tage kaum einige Augenblicke, unbeachtet von der vorüberströmenden Menge, auf den Stufen gelegen, als

ein Wagen vorfuhr, aus welchem eine schöne Dame stieg. Sorglos schritt sie die Treppe hinan, unter ihren Füßen zertrat sie Klärchens Blumen . . .

Georg, Georg, hüte dich, daß du nicht fällst, daß Klärchen nicht von deiner Seite schmerzvoll wegschreiten muß, um dich deinem Wege durchs Leben zu überlassen! Hüte dich, Georg! Hüte dich!

Die menschliche Seele ist gleich einem klaren, ruhigen See. In ihm spiegeln sich der blaue Himmel, die ziehenden Wolken, die Sonne. Nymphäen schaukeln sich auf ihm, Blumen nicken rings um seinen Rand, und die darüber hinschießenden Schwalben berühren leise im Fluge seine blitzende Oberfläche, wie flüchtige, liebliche Gedanken. Laßt den Sturm das stille Wasser aufwühlen, so verändert sich alles! Ein trübes, trauriges Grau tritt an die Stelle des Himmelblaus und Sonnenscheins; die abgerissenen Wasserlilien werden dem Ufer zugeschleudert, die geknickten Blumen sinken nieder in das überwuchernde Unkraut, der Kranz der Schönheit ist zerrissen, das stille Heiligtum verwüstet und verheert. Aber die Schönheit des Sees kann wiederkehren; die nächste Sonne bringt neuen Glanz, der nächste Frühling neue Blumen; wenn aber der Sturm der Leidenschaften, der Sünde das Menschenherz aufgewühlt und zerrissen hat, ist seine Schönheit dahin auf — ewig! Wenn auch die Wunden heilen können, die Narben werden — bleiben! —

„Vorwärts, Georg!“ ruft Klärchen. „Wir müssen machen, daß ich nach Hause komme. Die arme Eugenie wird dich gewiß schon lange erwarten.“

Weiter eilen die beiden Kinder durch breite, menschenbelebte Straßen und enge Gassen.

„Sieh dich vor, Klärchen! Beinahe hättest du auf der Nase gelegen . . . He, was haben wir hier?“

An einer Ecke hat der vom letzten Regen übervolle Rinnstein, zu dessen Abfluß der enge Kanal nicht mehr ausreichte,

quer über die Straße einen dunklen, unheimlichen See gebildet, der sich im schwachen Schimmer der Gassenlaternen drohend vor den beiden jungen Leuten ausbreitet. Das hohle Gebraus und Gebrumm der abfließenden trüben Flut vermehrt noch das Schauerliche des Anblicks.

„Was fangen wir nun an?" fragt Klärchen, vorsichtig mit des Buchhändlers Papphoff Regenschirm die Tiefe des Wassers untersuchend.

„Hinüber müssen wir! Den langen Umweg können wir keinenfalls machen," lacht der Gelehrte.

„Aber wie?"

„Wir sind in der Walpurgisnacht: ‚Ein gutes Schiff ist jeder Trog' — sieh, da kommt eine Eierschale gesegelt, steig ein, Königin Mab!"

„Eh!" seufzt komisch Klärchen.

Frauen mit ihren Kindern auf dem Arm, junge Mädchen und Burschen, Arbeiter mit ihrem Handwerksgerät kommen jetzt von beiden Seiten an der stygischen Flut an. Lautes Lachen, Gekicher, schlechte und gute Witze, ärgerliche und lustige Ausrufe hüben und drüben!

„Dragen Sie mir herüber!" sagt ein Bengel von vierzehn Jahren zu einem dicken Polizeimann, der seine beleidigte Würde unter allgemeinem Gelächter den Augen der Menge schleunigst entzieht.

Ein kühner Wagehals unternimmt jetzt einen Sprung und — plumpst, unter lautem Jubel auf beiden Ufern, in den schwarzen See. Laut kreischend fahren die Frauenzimmer vor den aufspritzenden schmutzigen Tropfen nach beiden Seiten hin auseinander, während der Unglückliche eilig sich aufrappelt und Hals über Kopf davonrennt.

„Der ist herüber!" grinst ein Holzhauer. „Siehst du, Karl, warum läßt du's nicht abfließen. Riekchen, jetzt kommen wir zwei beide!"

Und wie Riekchen sich auch sträuben mag, sie wird gefaßt, emporgehoben, und platschend trabt der Mann des vierten Standes mit ihr durch die Fluten.

„Und nun kommen wir zwei beide!“ ruft entzückt Georg. „Komm, Klärchen!“

„Nein, nein! Um Gottes willen! Wir wollen umkehr . . .“

Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, umfaßt der Philologe seine Schutzbefohlene und folgt dem Beispiel seines Vorgängers.

Hinter ihm liegt die Gefahr, aber statt seine niedliche, leichte Last niederzusetzen, eilt der Tollkopf mit ihr weiter, bis endlich Klärchen ärgerlich sich loswindet und wieder festen Boden gewinnt.

„Ungetüm!“ ruft sie, ihrem Begleiter mit dem Regenschirm einen tüchtigen Schlag über die Schulter gebend.

„Nur durch Krieg und Gewalt schreitet die Weltgeschichte vorwärts, sagt Heraklitus der Dunkle,“ lacht der Philologe.

„Heraklitus der Dunkle ist ein Narr! Warte, das sage ich Eugenie!“

„Sei nicht böse, Klärchen,“ bittet Georg. „Weißt du nicht, wie du mich heute abend durch den albernen Brief geärgert hast?“

„Abgemacht,“ sagt Klärchen. „Komm weiter!“

Aus den Gassen gelangen die beiden jetzt auf den Opernplatz. Die Natur fängt bereits an, ihre Vorbereitungen zu treffen, daß der morgende erste Mai so glänzend als möglich werde. Alle noch umherlungernden Wölkchen hat sie verflattern lassen und der Mond schwimmt rein in dem prächtigsten Schwarzblau des Nachthimmels einher. Während die eine Seite der den Platz umgebenden Häuserreihen in tiefer Dunkelheit sich verbirgt, liegt die andere fast in Tageshelle, und die Schatten Georgs und Klärchens fallen scharf und abgeschnitten auf das

wie Silber glänzende Pflaster, als beide über den Platz hinschreiten.

„Weißt du nicht, wer dort wohnt, Georg?“ fragt Klärchen, indem sie auf ein Gebäude in der Mitte der dunklen Häuserreihe des Platzes zeigt.

„Wenn ich nicht irre, so ist es das Palais des früheren Ministers von Hagenheim. Weshalb fragst du, Klärchen?“

„Weil mir dieses Haus schon öfters aufgefallen ist; bei Tage durch seine wunderbare, fast lächerliche Rokokobauart und des Abends oder bei Nacht durch jenen Schatten dort an den Fenstern. Ich bin hier oft genug in später Abendstunde vorbeigekommen und noch nie hat jener Schatten hinter den Vorhängen gefehlt.“—

Klärchen hat Recht. Am Tage mag das Palais des alten Ministers wohl auffallen durch die potenzierteste Ausbildung des Rokokostils, aber jetzt, im Dunkel der Nacht, wo der Schein der Laternen nur hier und da die hervorragendsten Schnörkel der Säulen und Karyatiden trifft, hat es bei seiner imposanten Front etwas unheimlich Finsteres. Die Fenster der ganzen oberen Etage sind schwach erhellt, wobei jedoch nichts auf das Stattfinden einer Festlichkeit hindeutet. Eine einzige Gestalt scheint langsamen Schrittes die Gemächer zu durchwandeln und ihr Schatten schwebt unablässig, gehend und kommend, an den niedergelassenen weißen Vorhängen hin.

„Wahrhaftig!“ sagt Georg, stehenbleibend. „Auch mir fällt dieser Schatten jetzt auf. Und das ist allnächtlich so?“

„Jeden Abend, jede Nacht. Ich weiß nicht, dieser nächtliche Wanderer hat etwas unendlich Unheimliches für mich. Komm, laß uns weitergehen, Georg; — ich muß immer an großes Unglück oder Verbrechen bei diesem fatalen Schatten denken.“

„Ei, Klärchen, eine Krankheit kann auch die Ursache dieses Nachtwandelns sein . . . Komm vorwärts, Mädchen!“

Fort sind die beiden, und der Dämon, den wir herauf-beschworen haben, damit er die bunten Bilder in die Zauber-laterne dieses Kapitels schiebe, zwingt uns wiederum, die Augen von ihnen abzuwenden und sie auf eine andere Gestalt zu richten, die eben aus dem Schatten hervortritt und ebenfalls zu der erleuchteten Fensterreihe emporschaut. Es ist ein Mann, und das Licht des Mondes läßt uns seine Züge deutlich erkennen. Es ist der Doktor Hagen.

Ein Ausdruck finsterer Trauer liegt auf seinem Gesicht, wie er dem Schatten des Wanderers da oben mit den Blicken hin und her folgt. Seine Lippen zittern, und er preßt die Hand fest, fast krampfhaft auf die Brust.

Was hat der Doktor mit jenem da oben zu tun? Horch, was er murmelt: „Noch immer? . . . Löst sich denn dieser Fluch nie? . . . Unglücklicher alter Mann! . . . Ah, und ich darf — kann ihm keinen Schritt entgegentun — darf nicht die Hand ausstrecken . . . ihm sagen — ich bereue — ich unterwerfe mich!"

Der starke Mann schauert in sich zusammen, wie von einer furchtbaren Erinnerung getroffen, und wirft noch einen letzten Blick nach den Fenstern.

„Gute Nacht, Vater!" sagt er leise, mit der Hand nach oben winkend.

Langsamen Schrittes, das Haupt auf die Brust gesenkt, entfernt er sich und verschwindet in der Nacht. —

Allmählich sind nun die Straßen leerer geworden. Hier und da verlischt bereits ein Licht. Zum letztenmal erhebt der Dämon der Walpurgisnacht seinen Zauberstab!

Da sind wir wieder in der engen, düsteren Dunkelgasse. Eben erreichen Georg und Klärchen die Haustür der letzteren.

„Gute Nacht, Georg! Hier, stelle Herrn Ernst Papphoff morgen seinen Regenschirm mit vielem Dank zurück."

„Gute Nacht, gute Nacht, lieb Klärchen!"

Und wieder muß der Biograph die Augen wegwenden.

Mit einem Satz ist Klärchen die schlüpfrigen Stufen der Haustür hinauf — ein letzter Wink — verschwunden ist sie! Was hat Georg hier noch umherzulungern? — Halt — erhellt sich nicht da oben ein gewisses Fenster? Fällt nicht auch hier ein Schatten gegen die herabsinkende Gardine, welchen Georg durchaus nicht für unheimlich erklärt? —

Endlich verdunkelt sich aber auch dieses Fenster wieder, und Georg schleicht davon.

Alles ist still in der kleinen Gasse — ein Wiegenlied und das Nachtropfen der Dachrinnen sind die einzigen Laute, welche die Stille unterbrechen. — — —

In tiefe Gedanken versunken biegt Georg um die Ecke, da — prallt er an einen ihm Entgegenkommenden. Der Hut fällt diesem vom Kopf, ein Strahl der unruhig flackernden Laterne trifft sein Gesicht. —

„Donnerwetter!" ruft der Philologe. „Schollenberger! Herrrr . . ."

„Was wollen Sie von mir? Was wollen Sie von mir?" stammelt der unglückliche Handlungsbeflissene, erschrocken vor dem Griff Georgs zurückweichend.

„Herr, wie konnten Sie es wagen, einen so albernen Brief an, an — an eine gewisse Dame zu schreiben? Soll ich Sie hier auf der Stelle erwürgen, Sie . . ."

„Ich, ich, ich wußte nicht, daß ich — un—ungelegen kam! Lassen Sie mich los, Herr, Herr . . . ich weiß Ihren verehrten Namen nicht!" . . .

„Soll ich Sie erdrosseln, Sie Laffe!"

Krampfhaft windet sich der arme Schollenberger zwischen den Fäusten seines Angreifers, der beschäftigt ist, ihm den Almaviva über die Ohren zu ziehen. Fenster öffnen sich hier und dort, mißbilligende Stimmen werden laut.

Plötzlich drängt sich eine Gestalt zwischen Georg und sein Opfer, und eine Baßstimme ruft: „He, Spieß und Stangen her! Schlagt sie zu Boden! Nieder die Capulets und Montagues! Was fällt dir ein, Leiding? — Wen hast du hier vor? — — Alle Teufel — Schollenberger?!“ . . .

Der Buchhändler Papphoff ist's, welcher glücklicherweise gerade zu rechter Zeit kommt, der Wut Georgs Einhalt zu tun. Letzterer, zur Besinnung kommend, fängt an, etwas verdrießlich über sich selbst zu werden.

„Hier, Papphoff, ich sollte dir deinen Schirm überliefern,“ sagt er. „Schlaf wohl, ich habe keine Zeit mehr!“

Mit eilenden Schritten entfernt er sich.

Papphoff, seinen Schirm in der Hand, läßt einen langen Pfiff hören, nickt bedächtiglich mit dem Kopf und wendet sich dann zu dem verstörten Kommis, der sich eben seinen Almaviva wieder etwas zu drapieren sucht.

„Und nun sagen Sie mir mal, wie kommen Sie mit dem auf diese Weise zusammen?“

„O, Papphoff!“ seufzt Schollenberger. „O Klara, Klara!“

„Wa—was?“ ruft der Buchhändler, dem Blicke des Kaufmanns folgend, der ein uns bekanntes Fenster trifft. „Hahaha, ich wittere Morgenluft! O du, der Götter und Menschen Herrscher, Amor! Schollenberger, stecken Sie da die Hand nicht in ein Hornissennest, die ist besorgt und aufgehoben. Schollenberger, nehmen Sie sich an mir ein Beispiel und warnendes Exempel, sehen Sie mich an — betrachten Sie diesen Hut! Sollte man es für möglich halten, daß er heute zum erstenmal mein geistreiches Haupt schmückt? Betrachten Sie meine ganze zerrüttete, dreckbespritzte, zerzauste Erscheinung — Schollenberger — das hat die Liebe getan! Schollenberger — die Liebe! Glauben Sie mir, Schollenberger, die Frauenzimmer sind alle toll, rein toll, nicht wert, daß man sich um sie kümmert! Sela! Und nun kommen Sie nach dem Bayerischen Hofe,

ich habe einen Durst, daß ich die Milchstraße austrinken könnte, wenn Milch nicht eine so verdammt abgeschmackte Flüssigkeit wäre."

Damit zieht der Literaturverbreiter den armen Handlungsbeflissenen fort nach der von ihm erwähnten Kneipe. Übrigens ist er aber durchaus in seinem Recht, wenn er auf das schöne Geschlecht im allgemeinen wütend ist, da ihn eine der Gattung im besonderen diesen Abend wacker getrillt und gefoppt hat. Total mißlungen ist seine Irrlichtjagd; Fräulein Anna Seibold war viel zu flüchtig und leichtfüßig, als daß der etwas schwerfällige Buchhändler den kleinen Trotzkopf hätte einholen können. Mancherlei Unfälle hat er bei seiner Verfolgung erlitten, und ich finde es durchaus nicht verwunderlich, daß das letzte, was wir von ihm an diesem Abend vernehmen, der Refrain eines bekannten Liedes ist:

„Der Wein, der Wein
Und die verfluchte Lie—abe!" . . .

So geht die Walpurgisnacht zu Ende und die große Stadt wacht, schwärmt oder träumt hinein in den Sonntag, in den ersten Mai. —

5. Kapitel. In Rom.

In Rom? Ist die zwölfte Stunde der phantastischen, germanischen Zaubernacht doch noch nicht vorüber? . . . Was hat die Stadt des Papstes mit der Geschichte Klärchen Aldecks zu tun? — Es war in Rom, ungefähr ein Jahr früher, als Klärchen ihren Rosenstrauß auf jene Treppe legte, die wir im vorigen Kapitel kennen gelernt haben. Fast den ganzen Nachmittag war ein Fremder auf dem einstigen Forum, dem jetzigen Campo Vaccino, umhergewandelt unter den Trümmern der versunkenen Herrlichkeit des furchbarsten Volkes der Welt. — Wo ein Volk blüht, wo das Leben herrscht, wo wir den Weltgeist nur in seiner schaffenden Tätigkeit erkennen, da geht leicht unsere Erhebung im individuellen Selbstgefühl auf, da verlieren wir leicht das Allgemeine aus dem Auge; aber da, wo der Geist der Welt in seiner eisernen, negierenden Seite uns entgegentritt, wo wir auf dem Grabe einer ganzen vergangenen Zeit stehen, da beugt sich unser kleines Ich, da schweigt aller Kampf und Zwiespalt.

Stunde auf Stunde war dem Fremden unbemerkt vorübergegangen: wer könnte wohl an solcher Stelle Stunden zählen? Und als der Abend kam, lehnte der Mann noch immer an den Trümmern des Eintrachtstempels und ließ den Blick sinnend-träumerisch hinwegschweifen über den Triumphbogen des Septimius Severus, den Tempel der Fortuna, die Phokassäule und die drei Säulen des Jupiter Stator nach jenem Riesenwerk, das die Welt unter dem Namen Kolosseum kennt und an welchem der Schweiß und das Blut desselben Volkes haftet, das einst seine leichten Hirtenzelte in Haran und Kanaan aufschlug, dann die Pyramiden und darauf den Tempel Salomonis baute und heute allein — wenn es wollte — den Dom zu Köln vollenden könnte.

„Wie still es hier jetzt ist," sagte der Fremde. „Hier, wo so

oft das gräßliche Sieges- und Jubelgeschrei erscholl, wenn der Senat verkündete, daß er die Mitteilung erhalten habe: es habe irgendwo auf dem Erdkreis ‚Blut geregnet'. Der Tod versöhnt! — mit dem Io triumphe ist auch der Verzweiflungsruf der gemordeten Völker verstummt. Am Ende ist's im Leben der Völker wie in dem der Individuen einerlei, ob man als Sieger aus dem Kampfe hervorgehe — omnes una manet nox! Ich will jetzt über die Via Sacra gehen und mir vorstellen, ich sei Horaz — ah!"

Damit stieg der Fremde von seinem Standpunkte herab, und wir wissen nun schon, daß wir weder einen Franzosen noch einen Engländer, sondern einen Deutschen, und zwar von der schlimmsten Art, vor uns haben, nämlich einen philosophierenden Deutschen, was übrigens ein tüchtiger Pleonasmus ist.

Einen letzten Blick warf die Sonne auf das ewige Rom, dann sank sie hinter den Horizont hinab.

Die Glocken der Kirchen von Santo Adriano, Santa Francesca, Santa Maria Liberatrice begannen zum Ave Maria zu läuten, in einem entfernten Kloster sangen die Nonnen die Vesper; es wurde Dämmerung, es wurde Nacht. Dunkle Gestalten schlichen im Schatten dahin; hier und da funkelte eine ewige Lampe vor einem Muttergottesbild auf. Der Fremde, in tiefe Gedanken versunken, hatte sich bereits in einem Gewirr enger, winkeliger unreinlicher Gassen verloren, als er aufschaute und sich etwas verwirrt umsah.

„Ei," sagte er etwas ärgerlich, „das kommt davon, wenn ein Barbar in Rom den Horatius redivivus spielen will."

Ein heftiger Wortwechsel im dunkleren Schatten einer Kirche zog seine Aufmerksamkeit auf sich; er lauschte.

„Um der Jungfrau willen, laßt mich gehen! Laßt mich gehen!" rief die ängstliche Stimme eines jungen Mädchens.

„Oho, mein Täubchen," lachte roh eine andere Stimme, „ist nicht einer so gut wie der andere? Ziere dich nicht, Herzchen, gib mir einen Kuß und komm mit zum Zio Gigi — da soll's lustig hergehen — komm — vivano le gatte in zoccoli!"

„Laßt mich gehen, laßt mich gehen, um des Leidens Gottes willen! Was hab' ich Euch getan?"

„Nichts, Zingarella; aber einen Schmatz will ich haben und mit sollst du zur Osterie am Scherbenberg! Horch, die Paoli — wir wollen teilen — komm!"

„Rührt mich nicht an; ich . . . Hilfe, Hilfe!" . . .

Mit einem Satz war der Deutsche an der Seite der Bedrängten und schleuderte den rohen Kerl fort von dem zitternden Mädchen, einen deutschen Fluch brummend.

„Corpo di Santa Nulla!" fluchte der Mensch. „Was hat der bufalo ferino sich hier hereinzumischen?!"

Ein Messer blitzte einen Augenblick in seiner Hand, aber im nächsten hatte der Deutsche bereits mit kräftiger Faust das Gelenk des Wütenden umfaßt und entwand ihm die Klinge.

„Die Knochen zerbreche ich Euch," sagte er ruhig, „wenn Ihr nicht Eurer Wege geht."

Damit schleuderte er den sich Windenden fort, daß er zehn Schritt weiter zu Boden stürzte. Stöhnend sein Handgelenk reibend und zwischen den Zähnen fluchend, verschwand der Nachkomme der Scipionen in der Dunkelheit.

Jetzt wandte sich der Deutsche zu dem von ihm befreiten jungen Mädchen. Der schwache Schein einer Laterne zeigte ihm, daß sie nicht den höheren Ständen angehörte. Sie trug die Kleidung der römischen Bürgerinnen; Korallenschnüre um den Hals, große wohlfeile Ohrgehänge und einen silbernen Pfeil im Haar. Ungefähr sechzehn Jahre schien sie alt zu sein.

„O Gott, Signore," sagte sie noch immer zitternd, „verlaßt mich nicht, im Namen der Heiligen, daß der schreckliche Mensch mir nicht wieder folge!"

„Ich will Euch gern begleiten," antwortete lächelnd der Deutsche, „nur bin ich noch sehr unbekannt in den Straßen Roms, leitet mich daher, wohin Ihr geführt sein wollt . . ."

„Denkt nichts Übles von mir, Signore, weil Ihr mich so spät in den Gassen trefft; ich muß einen Doktor suchen, der mit mir kommen will . . . Ihr seid ein Signor Forestiere, nicht wahr, Herr?"

„Ihr mögt wohl recht haben."

„Wohl gar ein Deutscher?"

„Jawohl; kennt Ihr so gut die Aussprache des Italienischen durch die verschiedenen Nationen?"

„Nein; aber der blonde Maler — — ach, was sprech' ich Euch da vor — wie leichtsinnig ich doch bin! Ich bin weggerannt, einen Doktor zu suchen; aber die einen wollten nicht kommen, die andern waren nicht zu Hause, und den Signor Splendiano Accoramboni, der mein totes Schwesterchen heilen wollte, haben wir noch nicht bezahlen können. Was fange ich an, was fange ich an — und sie scheint doch so vornehm zu sein!"

„Ich verstehe selbst etwas von der Heilkunst. Wenn Ihr mir Euer Vertrauen schenken wollt, so führt mich nur; ich will sehen, was ich tun kann."

„Gelobt sei die Madonna! Ihr seid selbst ein Doktor! O, dann folgt mir schnell . . . aber . . . aber . . ."

„Nun was?"

„Aber wir sind arm!"

Der Deutsche lächelte. „Ich bin auch nicht reich. Seht, das trifft sich ja wieder gut. Führt mich nur, Signorina."

„Die Heiligen mögen es Euch vergelten! So kommt denn!"

Fort eilte die junge Römerin, gefolgt von dem Deutschen, welcher das dem Angreifer von vorhin entrissene Messer doch vorsichtigerweise in die Brusttasche des Rockes schob und die Hand darauf legte. Hügelauf, hügelab leitete das Mädchen ihren Begleiter, von Zeit zu Zeit seine Hand fassend, um ihn sicherer über hals-

brechende Stellen zu leiten. Sie mußte sehr bekannt in den Straßen Roms sein: unter Arkaden hin, an Kirchen, verfallenen und modernen Palästen vorbei führte sie den Deutschen, bis sie endlich in einer dunklen Gasse anhielt.

„Hier, Herr," sagte sie. „Dies ist die Via Maligna und hier ist unsere Wohnung."

Sie zog die Klingel der Tür eines verfallenen Hauses, dem man aber in den verstümmelten Stuckarbeiten und den Wappenbildern einen ehemaligen Glanz noch ansah. Auf den Ton der Glocke folgte drinnen nach einigen Augenblicken ein schwerfälliger, schlürfender Tritt und die Pforte öffnete sich.

„Tretet näher, tretet ein in unser armes Haus, Signore!" sagte die Kleine mit einem zierlichen Knicks.

Der Doktor schritt die schlüpfrigen Stufen hinauf.

„Ist das der Doktor?" fragte in der Tür die mürrische Stimme eines ältlichen Weibes, welches die Lampe hoch hielt und dem Deutschen mißtrauisch ins Gesicht sah.

„Ja, Mutter, ein medico tedesco!"

„Eh — so seid gegrüßt, Signore, und seht, was Ihr mit der Forestiera anfangen könnt. Ich bin es müde, mich mit ihr zu quälen."

„Mutter?!" rief mit bittender Stimme das junge Mädchen.

„Sei still, Rita, und Ihr, Herr, wenn Ihr Lust habt, so kommt mit."

Mit diesen Worten hinkte die Alte die Treppe hinauf, indem sie vor sich hinmurmelte: „Eine Ketzerin ist sie doch!" Der Doktor und Rita folgten ihr.

„Geht da hinein," sagte die Alte, vor einer schwarzen, niedrigen Tür stehenbleibend. „Und gebe Euch der Himmel Glück, daß Ihr der da drinnen den Körper heilt, die Seele hat der Böse doch schon."

„Wollt Ihr nicht mitkommen?" wandte sich der Arzt an

das junge Mädchen, welches ihre Mutter am Ärmel zupfte, damit sie ihre rauhen Worte mildere.

„Ja, gehe nur zu ihr; wenn ich auch eigentlich mein einziges Kind nicht mit der Luterana zusammensperren sollte; die heilige Jungfrau möge es mir verzeihen!“ sagte die Alte und schlug ein Kreuz.

Die Tür öffnete sich — der Doktor trat mit seiner jungen Begleiterin an das Lager der Kranken. —

Mit einem Ausruf der Überraschung, ja des Schreckens, fuhr der Deutsche zurück, als er sich über dasselbe beugte.

Aus einem wunderbar schönen, aber todbleichen und vollständig ausdruckslosen Gesicht starrten ihm zwei große, ebenso ausdruckslose Augen geisterhaft entgegen.

Das Gesicht! Das Gesicht!

Er beugte sich wieder herab. Der Busen der Kranken hob und senkte sich mit den zwar leisen, aber doch regelmäßigen Atemzügen. Er nahm die kleine, weiße, zierliche Hand, an welcher ein kostbarer Ring funkelte — der Puls klopfte; aber als er sie wieder sinken ließ, blieb sie in derselben Lage, die er ihr gab, wie ein Gebilde von Wachs.

Das Gesicht, das Gesicht! Es war nicht der Krankheitszustand, welcher den Deutschen erschreckte; er wußte, daß der Krampf der Melancholia attonita sich von selbst lösen würde — aber das Gesicht! — —

Wo hatte er das Gesicht schon gesehen? —

Eine Welt von Erinnerungen kreuzte sich in seinem Gehirn — diese Augen! — Der Doktor mußte nach einer Stuhllehne greifen, um sich aufrechtzuerhalten. „Ah,“ sagte er mit einer Handbewegung, als wolle er die auf ihn einstürmenden Gedanken von sich abstoßen, „ah, wie oft habe ich nicht ihr Gesicht vor mir erscheinen sehen im Volksgedränge und in tiefer Einsamkeit. Es ist nichts!“

„So hat sie gelegen, seit wir sie hierhergebracht haben," sagte Rita, die aufmerksam das Mienenspiel des Deutschen beobachtet hatte. „Ich sie nicht schrecklich anzusehen? Ich fürchte mich, mit ihr allein zu bleiben!"

„Sie wird nicht sterben," sagte der Doktor mit ruhiger Stimme, doch muß jemand stets bei ihr wachen. Diese Nacht will ich hier bleiben."

„Wollt Ihr ihr nichts eingeben?"

Der Doktor schüttelte den Kopf und setzte sich auf einen Stuhl. „Wie kommt sie hierher?" fragte er, wiederum die Hand der Unglücklichen aufnehmend, mit einem Blick auf den prächtigen Ring am Finger. Die Frage war wohlbegründet, denn nichts kontrastierte mehr mit der ärmlichen Umgebung als das elegante, geschmackvolle Kostüm der Kranken, die man in ihren Kleidern auf das Bett gelegt, und der man nur die Schnürbrust gelöst hatte.

„O, das ist eine seltsame Geschichte, wir . . ."

In diesem Augenblick steckte die Alte wieder ihren häßlichen Kopf in die Tür, und das fettglänzende Gesicht eines Mönchs erschien über ihrer Schulter.

„Kommt herein, ehrwürdiger Vater! Ihr werdet den bösen Geist besser austreiben als alle Doktoren der Welt. Komm zu mir, Rita, habe ich dir nicht gesagt, du solltest die Heidin, die weder einen Rosenkranz, noch ein Kreuz, noch ein Hörnchen zum Schutz wider die Occhiata trägt, nicht mehr anrühren? Tretet näher, wenn es Euch gefällig ist, Vater Seraphicus."

„In nomine Domini . . ." sagte der Mönch, vorsichtig sich dem Lager nähernd, aber beim ersten Blick auf die Kranke sogleich abbrechend. „Jesus," rief er, „das ist die Sängerin, die deutsche Sängerin vom Teatro Valle!" . . .

„Was?!" rief der Doktor aufspringend, „Alida?! Ah," setzte er leiser hinzu, „ich wußte, daß ich sie gesehen hatte; — es war nichts!"

„Bei der heiligen Cäcilia, die ganze Stadt ist voll von ihrem Verschwinden; wie seid Ihr an die gekommen, meine Tochter?"

„Wollt Ihr nicht erst den Bösen beschwören, Vater Seraphicus? Seht die Augen! Ich will es Euch nachher erzählen."

„Ehrwürdiger Vater," sagte der Doktor leise zu dem Mönch, „liebt Ihr die Musik, die Kunst?"

„Das wollt' ich meinen; — bis zur Verzückung!" antwortete Seraphicus, mit der Zunge schnalzend und auf seiner Schnupftabaksdose trommelnd.

„So bitte ich Euch inständigst, die Kranke jetzt nicht zu beunruhigen. Ihr seht ihren Zustand, nehmt die gute Frau dort wieder mit fort und sorgt, daß sie uns nicht mehr störe. Ich verspreche Euch, daß in einigen Tagen die Kranke vollständig wiederhergestellt sein soll."

Der Mönch nickte bedachtsam. „Ich sehe, daß Ihr in die Macht unserer heiligen Kirche kein Vertrauen setzt, der Herr möge Eure Seele retten! Nun, nun, was tut man nicht für die Kunst? Die Signora Lanteroni soll Euch nicht mehr belästigen. — Tochter," wandte er sich jetzt an die Alte, „der Signore ist ein guter Christ, wir können ihm sicher die Dame anvertrauen. Kommt — ich brenne vor Begierde, zu erfahren, wie die Sängerin hierherkam."

Einige Scudi, welche der Doktor der guten Frau in die Hand gleiten ließ, veränderten und verschönerten die Mienen derselben bedeutend. Sie wünschte dem Signor Forestiere hunderttausend glückliche Tage und Nächte, versprach, ihn in ihre Gebete einzuschließen, und — was das Wichtigste war — ihm und der Kranken ihr ganzes Haus zur Verfügung zu stellen. So schieden die Signora Lanteroni, der ehrwürdige Vater Seraphicus und der Doktor — Hagen als die besten Freunde, und der letztere fand sich wieder allein mit Rita am Bette der deutschen Sängerin. —

„Ich will es nicht wissen, wie sie hierherkommt," sagte der Doktor leise vor sich hin. Ein unendliches Mitleiden mit dem bewußtlosen, verlassenen, heimatlosen jungen Weibe auf dem ärmlichen Lager vor ihm hatte sich seiner bemächtigt. Mitleid? Nicht bloßes Mitleiden war's, was ihn bewegte, ein tiefer wurzelndes, unerklärbares Gefühl war's! Er betrachtete die Linien der kleinen, zarten Hand tief sinnend, als suche er das Schicksal des jungen Mädchens darin zu lesen.

„Geht zu Bett, Rita!" sagte er zu der kleinen Römerin. „Morgen früh sollt Ihr mich ablösen, mein liebes Kind."

„Aber ich habe Euch noch nicht erzählt . . ."

Der Doktor winkte abwehrend mit der Hand. „Ich danke Euch, Rita, aber, bitte, erzählt es mir in dieser Nacht nicht mehr."

„Wie Ihr wollt. So möge die Madonna Euch schützen — felicissima notte! Morgen früh, wenn der Nachbarin Memma Hahn kräht, bin ich wieder hier!" . . .

Allein war der Doktor Hagen mit der Kranken. —

Wieder begann er in den starren Zügen, den Augen vor ihm zu suchen und zu forschen.

„Träume ich oder wache ich!" sagte er dumpf. „Mein Gott, mein Gott, was ist das? — Angela! Angela! erwache! erwache! Wie konntest du mich so unglücklich machen! Habe ich dir nicht alles geopfert?" — —

Vergeblich! — das Gesicht der Kranken blieb, wie es war, kalt, totenbleich, furchtbar schön in seiner Unbeweglichkeit. Der Doktor ließ die Stirn in die Hand fallen und sagte leise: „Aber was ist denn das mit mir, bin ich denn noch derselbe?"

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Er stand auf, trat an das Fenster und öffnete es.

Auf dem tiefschwarzen Grunde des römischen Himmels funkelte Stern an Stern. Des Doktors Auge richtete sich auf

einen dieser flimmernden Punkte — fest, angestrengt — es war, als könne der Blick nicht davon ablassen.

Was schreckt der Doktor zusammen? — Der goldene Funken ist erloschen — eine Welt ist vergangen!"

„Das kann ich nachfühlen; das kann ich aber auch vergessen!" sagte der Doktor, den Arm nach der dunkel gewordenen Stelle ausstreckend.

Vor dem Fenster verwelkte in einem Scherben eine kleine Feldblume, und der Doktor riß eine der vertrockneten Blüten ab.

„Daran muß ich vielleicht noch in meiner Todesstunde denken! Angela, Angela!" — — —

6. Kapitel. Alida.

Auf einer der höchsten Höhen Tivolis saßen, an einige Felstrümmer gelehnt, zwei Fremde, ein Mann und eine schwarzgekleidete, tiefverschleierte Dame. Zur Linken über dem Wassersturz erhob sich jenes köstliche Kleinod der Zeit des Augustus, der Tempel der Vesta; zur Rechten flog der Blick durch die Felsschlucht über die dufterfüllte Campagna hin bis zum fernsten Horizont, wo die Kuppel der größten Kirche der Christenheit, des Doms von Sankt Peter, in der Nachmittagssonne funkelte. — Hier war es, wo die Sängerin Alida dem Doktor Hagen die Leiden ihres kleinen Lebens erzählte. — Mit Bedacht hatte sie der Doktor auf diese wundervolle Stelle geführt: einem solchen Blick gegenüber kann sich wohl das gepreßteste Herz erweitern, die verschlossenste Brust sich öffnen!

„Sehen Sie, Alida, wie schön, wie ruhig das in seiner Wildheit ist!" sagte der Arzt.

„O," seufzte die Angeredete, „nennen Sie mich nicht Alida; nennen Sie mich Lida, nennen Sie mich Lida Mayer, wie ich einst hieß — einst, als ich noch nicht so — unglücklich war!"

Der Doktor entfernte sich einige Schritte, um eine aus einer Felsspalte wuchernde Distel vorsichtig abzubrechen. Dann kam er damit zurück und reichte, nachdem er mit dem Messer die Stacheln abgestreift hatte, die schöne blutrote Blume seiner Begleiterin.

„Das ist eine prächtige Blüte," sagte er, die Künstlerin ernst ansehend. „Nicht wahr, Lida Mayer? — Da wuchern im Leben solche verräterischen Gewächse, die uns anlocken durch Farbenpracht und Duft. Alida, wir törichten Menschenkinder greifen dann darnach und verwunden uns an den tückischen Stacheln. Können Sie mir nicht sagen, Lida, was für eine Blume es war,

an der Sie sich geritzt haben? . . . Lassen sich die Stacheln nicht wieder aus der Seele entfernen?"

Die Gefragte senkte den Kopf.

„Ich bin allein in der Welt," flüsterte sie leise, „Sie haben mich, die Unbekannte, gerettet aus der Verzweiflung der letzten schrecklichen Tage, Sie wollen es dulden, daß ich mich wie eine Schiffbrüchige an Sie anklammere . . . ich will Ihnen alles erzählen, was ich von mir weiß. Haben Sie Geduld mit mir; ich bin wie eine Traumwandlerin, die plötzlich angerufen worden ist, . . . ich . . . Doktor . . ."

Zusammenschauernd hauchte die Künstlerin noch einige Worte, die dem Arzt, so aufmerksam er auch lauschte, doch verloren gingen.

„Sehen Sie, Lida," sagte er. „Dort liegt die Campagna, die wir heute morgen durchfuhren, wie ein leeres, ödes, ausgebranntes Menschenherz. Die Adonisfeier des Lebens ist verstummt mit ihrem Jubel, ihrer Klage — Lida, Lida, ich habe Menschen gekannt, deren Inneres diesem unendlichen Trümmermeer glich — Lida, das ist ein furchtbarer Gedanke — hüten Sie sich, Lida, daß das Evan Evoë Ihres Seins nicht in einem solchen unnennbaren Mißklang verhalle! — Sie sind stolz — Sie glauben, es sei das Mitleid, das, was die Welt Mitleid nennt, was mich zu Ihnen hinziehe. Lida, ich begreife nicht allein den gekreuzigten Menschheitsversöhner, ich begreife auch den Schächer zur Linken — was die Welt Mitleid nennt, habe ich verlernt, lange, lange verlernt! Sprechen Sie, Lida! Nicht allein jene trümmerbedeckte Ferne ist Weltgeschichte: auch diese Blume, die ich Ihnen in die Hand gab, gehört dazu, wie diese Worte, welche ich zu Ihnen rede, wie dieser Stein, welchen ich hier in den Abgrund stoße, wie mein Leben, wie das Ihrige! Sprechen Sie; wenn Sie es verlangen, will ich kniend lauschen!" — —

Während dieser Worte hatte sich Lida langsam erhoben und

den Schleier zurückgeschlagen. Bleich, mit zitternden Lippen, faßte sie die Hände des Doktors. Wie eine Priesterin des Tempels über ihnen stand sie da.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen! Ja, ich bin wild, ich bin stolz; aber jetzt kann ich sprechen! Setzen Sie sich dorthin, mir gegenüber, daß ich Ihnen ins Gesicht schauen kann!" —

Damit nahm die Sängerin Alida ihren Sitz wieder ein, während der Doktor sich auf einem Felsstück ihr gegenüber niederließ. Nach einer Stille von einigen Minuten begann Alida: „Wo ich geboren bin, weiß ich nicht! Wer meine Eltern waren, weiß ich nicht! Wenn die Zahl der Jahre das Leben wäre, könnte ich nicht angeben, wie alt ich sei. Ich rechne mein Alter von dem Augenblick abwärts, von welchem an ich von Erinnerung sprechen kann — danach bin ich achtzehn Jahre alt!

Wenn ich in diesem Augenblick die Augen schließe und diese ganze Welt von Glanz und Schönheit, von Sonne, Himmel und Erde um uns versinken lasse, so kann ich das Brausen des Teverone für das Getön jener Sturmnacht nehmen, in welcher zuerst der Blitz des Selbstbewußtseins in mir aufleuchtete. Es ist wie ein Aufschrecken aus tiefem Schlaf; ein unbestimmtes Gefühl von Grauen und Furcht ist um mich — heute noch fühle ich es dumpf nach! Ich bin ganz allein in einem weiten Gemache, eine Lampe brennt auf einem Tische ziemlich entfernt von dem Lager, auf welchem ich liege; wilde, wundersame Töne treffen mein Ohr — es ist der Sturm draußen und in den Schornsteinen. — Auf einmal öffnet sich die Tür, eine Frau tritt ein — sie nimmt die Lampe vom Tisch auf und kommt auf mein Bett zu . . . Seltsamerweise schließe ich nun die Augen, und ich habe eine Zeitlang nur den roten Schein des Lichtes auf den Lidern, bis ich plötzlich in die Höhe gehoben werde und, die Augen öffnend, mich in den Armen der Frau finde. Doktor, heute noch würde ich das Gesicht wiedererkennen, heute noch kann ich den glänzenden Schmuck um ihren Hals,

nach dem ich griff, beschreiben! Die Frau küßte mich und weinte, sie drückte mich auf eine Weise an ihr Herz, daß auch ich, ängstlicher und ängstlicher werdend, anfing zu weinen. Nun suchte sie mich zu beschwichtigen, indem sie mit mir auf und ab ging. Plötzlich blieb sie stehen. Ein Mann ist auf einmal an ihrer Seite, ohne daß ich gesehen habe, wie er ins Zimmer kam. Er spricht leise zu der Unbekannten, die mich mit Küssen bedeckt und stärker anfängt zu schluchzen. Ich werde wieder in mein Bettchen gelegt, und auf einmal — ist alles dunkel um mich, dunkel in mir! . . .

War diese Frau meine Mutter? — Ich kann es nur glauben! Nie habe ich sie wiedergesehen, obgleich ich immer das Gefühl mit mir trage, als müsse ich ihr plötzlich wieder begegnen! — —

Nun ist es wieder eine geraume Zeit hindurch Nacht in meinem Geiste. Das einzige, dessen ich mich erinnere, ist der Schluß eines Wiegenliedes, das mir von einer alten Frau häufig vorgesungen wurde:

. . . Bei dem hellen Mondenschein
Schlafen alle Kindelein,
Schlafen alle Lämmelein,
Schlafen alle Vögelein
Auf der grünen Erde,
Bis es Morgen werde. —

Dann aber tritt in meinem Leben ein Ereignis ein, von welchem an alles um mich hell ist. Ich befinde mich nämlich in einem Wagen und rolle durch (wie es mir scheint) unermeßlich weite Gegenden, von denen ich jedoch nur die unbestimmte Erinnerung habe, daß sie flach und eintönig waren. Endlich hält der Wagen. Zwei Kinder und ein ältlicher Mann erwarten mich vor der Tür eines altertümlichen Hauses; — ich bin in der Stadt ***, in der Wohnung meines guten, vortrefflichen Pflegevaters, des Professors Leiding. Ich nenne ihn Vater; ich spiele und lerne mit den beiden Kindern, die ich Bruder

und Schwester nenne, und welche Georg und Eugenie heißen. Alles ist klar in mir! Ich erinnere mich an gewisses Spielzeug, an den Winkel hinter dem Ofen, wo wir an Regentagen zusammen kauerten. Ich erinnere mich an alles, was in einem Kinderleben merkwürdig und außergewöhnlich ist. Ich war wohl älter als Georg und Eugenie; größer und stärker als sie war ich wenigstens. Bald gelangte ich zu einer gewissen Herrschaft über sie. Wie friedlich und ruhig war alles in diesem Hause, wo ein Tag nach dem andern hinfloß in ungetrübter Heiterkeit!

Aber für Frieden und Ruhe war ich nicht gemacht! — Wie der Wassersturz dort bin ich; — so habe ich mich meinem Untergang entgegengestürzt! O, von wem habe ich dieses kochende Blut, dieses leidenschaftlich zuckende Nervensystem?

Als ich ein Kind war, konnte ich nur im heißesten Schein der Sonne mich wohl fühlen; an kalten, dunkeln Tagen überkam mich oft eine Art hinbrütenden Stumpfsinns, welcher erst mit dem ersten durch die Wolken brechenden Strahl wieder verschwand. Als ich älter wurde, liebte ich die Sonne zwar auch noch; aber an ihre Stelle konnte auch der Lärm, das Gewühl der Welt, das Gold, die Freude treten . . . Wenn Georg später sich in seine Bücher vertiefte, wenn Eugenie — o, meine schöne, stille Eugenie! — sinnend die Augen auf ihre Arbeit geheftet, dasaß, o, dann überkam mich wohl ein Gefühl, als versäume ich in dieser stillen, träumerischen Welt etwas Unersetzbares; — dann zog und zupfte es an mir, lockende Stimmen in mir riefen mich hinaus ins Freie, in die Weite; phantastische Gebilde aus meinen Märchenbüchern schwebten vor meinem Geist vorüber, ich hatte keine Ruhe, keine Rast und mußte hinauslaufen, über Berg und durch Tal einsam umherschweifen, um das Gleichgewicht in mir wiederherzustellen.

Ich kann Ihnen in diesem Augenblicke nichts weiter von meinem Jugendleben erzählen. Ich gehöre ja einmal zu den

unseligen Naturen, für welche das Wort Dantes, daß es im Unglück keinen größeren Schmerz gebe als die Erinnerung an vergangenes Glück, so furchtbar wahr ist. Ich gehe daher sogleich zu einem Ereignis, einer Begegnung fort, die mein ganzes späteres Geschick bestimmte.

Ungefähr vierzehn Jahre mochte ich alt sein, als ich eines Tages, von dieser verzehrenden Unruhe, welche ich Ihnen eben beschrieben habe, getrieben, die stille Wohnung des Professors verließ und in der waldigen Umgebung der Stadt umherstreifte. Es war gegen Abend; — ich erstieg einen Hügel, an dessen Fuße die Landstraße hinlief, und schaute von hier in die untergehende Sonne. Alles war still und ruhig heiter um mich her, aber gerade diese Ruhe preßte mir das Herz unsäglich zusammen — große Tränen stahlen sich, mir unbewußt, aus meinen Augen. Ich solchen Momenten hatte ich kein anderes Mittel, meine Seele zu erleichtern, als den — Gesang! Sang ich, so ebneten sich die Wogen meiner Brust allmählich; es ward Friede in mir.

Ich sang! Ein altes Volkslied — fast unbewußt! Ich sah nicht, hörte nicht: den Blick in die Glut des Abends gerichtet, verlor ich mich sozusagen in meinen eigenen Tönen. — Da fuhr ich plötzlich zusammen; dicht neben mir stand ein Mann, ein Fremder, lächelnd mich beobachtend. Ich brach ab, sprang schnell auf und wollte scheu davoneilen; der Fremde aber trat mir in den Weg und sagte, indem er meine Hand nahm, mit sanfter Stimme: „Fürchten Sie sich nicht, liebes Kind; wer eine solche Stimme hat, muß sich nicht fürchten!"

Verwirrt blieb ich stehen und wagte es kaum, die Augen zu ihm emporzuheben. Der Fremde war ein, wie es mir schien, nicht mehr ganz junger Mann mit hoher, freier Stirn und einem geistvollen Auge. Er war bleich, und ein nervöses Zucken überflog oft sein Gesicht. Dabei lehnte er sich, wie erschöpft, auf seinen Stock. Ein Reisewagen hielt, wie ich jetzt ebenfalls bemerkte, drunten auf der Landstraße.

„Liebes Kind," fuhr der Fremde fort, „wollen Sie mir nicht noch ein Lied singen, wenn ich Sie recht darum bitte? Tun Sie mir den Gefallen, mein kleines Fräulein!"

Obgleich ich eigentlich etwas ungehalten über die Störung war, so war ich doch viel zu sehr nach jeder kleinen Anerkennung begierig, als daß ich mich lange geweigert hätte. Dazu hatte der Fremde etwas Anziehendes in seinem Wesen, dem ich nicht widerstehen konnte. Ich ließ mich also zu meinem Platz zurückführen, und der Fremde setzte sich mir gegenüber auf einen Baumstumpf.

„Was soll ich Ihnen denn aber singen?" fragte ich nach einigen Augenblicken der Zögerung.

Der Fremde lächelte und sagte: „Ich werde nicht wagen, Ihnen Vorschriften zu machen; ich kann nur horchen . . ."

Ich nahm im Geist mein Repertoire durch und begann, nach einem letzten scheuen Blick auf meinen Zuhörer, das alte wunderbare Lied: „Es ist ein Schnitter, der heißet Tod", welches ich vor nicht langer Zeit mit Eugenie und Georg gelernt hatte.

Anfangs sang ich leise und zaghaft, dann aber, kühner geworden, drängten sich die Töne voller und voller aus meiner Brust. Ich sah, daß der Fremde, in tiefes Sinnen versunken, dasaß und nur von Zeit zu Zeit beifällig nickte. Als ich endete, schaute er mich einige Augenblicke ernst an, stand dann auf und sagte, indem er wieder meine Hand nahm: „Liebes Kind, möchten Sie wohl eine große Sängerin, eine Königin der Geister werden?"

Ich schaute ihn verwundert an und wußte nicht, was er damit sagen wollte. Er schien das auch zu bemerken, ließ meine Hand los und sagte: „Sie haben mir da eben einen großen Genuß bereitet, meine kleine Nachtigall; wollen Sie mir nicht Ihren Namen sagen?"

„Ich heiße Lida Mayer!"

„Und Sie wohnen in jener Stadt dort unten?"

„Ja, bei dem Professor Leiding!“

„Danke schön, meine kleine Nachtigall. Laufen Sie nicht zu lange mehr im Freien umher; es wird kühl und feucht, und eine solche Stimme wie die Ihrige muß man schonen. Wir sehen uns noch einmal wieder, meine Lorelei!“

Damit warf er mir eine Kußhand zu, eilte den Hügel hinunter und stieg in seinen Wagen, der mit ihm sogleich der Stadt zurollte.

Eine geraume Zeit blieb ich noch an meinen Baum gelehnt stehen, über das eben Erlebte nachsinnend. Eine große Sängerin, eine große Sängerin — eine Königin der Geister! wiederholte ich mir leise. Ich liebte den Klang dieser Worte und aufjubelnd, ein Studentenlied, welches ich von Georg gehört hatte, anstimmend, sprang ich fort, den Hügel hinunter, der Stadt zu.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich den Wagen des Fremden vor dem Hause meines Pflegevaters haltend fand?! War er drinnen? Was wollte er da? Ich wagte kaum einzutreten! Endlich, von Neugierde getrieben, öffnete ich leise die Tür des großen Wohnzimmers . . .

„Da ist sie!“ sagte eine mir bereits wohlbekannte Stimme, und der Fremde von vorhin streckte mir lächelnd die Hand entgegen. Mein Pflegevater aber war in großer Aufregung. Jetzt rannte er auf und nieder, jetzt setzte er sich, um gleich darauf von neuem aufzuspringen.

„Das kommt so plötzlich,“ rief er, „so überraschend. Sie ist noch so jung, und ich weiß nicht, ob ich sie von mir lassen darf.“

„Die Kunst ist lang,“ sagte der Fremde. „Je jünger sie ist, desto besser. Und was Sie mir von der Geschichte der Kleinen erzählt haben, setzt meinem Verlangen kein Hindernis in den Weg. Ich will und muß sie haben!“

„Was soll ich tun, was soll ich tun?“ rief mein Pflegevater. Plötzlich heftete sich sein Blick auf mich: „Lida, mein Kind, komm einmal her zu mir.“

Ich eilte zu ihm hin, er schloß mich in die Arme und schaute mir fest in die Augen. Nie vergeß' ich diesen Blick!

„Lida,“ sagte er, „du bist ein verständiges, ein kluges Mädchen; — ich weiß es — wenn auch andere Leute meinen, du seiest wild und dumm — sag einmal, Lida, möchtest du mich und Georg und Eugenie jetzt wohl verlassen? Möchtest du mit dem Herrn gehen?“

Ich zitterte und wagte nicht zu antworten.

„Ich mache sie zu einer Königin; ich mache sie mächtiger als eine Königin; — ich mache sie zu einer Königin der Geister!“ sagte der Fremde.

Eine Königin der Geister! Da war wieder das Wort! Aus meinen Märchenbüchern klang es in mir auf; ich hatte ja Tage und Nächte darüber verträumt! Eine Königin der Geister zu sein . . . auf einem Wagen, von Greifen gezogen, durch die Lüfte zu schweben . . . hinwegzusegeln über die weite Welt, in die ich mich so unbeschreiblich hinaussehnte . . . alles verwandeln und verzaubern zu können!! . . . Es flimmerte mir vor den Augen; in diesem Augenblick war ich wieder vollständig ein Kind; die Wirklichkeit war mir nur ein Traum und das Märchenreich die wahre Wirklichkeit, von welcher mich bis jetzt eine böse Gewalt fesselnd ausgeschlossen hatte.

Was war mir das ruhige, stille Leben, welches ich bis jetzt geführt hatte? Vergessen war die Liebe des Pflegevaters, vergessen Georg und Eugenie —

„Ja, ich will eine Geisterkönigin sein!“ sagte ich.

Mein Pflegevater ließ mich aus seiner Umarmung los und sah mich traurig an. Dann wandte er sich an den Fremden.

„Sie hat entschieden,“ sagte er. „Ich bin in solchen außergewöhnlichen Vorfällen des Lebens ein unschlüssiger, schwacher

Mann. Ich hatte meinen Entschluß an den Ausspruch des Kindes geknüpft; — sei es! — Sie wurde mir einst übergeben, ohne daß man mir die Verpflichtung auferlegte, einstmals Rechenschaft über sie zu geben. Sie ist mir wie ein Kind gewesen (sie soll es stets sein); aber einsam im Leben, gehört sie auch den Mächten des Lebens! Nehmen Sie sie hin, Maestro; aber sehen Sie nicht bloß die einstige Künstlerin in ihr, sondern auch das Weib. Sie ist ein eigentümliches Kind; wachen Sie über sie; — machen Sie sie glücklich, glücklich in jeder Beziehung des Worts!" . . .

Eine große Träne rollte bei diesen Worten über die runzeligen Wangen des alten Mannes, und ich bereute fast, eine Geisterkönigin sein zu wollen; aber der „Maestro" Angeredete ließ mir nicht Zeit, mich zu besinnen. Er zog mich zu sich und küßte mich. „Ich habe sie!" flüsterte er.

Georg und Eugenie schluchzten in ihrem Winkel, als sie hörten, daß ich fort von ihnen solle und wolle! —

Doktor, so ergriff mich die Welt! Ich brauche Ihnen den Namen des Mannes nicht zu nennen, der mich mit sich führte, er ist berühmt genug. Es war ein seltsamer Charakter. Sie kennen seine Werke — sie gleichen ihm; aber doch ist darin seine Seele nur halb! Was er auf dem Papier festgehalten hat, ist nur ein blasser Schimmer dessen, was sein Ich war. Ein solcher Geist mußte notwendig sich selbst aufreiben, notwendig einem ähnlichen Charakter, den er in seine Wirbel zog, gefährlich werden. Das war ein ewiges Stürzen aus einer Stimmung in die andere, aus der wildesten Aufgeregtheit in den tiefsten Trübsinn. Oft ergriff es ihn mit dämonischer Gewalt. Dann wurden wohl bei hellem Tage die Vorhänge herabgelassen, die Laden geschlossen; Lampen wurden angezündet und mit den köstlichsten Blumen mußte der alte Diener den Boden, die Tische bestreuen. Der Meister stürzte einige Gläser Syrakuser hinunter und setzte sich an den Flügel. Da ward er er selbst.

Noch heute läuft ein geheimer Schauer mir durch die Glieder: ich sehe ihn wieder vor mir, wie er bleich, mit zusammengepreßten Lippen, die magern Hände über die Tasten hinfliegen läßt, bis er, gewöhnlich mit einem gellen Mißklang, seine unbeschreibbaren Phantasien abbricht . . .

Dann wußte der alte Diener schon, was zu tun war. Er ließ die Freunde des Herrn zusammenladen; die Damen des Theaters, der Oper kamen, und ein wildes, geist- und witzsprühendes Gelage endete den geistigen Aufruhr des Meisters, der unter dem Klange der Gläser, dem Lärm der Gäste auf bereitliegendes Notenpapier die Gedankentrümmer aus der Sturmflut seiner Phantasien rettete.

Eine Sängerin konnte ich in solchem Hause, in solcher Umgebung werden; aber dieses Leben wäre schon gefährlich für einen ruhigen Charakter gewesen, wieviel mehr für mich! Mir als dem Liebling des Maestro wurde geschmeichelt, man sagte mir, ich sei schön — und der Meister lächelte dazu; er begünstigte sogar die Entwickelung meiner Leidenschaftlichkeit, ohne die ihm ja keine Kunst denkbar war.

Die andere Stimmung des Meisters trat gewöhnlich in der Nacht ein. Öfters wurde ich geweckt und zu ihm hinbeschieden. Ich traf ihn dann unruhig in seinem Zimmer auf und ab gehend. Er schien einen schweren, inneren Kampf zu kämpfen; seine Lippen zitterten krampfhaft und oft griff er mit der Hand ins Weite, als wolle er etwas Unsichtbares vor ihm erfassen. Sobald er mich erblickte, was häufig erst nach langem Harren geschah, ließ er sein Auge eine Zeitlang auf mir ruhen, als besinne er sich auf etwas; dann sagte er mit leiser, fast bittender Stimme: „Singe, liebes Kind, singe!“ . . .

Ich wußte schon, wonach er in solchen Augenblicken verlangte. Nicht Opernarien und dergleichen waren es, nein, kunstlose Volkslieder, Wiegenlieder, schmucklos feierliche Cho-

räle. Die sang ich, und der Meister stand neben mir, die Hand auf meine Schulter gelegt. —

So schwand Stunde auf Stunde dahin, bis auf einmal der Maestro die Hand mir auf den Mund legte und flüsterte: „Jetzt still, still, mein Kind! Sie schlafen, sie schlafen, die bösen Geister; du hast sie in den Schlaf gesungen, Kind! Ich danke dir! — Ganz still — ganz leise zu Bett!“

Damit schlich er auf den Zehen fort, und auch ich suchte erschöpft, fröstelnd, im Innern erschauernd mein Gemach. —

So war mein Leben im Hause meines Lehrers! Und endlich kam der Tag, an welchem ich zum ersten Male unter dem Namen Alida öffentlich auftrat. Der Meister führte mich bis an die Kulisse. Hier legte er mir die Hand aufs Haupt und sagte: „Ich habe mein Wort gehalten — eine Königin der Geister!“

Doktor, unter dem Nachklang dieser Worte im Herzen sang ich — unbewußt — wie im Traum! — Ich wußte nicht, ob ich dieses tönende Wesen war! Ich fühlte mich nicht mehr — alles ein Meer von Glanz und Licht, in welchem ich schwebte, von welchem ich getragen wurde!

„Eine Königin der Geister!“ hallte es in mir wider, als der Beifall der Menge jubelnd losbrach. Schönheit, Jugend, Gold, Freiheit, Ruhm, alles war mein . . . Ist das das Glück, Doktor? — Doktor, ich verlor mich selbst! — —

Ein Jahr lang zog ich wie im Triumph in der Welt umher. Ich sang auf den meisten deutschen Bühnen, ich sang zu Paris, zu London; dann trennte sich mein Lehrer von mir. Er ging nach Rußland, wo er jetzt auf einem der St. Petersburger Kirchhöfe von seinem wilden Leben ausruht. — Ich stand allein! — Trotz dem Lärm der Welt, der mich umbrauste, hatte ich jetzt oft ein Gefühl der Verödung; — es trat eine Art Gegenwirkung bei mir ein: ich sehnte mich nach Stille, nach Ruhe. Mein Pflegevater war gestorben, ohne daß er mich wiedergesehen

hatte; jetzt zog es mich unwiderstehlich, wenigstens Georg und Eugenie wieder zu erblicken. Eines Tages trat ich in ihr Zimmer in meiner Kindheitsstadt. O, wie hatte sich jedes von uns verändert! — Sie erzählten mir vom Tode des Vaters, von ihrem stillen Leben; sie freuten sich über meinen jungen Ruhm, über mein Glück, wie sie es nannten. Einige köstliche Wochen verlebte ich in ihrer Gesellschaft. Aber auch für die Geschwister war der Zeitpunkt der Trennung gekommen. Ihr Vermögen war klein: Georg mußte die Universität beziehen, Eugenie wollte zu einer alten Verwandten gehen. Eines Morgens trennten wir uns wieder; Eugenie reiste ihrem Bestimmungsort zu, Georg und ich eilten nach der Hauptstadt, wo er sein Studium beginnen wollte, und wo ich ein Engagement angenommen hatte. War das letztere Zufall? Ich glaube nicht ganz! Er erzählte mir von seinen Plänen und Aussichten; ich hörte ihm still zu, sein ruhiges, einfaches Leben unter den Büchern seines Vaters schien mir inhaltsvoller, interessanter als mein wildes, bewegtes. — Da hielt der Eisenbahnzug, der uns nach der großen Stadt geführt hatte. Wir trennten uns . . . unsere Geschicke hatten sich von neuem geschieden!

Eine Zeitlang schwebte mir wohl noch in ruhigen Augenblicken, im ersten Schlummer nach einer geräuschvoll hingebrachten Nacht Georgs Bild vor Augen, aber allmählich verschwand es mehr und mehr und erlosch zuletzt ganz! — Sehen Sie, die Sonne neigt sich dem Untergange zu . . . Doktor, erlassen Sie mir das Ende meiner Erzählung! . . . Wie ich ward, wie ich werden mußte, habe ich Ihnen gesagt. Wie die Kreise der Hölle Dantes enger und furchtbarer werden, so auch mein Leben. Als Sie mich fanden, war eben einer der verräterischen Schemen auf diesem gräßlichen Wege hinab in den Abgrund neben mir versunken — ich weiß nichts von den letzten Tagen; es sind phantastische, wilde Gestalten und Gebilde um mich, Hohn und Spott und Verzweiflung — nichts aber bestimmt,

nichts fest . . . Doktor, Doktor, verlassen Sie mich nicht, retten Sie mich . . . vor der Welt, vor mir selbst! . . ."

Halb ohnmächtig brach das unglückselige Weib ab. Der Doktor Hagen reichte ihr tiefbewegt die Hand.

„Ich verspreche, Sie nicht zu verlassen, Lida!" sagte er. Er schien in ein schmerzliches Sinnen zu versinken. Dann fuhr er fort: „Lida, einst habe ich ein Weib gekannt und — geliebt, unsäglich geliebt. Sie ging mir verloren, — ich konnte sie nicht retten. Als ich mich zum ersten Male über Ihr Gesicht beugte, Alida, erzitterte ich bis in die tiefsten Tiefen meines Wesens! Das waren ihre Züge, ihre Augen! . . . Ist das Zufall oder ist es mehr: ich will es nicht wissen, ich will es nicht zu ergründen suchen. Ich habe es längst aufgegeben, das ‚Spiel des Zeus mit der Welt' analysieren zu wollen. Lida, wir wollen von heute an unsere Geschicke zusammenketten; — Sie sollen mir eine Tochter sein, und der unbekannte Weltwanderer und die berühmte Sängerin werden von jetzt an nur einen Weg haben! . . . Da kommt der Führer — machen wir uns auf, ich muß Ihnen noch die Villa des Mäcenas zeigen . . ."

7. Kapitel. Eine Schachtel Maikäfer.

In der glänzenden, meistenteils von der vornehmen Welt bewohnten Königsstraße befindet sich das elegante Magazin der großen Modistin Madame Adelaide Mecker, née Bollenberg. Elegante Wagen sieht man zu jeder Tageszeit vor diesem Etablissement halten, und elegantere Damen schweben im ununterbrochenen Strome, mehr oder weniger grazienhaft, ein und aus. Ehemänner pflegen, wenn ihr Weg sie hier vorbeiführt, krampfhaft-wütig die Hände in den Taschen zu ballen, und sehr erkennbar tritt dann das Kainszeichen des Debet auf ihrer gerunzelten Stirn hervor. Das saugende und unmündige Kind Gottes, Oberkonsistorialrat und Abt Grützwürster, verglich in seiner letzten Predigt gemeldetes Lokal mit dem Ankleidezimmer einer gewissen apokalyptisch-babylonischen Dame, unter großem Entsetzen, Erröten und — Kichern seiner frommen, vornehmen Zuhörerinnen. Der dicke Oberstleutnant von Klappersporn verdammt und verflucht es und sich, wenn er zur Wachtparade hier vorbeischreitet, gewaltig in der zierlichen Ausdrucksweise, die, wie ältere Militärs sich erinnern werden, eine Stunde vor der Schlacht bei Jena noch, das: Süß ist's, fürs Vaterland — davonzulaufen, so anmutig einleitete. Der Hegelsche Professor Doktor Absolutus nennt die Rechnungen, welche Madame Mecker goldgerändert einschickt, einen Progreß ins Unendliche, eine schlechte Unendlichkeit, ein infinitum imaginationis und so weiter, und so weiter; Madame Adelaide aber — hält Wagen und Pferde, besitzt eine allerliebste Villa vor dem Tore und ein ganz anständiges Vermögen in Staatspapieren, Prioritätsaktien und hypothekarisch versicherten Schuldverschreibungen. —

Noch sind, des Gottesdienstes wegen, die Ladenfenster des Verkaufslokals der Madame Mecker geschlossen und die jungen Verkäuferinnen mit den etwas gelblichen Gesichtern, den Ma-

donnenscheiteln und den Taillen zum Umspannen ordnen eben, unter der Oberaufsicht der hagern Adjutantin der maîtresse du magazin — in einem dämmerigen Halblicht — die mit dem letzten Orgelton in den Kirchen dem Licht des Tages, dem Auge der andächtigen Menge vorzubreitenden Allotria. Die Unterhaltung ist so lebhaft, daß eine kleine, zierliche Gestalt, welche eben durch den Raum schlüpft, und der freundliche Gruß derselben gänzlich unbeachtet bleiben, wenn wir die Adjutantin und den Historiographen ausnehmen.

„Viel Glück zum ersten Mai, Klärchen Aldeck!" sagt der letztere.

„Eh!" sagt die erstere mit einem unbeschreiblichen Achselzucken.

In den weiten, aber ziemlich niedrigen und dunkeln Arbeitsstuben, die ihr Licht von dem von hohen Gebäuden umschlossenen Hofe empfangen, sitzt ebenfalls eine Menge bleichgesichtiger, junger Mädchen über Haufen von Blumen, Bändern, Gaze, Gold- und Silberfäden, Seide und so weiter beschäftigt, alle die unendlichen Variierungen, Umschreibungen, Kommentierungen jenes ersten Feigenblattes unserer Urmutter herzustellen. Viel hat man aus Goethes Faust, viel aus manchem andern profanen und heiligen Buch herausgelesen; aber was ist das alles gegen die Paraphrasen jenes einzigen Blattes?! —

Auch hier herrscht ein allgemeines Summen und Kichern, denn das Dionysosohr der Obertyrannin zwischen den beiden Abteilungen des Lokals steht augenblicklich leer, da Madame Adelaide eine gar gläubige Seele ist und selten oder nie die Kirche versäumt. Nur von Zeit zu Zeit sucht die Aufseherin in dem Verkaufsgewölbe durch ein gell herüberschallendes „Stille, Mädchen!" die Ruhe herzustellen.

„Klärchen Aldeck!" rufen beim Eintritt unserer kleinen Heldin verschiedene Stimmen mehr oder weniger freundlich.

Nasen werden gerümpft, bedeutungsvolle Blicke fliegen hin und her! Als eine zu Hause Arbeitende steht Klärchen gewissermaßen zwei und einen halben Zoll höher in der menschlichen Gesellschaft als diese eingesperrten Vögelchen der Madame Mecker. Nachdem die verschiedenen Begrüßungen vorüber sind, nähert sich Klärchen einem Winkel nahe dem Fenster, von wo aus ihr ein Paar dunkle Augen aus einem kränklichen Gesicht freundlich entgegenleuchten.

„Guten Morgen, Rahel, mein Kind!" ruft Klärchen, sich mit auf den Stuhl der kleinen Nähterin drängend und ihr den Arm um den Leib legend. „Viele Grüße von deiner Schwester. Wie geht's? Du bist doch nicht unwohl? Gewiß hast du wieder dein Kopfweh? Komm, ich bin diesen Morgen frei; gib mir die Nadel, ich will deine Arbeit fertig machen."

„Wie gut du bist, liebes Klärchen; aber ich danke dir, ich . . ."

„Unsinn!" sagt Klärchen, die kleine Bleiche ganz von ihrem Stuhl drängend. „Da — sieh mal zu; ich glaube, es sind noch Bonbons in meiner Tasche!"

Wie nun Klärchen die Arbeit Rahels, der Schwester der kleinen Ruth, die wir am Bett jener kranken Frau in der Dunkelgasse fanden, aufnimmt, tritt die Adjutantin der Madame, eine etwas längliche, etwas magere und etwas ältliche junge Dame an sie heran. Der Ausdruck ihres Gesichts ist schwer zu beschreiben und erklärt sich erst durch ein späteres Blatt dieser Geschichte, wo Fräulein Laura Sauer in den heiligen Ehestand tritt — mit Louis Schollenberger, in diesem Augenblick noch Handlungskommis bei Hack & Kompagnie im Grünwinkel!

„Nun, gnädiges Fräulein," sagt die Lange, „ich gratuliere."

„Wozu? — Gib mir die rote Seide, Rahel!"

„Wissen Sie schon das Neueste, meine Damen?" sagt die Lange wieder. „Wissen Sie schon, daß Fräulein Aldeck sich verlobt hat?"

Allgemeiner Tumult! Ahs, Ohs! Stuhlrücken! Aufspringen! Aller Augen auf das errötende, zornige Klärchen gerichtet!

„Mit wem? Mit wem?"

„Es wird nicht lange mehr ein Geheimnis sein: mit Herrn Schollenberger, Kommis bei dem Kaufmann Hack im Grünwinkel!"

Stärkere Aufregung! Verwundertere Ausrufe! Gelächter! Interjektionen des Unglaubens!

„Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr!" ruft Klärchen, mit Tränen des Zorns im Auge aufspringend. „Sie lügt! Ihr wißt alle, daß sie mich nicht leiden kann! . . . Was habe ich Ihnen getan, was habe ich Ihnen zuleide getan?"

„Er hat ihr einen so schönen, glühenden Liebesbrief geschrieben. Hat er nicht, Fräulein Klara?"

„Ich kann es bezeugen!" ruft eine andere junge Dame, sich an die Seite der Adjutantin drängend. „Er liebt sie gerade so, wie es in den Büchern steht, und mir klagt er sein Leid und hat mir auch seinen Brief vorgelesen; — er ist reizend!"

„Hältst du den Mund!" ruft eine kleine korpulente Person, die sich zwischen die neue Angreiferin und das weinende Klärchen stellt. „Erstens ist die alberne Geschichte nicht wahr, und zweitens, wenn sie wahr wäre — na ja — ich will weiter nichts sagen; aber der Rotkopf ist doch noch immer tausendmal besser als dein — na, du weißt — dein Pole!"

Wie wenn sonst in einer italienischen Stadt der Ruf erschallte: Hie Welf! Hie Waiblinger! so teilt sich jetzt das Arbeitslokal der großen Modistin in zwei feindliche Lager, und sonderbarerweise scharen sich alle Jüngeren und Hübscheren um das weinende Klärchen, während alle Älteren und Häßlicheren die Partei der Aufseherin nehmen. Giftige Redensarten fliegen hinüber und herüber! Nicht bloß, wenn die alten Weiber, oder die Gelehrten, oder die Könige zanken, kommen die Wahr-

heiten an den Tag! Bewahre, was für eine Menge schmutziger Wäsche wird jetzt gewaschen, wie viele moralische Plunderbeutel werden umgestürzt und aufgewühlt!

Der Buchhandlungsgehilfe und Schlingel Ernst Papphoff, der, statt den Sonntagmorgen in der Kirche oder bei seiner kleinen Braut in der Rosenstraße hinzubringen, in dem Rauchzimmer einer Konditorei gesessen hat und eben über den Hof schreitet, drückt grinsend seine Nase gegen die Fensterscheiben der Madame Mecker, unbemerkt von den streitenden jungen Damen.

„Ausgezeichnet!" sagt er.

Wilder und heftiger wird der Kampf. Schon lange ist der eigentliche Ausgangspunkt vergessen, und Klärchen und Rahel haben sich wie zwei verschüchterte Vögelchen wieder in ihren Winkel gedrückt.

Was? Geraten schon die Hände mit ins Spiel? . . . Welche drohende Mimik! . . .

Eine Tür öffnet sich. —

Ist der deutsche Kaiser auf den Höhen der Alpen erschienen, um sein Schlachtschwert zwischen die Schwarzen und Weißen zu werfen? — Nein, — die — Madame Adelaide Cölestine Mecker tritt ein! — —

Stille! — Tiefe Stille! — —

Jede der Kämpferinnen sitzt auf einmal wieder auf ihrem Platze, die Nase auf ihre Arbeit gesenkt. Nur Blicke fliegen noch drohend hin und her.

„Göttlich, wahrhaft göttlich! Eine Schachtel Maikäfer! Eine Schachtel Maikäfer!" sagt lachend der Buchhändler und marschiert lachend von seinem Beobachtungsplatze ab. —

„Das ging hier ja recht lustig her!" meint Madame Adelaide. „Und noch dazu am heiligen Sonntag und unter der Kirche! Ich bitte mir aus, daß das nicht wieder vorkommt. Wer fertig ist, kann gehen. Sie, Mamsell Klara, bringen den bewußten

Kopfputz der Sängerin, der Signora Allida, und Sie, Mamsell Berta, müssen heute fortarbeiten: die Baronin Wenzelberg will den Spitzenbesatz heute abend auf dem Hofball jedenfalls tragen."

Mamsell Bertas eingefallene Wangen zeigen die beiden unheimlichen roten, scharf abgegrenzten Flecke; aber sie ist die beste Stickerin des Magazins, sie hat den Hunger der Schwindsüchtigen und — die Frau Baronin muß ihren Besatz haben. Die arme Nähterin hatte sich so in den blühenden Frühling hinausgesehnt: wieder ein Lebenstag unwiederbringlich verloren! . . . Wie gut ist's, daß Sie das nicht wissen, gnädige Frau. Ich weiß, Sie haben ein weiches, mitleidiges Herz, Ihren Namen habe ich in der Zeitung gelesen unter denen der Vorsteherinnen des großen Krankenhauses Bethesda — wie gut ist's, daß Sie den Schmerz und das Elend nicht kennen, die in das Gewand, welches Sie heute abend tragen werden, hineingewebt sind.

Im Märchen liegt unten auf dem Grunde des Zauberbrunnens ein Unheimliches, Schreckliches, Unerkennbares, das herauf will und geheime, unbestimmte Schauder verursacht. Oben glitzern und funkeln die Bläschen und Wellchen im Sonnenlicht; und kocht die Oberfläche des Wassers auch einmal stärker auf, so haben die Wächter duftiges, farbiges Öl bereit, die Aufregung zu besänftigen. Aber unten, tief unten . . .

Wachet, wachet, ihr Wächter! Betet, betet, ihr Beter! Es ist da — es steigt empor! Ihr könnt es nicht weglachen, nicht wegleugnen. Ihr wißt nicht, wann und wie es kommen wird, aber ihr wißt, daß es kommen wird! Könige, Adel, Bürger, Bauern, Arbeiter; Stände, Zünfte, Vereine; Staatsreligionen, Sekten und Untersekten; Gläubige und Zweifler; Gelehrte und Ungelehrte; Reiche und Arme — was drückt und ängstigt euch, und läßt euch auf jedes ferne Rollen in der Gewitternacht der Zeit erschreckt hinhorchen?

Zwei Sintfluten hat das Geschlecht der Menschen erlebt, vor der dritten steht es.

Die erste kennen die Urkunden aller Völker: das rohe Element besiegte die junge Menschheit und ihre Kultur!

Die zweite nennt die Geschichte: Völkerwanderung. Und die dritte? — —

Sie kommt, sie kommt! Wachet, wachet! Betet, betet, daß — der Geist Gottes über den — Wassern schweben möge! . . .

Wo sind wir denn aber eigentlich? Was haben die kranke Stickerin und die Schleppe der Baronin Wenzelberg mit diesen Gedanken zu tun? Was wollen diese Gedanken in dem wonnigen Frühlingssonnenschein des ersten Mai? — Welch ein Genuß ist's, endlich aus den dumpfigen Arbeitsstuben der Modistin hinauszugelangen! Sonntag! — Die Kirchen sind zu Ende; die Granitplatten an den Häusern entlang sind bedeckt von der geputzten Menge, die sich sehr in acht nehmen muß, daß sie nicht auf die überall kauernden, spielenden Kinder trete. Mit klingendem Spiel, den gewaltigen Tambourmajor an der Spitze, zieht die Wachtparade vorüber, ebenfalls begleitet von Kinderhaufen, aber auch von älteren Musikliebhabern, die alle im Takt mitmarschieren. Aus den kellerartigen Küchenfenstern der Restaurationen dringen Gerüche, welche gar anmutig die Nasen der Vorübergehenden kitzeln. Wagen rollen, Reiter traben vorbei. Traut ihm nicht, traut ihm nicht, diesem lustigen Getümmel, diesem lebensvollen Glanz und Flimmer, es droht doch unter ihm hervor das dunkle, verhüllte Unheil und läßt seine stillen Schauder durch die Heiterkeit des Daseins zucken. — Da hält ein Wagen von sonderbarer Form in einer der menschenbelebtesten, glänzendsten Straßen. Zwei Männer in dunkler Uniform steigen ab, während ein dritter die Pferde hält. Der Wagen hat die Form eines länglichen Kastens und hinten eine Tür, aus der die beiden Beamten einen Einsatz

ziehen, in welchem ein schwarzes Tuch zusammengerollt liegt. Volk sammelt sich; — Geflüster, dazwischen ein unheimlich schlechter Witz: die beiden Männer verschwinden mit dem Einsatz und dem Tuch in einem der hohen, prächtigen Häuser. Das Volk drängt sich um die Haustür und wartet. — Da sind die Männer wieder! Scheu weicht der Haufen nach beiden Seiten zurück: in dem Einsatz liegt jetzt, in das schwarze Tuch gewickelt, ein Etwas, ein Körper, eine — Leiche!

„Er hat sie ermordet! Er hat ihr Gift gegeben! Arme Frau!" tönt es leise durch den Haufen, und der Totenwagen fährt davon. — — „Platz! Platz!" ruft in diesem Augenblick ein Vorreiter in prächtiger Livree. „Ihre Majestäten!" . . .

„Der König, die Königin!" heißt es wieder in der Menge. Sechs schwarze Hengste im Galopp, — vorüber fliegt die Karosse des Herrschers.

Einige alte Herren haben den Hut abgenommen, einige Offiziere haben grüßend Front gemacht, das Volk — hat stumm und gleichgültig gegafft! . . . Zwei Minuten nachher ist alles vergessen, — die Menge hat sich zerstreut, — die Straße ist wie zuvor glänzend, sonnig, durchwogt von den geputzten, lächelnden Spaziergängern. — Da sind unsere beiden Freundinnen, Klärchen Aldeck und die kleine Rahel Rosenstein!

„Das böse Frauenzimmer!" sagt Rahel. „Sei nicht mehr traurig, Klärchen! Es ist ja eigentlich nur lustig; eifersüchtig ist die alte Jungfer."

„Ach, ich dachte eben gar nicht an die Närrin," sagt Klärchen, lächelnd aufblickend. Was hat sie? Sie stößt einen ärgerlichen Ausruf hervor. Ich weiß nicht, ob sie nicht auch die Hand in der Tasche ballt.

Rahel folgt dem Blicke ihrer Freundin und sieht, — sieht an der Ecke der Straße einen Jüngling, — einen Jüngling in engen, himmelblauen Unaussprechlichen, dunkelblauer Weste, dunkelrotem Halstuch, einen Jüngling mit herabhängender

Unterlippe und rötlichem, gelocktem Haar, auf welchem der Hut, etwas schief und luftig aufgedrückt, nur durch große Kunst im Gleichgewicht erhalten wird; einen Jüngling, saugend an dem Griff seines Stöckchens, einer Traube von Elfenbein.

Wie schlau doch die Weiber sind!

„Ist er das? — Oh!" ruft Rahel.

„Der Narr!" ruft Klärchen, mit einem solchen Blick auf den armen Schollenberger, daß derselbe einen ungeheuren Blumenstrauß verlegen hinter dem Rücken versteckt.

„Also es ist doch wahr! Hahaha!" lacht Rahel. „Wenn das ein Gewisser wüßte, Klärchen!"

„Er weiß es!" ruft plötzlich eine Stimme hinter den beiden jungen Mädchen, bei deren Klang Klärchen sich hastig umdreht, während Rahel etwas zusammenfährt und errötet. „Er weiß es, Fräulein Rosenstein," sagt Georg, den Arm Klärchens nehmend und gegen den adonisierten Handlungsbeflissenen den Stock auf eine ganz und gar nicht verblümte Art schwingend.

„Was habt ihr euch hier in den Straßen umherzutreiben? Marsch, vorwärts! Wollt ihr die Musik der Wachtparade hören? Nein? Desto besser! Wollen Sie heute mit uns essen, Fräulein Rahel?"

„Ich danke sehr, — ich kann nicht! Mein Vater wird schon auf mich warten und ich muß auch für meine Schwester sorgen," sagt die kleine Jüdin. „Ich habe mich so schon verspätet." Damit eilt sie grüßend und lächelnd davon, um ihrem Vater, dem alten Trödeljuden Rosenstein, an der Ecke der Dunkelgasse, bei der Bereitung des Mittagsmahls zu helfen. Klärchen aber, auf einmal sehr zerstreut, sucht sie auch nicht durch das kleinste Wort zurückzuhalten; sie überhört sogar ihren Abschiedsgruß. Was hat sie?

Ei, Rahel weiß es; sie nimmt es ihr auch durchaus nicht

übel und blickt nur noch einmal, bedeutsam lachend, von der Ecke aus zurück.

Und Schollenberger? Schollenberger stößt einen seiner dicksten Seufzer aus und trabt — in Ermangelung eines Bessern, hinter der kleinen Jüdin her. Andere Zeugen jedoch wollen ihn etwas später, geführt von Fräulein Laura Sauer, durch die Straßen wankend gesehen haben! — Georg und Klärchen setzen aber ebenfalls ihren Weg zusammen fort.

„Ritterstraße, Nummer sechzehn; — wo mag das denn sein?" fragt Klärchen, die Aufschrift der Schachtel, die sie im Arm trägt, ansehend. „Die Ritterstraße kennen wir wohl, nicht wahr, Georg? — aber die Nummer sechzehn . . ."

„Wollen wir auch schon noch finden," meint Georg. „Wer soll denn die Torheiten haben, welche du da in der Schachtel trägst?"

„Torheiten? — Ich will dich . . ."

„Hier ist die Ritterstraße, — denkst du wohl noch an die Treppe, Klärchen? — Dreizehn, vierzehn, fünfzehn —"

Einen Schrei der Überraschung stoßen beide aus: vor der Tür von Nummer sechzehn lag einst Klärchen Aldecks Blumenstrauß!

„Wer wohnt denn hier?" fragt nochmals Georg.

„Die Sängerin, die Signora Alida."

„Was! Wer?"

„Nun ja, die berühmte Sängerin Alida!"

„Alida! Lida Mayer . . ."

„Diese Alida ist eure Lida, wovon ihr so viel sprecht, Georg?" ruft Klärchen erstaunt.

„Das ist seltsam, seltsam! Ja, sie war einst unsere Schwester! Höre, Klärchen, sage Eugenie nichts von diesem deinem Wege, sie weiß nicht, daß Lida in der Stadt ist; es ist nicht nötig, daß sie es wisse!"

„Georg, ich fürchte mich ordentlich, hinaufzugehen!“

„Ach, das hast du nicht nötig, Klärchen!“ sagt der junge Gelehrte, trübe lächelnd. „Sie hat mit uns nichts mehr zu tun; — mach, daß du oben fertig wirst; wir warten auf dich zu Hause. Und heute nachmittag gehen wir hinaus in den Frühling!“

„In einer Viertelstunde bin ich bei euch!“ ruft Klärchen und reicht noch einmal, von der Höhe der Treppe herab, ihre Hand dem Philologen. — — —

Ach, armes Klärchen! —

8. Kapitel. Zufall!

Mit einem Angstschrei war an diesem Morgen Klärchen Aldeck aus dem Schlaf aufgefahren. Sie hatte böse geträumt! Zitternd strich sie die feuchten Locken aus der Stirn; — vergeblich aber suchte sie sich die Gespenster der Nacht wieder in die Erinnerung zurückzurufen.

Versunken alles!

„Unsinn!" hatte sie fröhlich gerufen und — gelächelt!

Mit einem Lächeln auf den Lippen hatte an diesem Maimorgen die Sängerin Alida, — Lida Mayer die Augen aufgeschlagen. Auch sie hatte geträumt, — geträumt von Ruhe und Frieden, von einer stillen, glücklichen Welt, in welche der Neid und der Spott, der Ehrgeiz, die Lust am Glanz und der Überdruß nicht hinreichten. Sie hatte davon geträumt: mit dem Erwachen schwand das Lächeln von ihren Lippen!

Eine Tagesexistenz! — Eine Nachtexistenz! —

Die eintretende Kammerfrau, die auf den Zehen zu dem Lager der Sängerin hinschritt, erinnerte dieselbe, daß das Leben schon wieder an sie herantrete. Sie ließ sich ankleiden; die Flut der Besucher kam und ging. Alida war geistreich und witzig den Geistreichen gegenüber gewesen, sie hatte mit lächelnder Miene die Gemeinplätze der Faden und Dummen angehört. Zum Überdruß gehörte Schmeicheleien und Komplimente hatte sie von neuem ertragen müssen; — sie war um Mittag bereits wieder todmüde. —

Die Uhr auf dem Pfeilertischchen schlug zwölf; der letzte Besucher hatte sich entfernt, die Sängerin stand sinnend am Fenster und zerpflückte einen Strauß, der ihr gestern abend auf die Bühne geworfen war. Die widerstrebendsten Empfindungen bestürmen sie. Sie glaubt die Jugendfreunde winken zu sehen, und es drängt sie, allen Glanz und Ruhm von sich zu werfen und wieder zurückzukehren in die ruhige, sichere Dunkel-

heit. Einen Augenblick glaubt sie sich dazu fähig; aber im folgenden kocht es wieder in ihr auf! Eine mächtige, unwiderstehliche Gewalt geißelt sie vorwärts auf der einmal betretenen Bahn! Der Beifallsjubel der entzückten Menge ist in ihrem Ohr, die Pracht solches bewegten Lebens vor ihrem Auge.

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" ruft sie. „O Gott, ich kann sie nicht wiedersehen! Ich will auch fort von hier; Hagen hat wohl recht, wenn er sagt: wie einem Kinde zerbräche mir alles, wonach ich greife, in den Händen; — würde ich nicht auch vielleicht ihr stilles Glück zerstören? Ich will fort, ich muß fort! O Georg, Georg!" —

Das letzte Blättchen von der Rose in ihrer Hand war zu Boden gefallen. Sie schaute das nackte, dornige Stengelchen trübe an.

„So wird einstmal mein Leben aussehen!" sagte sie, bitter lachend. „Ah, es war eine schöne Rose, rot und glühend und duftend . . . O Gott, wer ist schuld daran? Wer ist schuld daran?" —

Ein leises Klopfen an der Tür schreckte sie auf.

„Die Putzmacherin ist draußen," sagte Nina, in das Zimmer schauend.

„Laß sie eintreten!"

Einen Augenblick später führte die Kammerfrau Klärchen Aldeck hinein.

„Also das ist Lida?!" fragte sich Klärchen. Das Herzchen möchte ihr zerspringen, und doch weiß sie, daß sie mit keinem Laut sich und ihre Freunde verraten darf. „Wie schön sie ist; aber sie scheint nicht glücklich!" denkt sie, als sie die Sängerin mit einer stummen Verbeugung begrüßt.

„Nun, mein Kind, was bringen Sie mir da?" fragte Alida, und Klärchen stellte vorsichtig ihre Schachtel auf den Tisch und nahm den Deckel ab. Wie es hieß, was das Kästchen enthielt,

kann der Erzähler leider nicht sagen: bänderſam, flitterhaft, durchſichtig, zart, duftend wie ein Geibelſches Gedicht war's. Nina ſtieß einen Ruf bewundernder Überraſchung aus, Klärchen lächelte, trotz ihrer Befangenheit, und ſogar über das Geſicht der Künſtlerin lief ein Ausdruck der Befriedigung.

„Wirklich ſehr geſchmackvoll!" ſagte Alida, das Ding am Hinterkopf befeſtigend (eine Haube war's jedoch nicht). „Ich laſſe Madame Mecker danken, daß ſie meiner Angabe ſo genau nachgekommen iſt."

„Erlauben Sie, daß ich dieſes Band etwas niedriger befeſtige," ſagte Klärchen, an dem Kopfputz etwas verändernd. „Hätte ich gewußt, daß das Fräulein ſo ſchönes ſchwarzes Haar habe, ſo würde ich hierfür doch eine andere Farbe gewählt haben."

„Alſo haben Sie, liebes Kind, das kleine Meiſterſtück wohl gar ſelbſt gemacht?" fragte Alida. „Und die Farbe der Schleifen haben Sie an Ihrem eigenen Köpfchen ſtudiert?" fuhr ſie fort, der Kleinen die Wange ſtreichelnd.

„Ich — nein, ich habe es Eugenie Leiding . . . Ach Gott!" . . .

Ein Ausruf der Sängerin hat die kleine Blumenmacherin unterbrochen und ihr über ihre Unvorſichtigkeit jenes „Ach Gott!" entlockt.

„Eugenie Leiding!" ruft die Künſtlerin erbleichend. „Kennen Sie die? Antworten Sie! Antworten Sie!"

Erſchrocken, verwirrt ſucht Klärchen nach Worten.

„Sprechen Sie, ſprechen Sie! Wo iſt ſie? Was macht ſie? O ſprechen Sie!" ruft Alida, mit beiden Händen die Hand Klärchens faſſend.

Verwundert ſchaut die Kammerfrau auf die beiden.

„Hier, Nina, beſorgen Sie dies Billett an Madame Vollmer-Maliarda!" ſagt Alida, ihre Dienerin unter dieſem Vorwande fortſchickend.

Kaum aber hat sich die Tür hinter ihr geschlossen, so zieht die Sängerin die Putzmacherin neben sich auf ihren Sitz und ruft mit halberstickter Stimme: „Bitte, bitte, erzählen Sie mir von Eugenie, meiner Eugenie, — o, Sie wissen nicht, wie nahe wir uns einst gestanden haben!"

„Ich weiß es!" sagt Klärchen schluchzend.

„Sie wissen es? Ja, Sie müssen es wissen, da Sie sie kennen! Erzählen Sie mir von ihr, sprechen Sie von ihr!"

„Sie ist mein kleines Mütterchen! — Und Georg — wollte nicht, — daß sie etwas von Ihrem Hiersein erfahre, — Fräulein! Sie ist so gut und lieb, aber so leicht krank, die arme, blinde Eugenie . . ."

„Blind?!" ruft, mit einem Schreckensschrei aufspringend, die Sängerin. „Eugenie Leiding blind? — O Gott, und ich bin hier in ihrer Nähe und habe das nicht gewußt. Blind? Blind? Vergessen! Vergessen!"

Bitterlich weinend bedeckt Alida ihr Gesicht mit beiden Händen.

Es gibt Menschen, die von der Vorsehung gewissermaßen als eine Art liebfreundlicher Schutzgeister geschaffen zu sein scheinen, und welche von einer unsichtbaren Hand immer dahin geleitet werden, wo Besorgten, Bekümmerten, Unglücklichen eine hilfreiche Hand zu reichen ist. Unbewußt oft vollführen solche Menschen ihre glückbringenden Missionen, oft auch geht ihnen sogar ihr eigenes Lebensglück auf solchen Wegen unter. —

Armes Klärchen!

Schüchtern, selbst weinend, nähert die Blumenmacherin ihr Gesichtchen dem der Sängerin. Diese legt beide Arme um sie, zieht sie auf ihren Schoß und bedeckt sie mit leidenschaftlichen Küssen.

„Fräulein, Fräulein, beruhigen Sie sich. Es kann ja noch alles gut werden . . ."

„Nenne mich nicht Fräulein; nenne mich Lida, nenne mich Schwester! Ich will dich auch bei deinem Taufnamen nennen! Sage ihn mir, liebes, liebes Kind!"

„Ich heiße Klärchen Aldeck!"

„Klärchen, Klärchen — das ist ein hübscher Name! Weißt du auch wohl, was Klara heißt? — O, nun erzähle mir von Eugenie, oder — komm! — Wir wollen hin zu ihr — gleich! Jetzt bin ich frei! Jetzt bin ich gerettet!" . . .

Mit zitternden Händen ordnet die Sängerin ihren Anzug. Sie nimmt die kostbare Brosche vom Busen; sie streift die funkelnden Ringe von den weißen Fingern.

„Sie werden mir nicht zürnen! Sie werden mich nicht von sich stoßen! Nicht war, Liebe, Gute?"

„Gewiß nicht, gewiß nicht!" ruft Klärchen, lachend und weinend. „O, wie freue ich mich, daß ich mich vorhin so . . . Ist das Ihr — dein Mantel?" . . .

Die einfachste schwarze Samtmantille wirft Lida über; den dichtesten Schleier wählt sie für den Hut.

„Komm, komm!" ruft sie, die kleine Blumenmacherin mit sich fortziehend, ohne zu beachten, daß die Tür offen bleibt, daß sie die überall blitzenden Schmucksachen, das allenthalben umherliegende Gold dem Zufall preisgibt. — — —

Da ist der Zufall schon! Kaum sind die beiden einige Minuten fort, so schaut ein Kinderkopf vorsichtig durch die geöffnete Tür.

„Schönste Herrschaft, kaufen Sie uns Maiblumen ab!"

Ein Augenblick Stille. —

„Schönste Herrschaft, wollen Sie einen Strauß Maiblumen kaufen?"

— — Ein anderes Gesichtchen erscheint über der Schulter des kleinen Verkäufers. —

„Es ist niemend drin, Julchen! Sollen wir hineingehen?"

„Nein, nein, sie jagen uns fort, — dann kaufen sie gar nichts!"

„Schönste Herrschaft! Schönste Herrschaft! — Julchen, ich gehe hinein! Ah, wie schön!"

„O Gott, Karl, komm heraus! Ich fürchte mich!"

„Komm, komm! Wenn sie uns auch herausschmeißen! 's ist hier wie im Himmel!"

Schüchtern stehen die beiden Kinder jetzt im Zimmer.

„Hast du schon mal so was gesehen, Julchen?"

„Komm, Karl, ich fürchte mich. Ach, das ist gewiß hunderttausend Taler wert; ja, die brauchen unsere Blumen nicht. Sieh mal hier den Boden! Das ist schöner als alle Wiesen!"

„Wie das alles glänzt!"

In stummes, starres Staunen versunken stehen die beiden Kinder da und wagen kaum zu atmen. Sie hören durchaus nicht den Fußtritt des Doktor Hagen auf der Treppe und auf dem Vorsaale.

„Sieh mal, sogar Tautropfen sind auf den Blumen!" sagt Karl, auf die umherliegenden Diamanten des Armbandes, das die Sängerin gestern abend abriß, zeigend.

„Nein, Tautropfen sind es nicht, es ist nur weißes Glas!"

Verwundert bleibt der Doktor in der Tür stehen und beobachtet die beiden Kinder. —

„Hier möchte ich immer sein!" ruft Julchen, die allmählich dreister als ihr Bruder wird.

„Meinst du? Ich auch! Wenn ich auch zu Hause durch meine blaue Glasscherbe unsere Stube angucke, so sieht sie zwar beinahe so glitzerig aus wie diese; aber man kann das doch nicht immer vor die Nase halten."

Wie schön in diesem Augenblick das Gesicht des lauschenden ernsten Mannes ist!

„Karl, ich nehme solchen Glasstein mit; dadurch muß unsere Stube noch mehr glänzen!"

„Unterſteh dich; da wollte dich die Mutter! Komm, ich will dir meinen ſchenken; wir wollen fort; hier iſt niemand zu Hauſe!“ . . .

Wer ſagt, daß die neue Sintflut nur Verwüſtung, Vernichtung, Untergang ſein werde? Wer zweifelt, daß der „Geiſt Gottes“ in und über den Waſſern ſein werde?

Mit einem Schrei des Erſchreckens dreht ſich der Knabe um: der Doktor hat ihm leiſe die Hand auf den Kopf gelegt. Laut auftreiſchend klammert ſich Julchen an ihren Bruder.

„Ach, gnädiger Herr, ſchlagen Sie uns nicht, — es war keiner da, — wir haben nichts angerührt, — ſchlagen Sie Julchen nicht, bitte, bitte!“

„Niemand ſoll euch etwas zuleide tun, mein kleiner, braver Burſche! Gib mir die Hand, Julchen, und weine nicht!“ ſagt der Doktor und fährt leiſe fort: „‚Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge haſt du dir eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen!‘ — So höre doch auf zu ſchluchzen, Mädchen! Es geht nicht an die Ohren! Ich will euch alle eure Blumen abkaufen. Hier . . .“

Damit ſchüttet der Doktor die Blumen aus dem Körbchen der Kinder und beginnt es zu füllen mit dem Inhalt aller Bonbondoſen Alidas.

„Was ſagt ihr dazu, he?“

„Oh, oh — danke, danke!“

„Und nun wartet! Hier, mein kleiner Freund“ — der Doktor wickelt einige Goldſtücke in ein Papier —, „das gib deiner Mutter und grüße ſie. Verlier es nicht! Und nun, Julchen, — was meinſt du, bekomme ich wohl einen Kuß, kleines Schmutzmäulchen?“

Er bekommt ihn, und vorſichtig leitet der Doktor die beiden Kinder, an jeder Hand eins, zur Treppe und ſchaut ihnen ſorglich nach, bis ſie glücklich den ebenen Boden erreicht haben.

In tiefe Gedanken versunken, kommt er zurück und setzt sich, indem er einen Strauß der Maiblumen spielend aufnimmt, ans Fenster.

„Wo mag Lida denn sein?!' — Brave Frau, die Mutter dieser beiden Kinder; — möchte sie wohl kennen! — Wie unendlich reich die Menschheit und ihr Leben ist! ‚Wenn ich durch mein blaues Glas gucke, so glänzt unsere Stube ebenso wie diese' — ah, wie arm und schwach doch unsere Dichter sind! Der Ideenlauf einer Lebensstunde des unbedeutendsten Menschen mag oft den ganzen niedergeschriebenen Reichtum Shakespeares überbieten! . . . Aber wo ist denn mein wilder Nachtschmetterling? Die Tür offen — niemand hier? — Das ist ganz wie sie! Ein flüchtiger Gedanke wird ihr durch den Kopf gefahren sein, eine Grille; — sogleich entfaltet sie ihre Schwingen, ihre prächtigen Schwingen, — alles um sie her ist vergessen, — sie kennt nur eins — den Gegenstand ihres Wunsches, der auch nur ein Wunsch des Augenblicks ist. Was war das nun wieder gestern abend?" — —

Der Doktor stand auf und schritt, die Hände auf dem Rücken, auf und ab. Die glänzende Unordnung um ihn her verscheuchte das feiertägliche, ruhige Gefühl, das er von der Straße mit heraufgebracht hatte. Der feine Wohlduft des Gemaches bedrückte ihn; er öffnete ein Fenster und schaute in die sonnige, geputzte, menschenbelebte Straße hinaus. Die Frühlingsluft tat ihm wohl, er atmete tief auf; aber sein finster gewordenes Gesicht erhellte sich nicht.

„Wie sich alles hier um mich zusammendrängt!" sagte er dumpf. „Woher kommt mir, solange ich in dieser Stadt bin, dieses Gefühl, welches man gegen das Ende eines schlechten Dramas hat. Man fühlt, daß alle die verworrenen Fäden sich lösen müssen, wenn man zur Beruhigung kommen soll, und weiß doch zugleich, daß ein greller Diskord das Ende sein wird. — Ah, was frage ich? Habe ich sie nicht alle um mich zusammen,

alle die Hauptperſonen des Trauerſpiels meines Lebens? Dort, in dem Hauſe am Opernplatz jener alter Mann, welcher des Nachts keine Ruhe finden kann; dort in jener ärmlichen Gaſſe auf dem Totenbett das unſelige Weib, um deſſenwillen ich Vater und Heimat verließ und — verlor, um deſſenwillen — ah! — — Und hier — hier dieſes funkelnde Irrlicht, Alida die ich nicht laſſen kann, weil ſie *einen* Zug jenes Weibes im Geſicht trägt, weil ihre Seele *ganz* iſt, wie die *jener* war! . . . Und wenn das alle die tragiſchen Figuren meines Daſeins wären! Aber nein, da kommen die Geiſter derer, die da untergingen durch mich oder neben mir, und winken und nicken! — Fort! fort! ſeht ihr nicht, daß die Sonne ſcheint, hört ihr nicht, wie das Leben ſo luſtig rauſcht? Was wollt ihr? Hab' ich euch nicht die Nächte, die dunklen Nächte zu euerem Erſcheinen eingeräumt, wie jener alte Mann, deſſen Schatten allnächtlich an den Vorhängen hinſchwebt, wenn er ruhelos durch ſeine Gemächer ſchweift?" . . .

Der Eintritt der Kammerfrau machte den wilden Ausbrüchen des Doktors ein Ende. Sein Geſicht ward ruhig wie zuvor.

„Wo iſt Ihre Herrſchaft, Nina?"

„Iſt ſie denn nicht hier? Sie hat mich fortgeſchickt mit einem Billett. Ich ließ ſie mit der Blumenmacherin zurück."

„Mit der Blumenmacherin? Das iſt ganz wie Lida! Ich fand die Tür offen und niemand hier als ein Paar kleiner, erſtaunter Gäſte, die Sie wahrſcheinlich die Treppe hinuntergejagt hätten, Nina."

„Das iſt was Schönes. Haben ſie auch nichts mitgenommen?"

„Ich glaube nicht! Wenn ich nicht feſt überzeugt wäre, daß die kleinen Beſucher ſolche unnütze Gegenſtände nicht nötig hätten, ſo würde ich ſogar glauben, daß ſie aus Verwunderung,

einmal nicht angeschnauzt zu werden, dieses Taschentuch zurückgelassen hätten. Ich glaube, daß die des Fräuleins feiner sind."

Damit nahm der Doktor ein Tuch auf, welches zu seinen Füßen lag. Verwundert aber stand er auf.

„Was ist das!" rief er. „Klara Aldeck! Heißt die Blumenmacherin Klärchen Aldeck, Nina?"

„Jawohl! Das gnädige Fräulein erschreckte mich ordentlich durch ihre Aufgeregtheit bei Nennung einer jungen Dame durch die Kleine."

„Wie hieß die? Sagte sie Eugenie Leiding!"

„Ja, ich glaube, Eugenie Leiding. Ich kann's aber nicht gewiß sagen; das gnädige Fräulein schickte mich sogleich weg. Es ist möglich, daß sie mit der Kleinen fortgegangen ist."

„Da ist wieder das Schicksal meines Lebens!" sagte der Doktor leise. „Habe ich nicht schon genug auf meiner Seele?!" ...

Hastig nahm er den Hut und entfernte sich mit schnellen Schritten, das Taschentuch seiner kleinen Nachbarin in der Hand zusammenpressend. „Es ist tränenfeucht!" murmelte er.

„Na ja," sagte Nina, „was dahinter steckt, muß ich auch wissen."

9. Kapitel. Ein Wiederfinden.

Heute im Schein der Maiensonne schauen die Zimmer des Geschwisterpaares in der Blutgasse ganz anders aus als gestern abend im Schimmer von Georgs kleiner Studierlampe. Überall ist die sorgsam ordnende Hand der Blinden zu erkennen; — der Trieb des Verschönerns verläßt die echte Weiblichkeit ja selbst in der Blindheit nicht. Aber auch Georgs Ordnungssinn hat dazu beigetragen, den Gemächern ein feiertägiges Ansehen zu geben. Frühlingsblumen verbreiten ihren anmutigen Duft. Alles ist ruhige Stille, Friede, Licht und Klänge; denn die Blinde sitzt phantasierend vor ihrem Flügel. Ich glaube nicht, daß man das Spiel Eugenies schulgemäß nennen kann, und doch ist die Spielerin eine Künstlerin ersten Ranges. Die Töne quellen und rieseln hervor unter ihren Fingern, verschlingen sich so anmutig, flüstern, kosen, jubeln, klagen, daß — einem das Herz aufgeht, — wie die schönste Sprache der Welt sagt. Georg Leiding selbst hat kein Talent zur Musik; für seine blinde Schwester aber hat er spielen gelernt. Daher schreibt sich der gewaltige Notenstoß auf dem Flügel. Wenn der Philologe mühsam, langsam, schwerfällig, taktlos ein Stück hervorstümpert, herausgehämmert hat, — ist es Eugenies Eigentum geworden, und aus der Verzerrung des Bruders stellt sie das Werk des Komponisten wieder her, oft vielleicht schöner, als der Meister selbst es dachte. Aber doch liegt nicht hierin das, was ihre eigentliche Kunst ist. Echte, unmittelbare Künstlerin ist sie in ihrem regellosen Träumen in Tönen. Das ist ein Widerspiegeln ihres schönen, reinen, innersten Selbstes, — das ist ein — Sehen in Tönen! Sie sieht den Mai, die Sonne, die Blumen, die Kindergesichter an den Fenstern der Nachbarschaft, die bauenden Schwalben, den blauen Frühlingshimmel! Sie *sieht* in diesen Tönen auch ihren Bruder, der ihr eben lächelnd die Hand auf die Schulter legt:

„Wo nur das Klärchen bleibt? Wenn ich sie nicht sehe, denke ich immer, daß sie irgendeinen tollen Streich ausführt. Na, für ihre Quälerei gestern abend ist sie tüchtig bestraft; Papphof hat eine seltsame Szene bei der Madame Mecker belauscht."

„Was hat es gegeben?" fragt die Blinde.

„Ich bin eigentlich zu gutmütig! Nicht einmal geneckt habe ich sie, als ich sie mit der kleinen Rahel Rosenstein in den Straßen traf; — ah — man sah es ihren Augen noch an, daß sie genug erduldet hatte."

„Geweint hat sie? Aber so sprich doch . . ."

„Nun," sagt Georg lachend, „die Gänse haben Witterung von dem albernen Geschmier gekriegt, — ich breche dem Esel doch noch den Hals, — nun, du kannst dir den Lärm vorstellen!"

„Ach, das arme Kind! Wenn sie doch nur käme!"

„Ich habe sie sehr lieb!" sagt Georg leise.

„Es ist ein Herzchen!" sagt die Blinde, den Kopf zurücklehnend an ihres Bruders Brust, ohne jedoch ihr Spiel abzubrechen. „Weißt du wohl, Georg, daß oft in ihrem Wesen etwas mich an unsere Lida erinnert? Wo mag die jetzt sein?!"

„Nein, nein," ruft Georg, „wie Lida ist sie nicht! O, sie ist ganz anders; sie lacht ganz anders! Ich glaube nicht, daß Klärchen uns so vergessen könnte, wie die uns vergessen hat!"

Wie die Töne auf einmal so wehmütig, schwermutsvoll unter den Fingern der Blinden hervorklagen, wie verhaltenes Schluchzen und Weinen.

„Laß uns den ersten Mai nicht traurig machen!" sagt Eugenie, Tränen in den Augen. „Horch, ein Schritt auf der Treppe! — Da ist Klärchen! . . . Aber ein anderer ist dabei?!" . . .

Mit einem letzten, voll zusammenklingenden Akkord bricht

das tönende Fingerspiel ab, — Klärchen erscheint auf der Schwelle, und hinter ihr . . .

„Hier," sagt Klärchen Aldeck am Eingange der Blutgasse. „Hier in dieser Gasse!"

Wirr schaute die Sängerin auf. —

Die Blutgasse hatte sich zu Ehren des ersten Mai auch geputzt wie eine — alte Kokette. Das Pflaster war trocken und so reinlich als möglich. Die Fenster waren überall der frischen, wohltuenden Luft, dem Licht geöffnet; die verkümmerten Gewächse darin sahen ordentlich grün und gesund aus. Die Gesellen in den aufgeräumten Werkstätten lachten und schwatzten; hier und da erschallte die Strophe eines Gassenliedes, hier und da stimmte ein Kind eine Schulmelodie an.

Numero sechs, genannt: Zur scharfen Ecke!

„Eugenie, Eugenie!" murmelte zitternd Alida.

Renovatum anno Domini MDIX. ist auf einem in die Mauer eingelassenen Stein des Hauses Numero sechs zu lesen. In jener wilden Nacht, nach welcher man die Gasse umtaufte und ihr den häßlichen Namen gab, den sie heute führt, hatte sich ein verzweifelnder Haufen der Angreifer in dieses Gebäude geworfen. Es entstand ein schrecklicher Kampf. Wütend schleuderten zuletzt die Bürger Feuer in das Haus, und in Blut und Flammen gingen die unglücklichen Verteidiger unter. Lange Jahre blieb die unheimliche Stätte wüste, bis man endlich wagte, den Schutt wegzuräumen und das heute noch stehende Gebäude auf die alten festen Fundamente und Grundmauern zu setzen.

Was hat die alte, dunkle Treppe in dem Hause „Zur scharfen Ecke" alles erlebt! Nun könnt' ich recht gut dieses weiter ausmalen und Bogen mit den Geschichten einer alten Treppe füllen, aber ich will nicht. Haben wir nicht schon lange genug von der Art? — Seit dem Jahre der Gnade Eintausendacht-

hundertundachtundvierzig, wo wir so anmutig gegen die Mauer rannten, hat die Gerhard Dowsche Poren- und Härchenpinselei so überhand genommen, daß Leopold Schefers Ausruf: „O Unergründlichkeit des Stillebens!" bald sehr unbegründet scheinen wird. Was wird man in fünfzehn Jahren wohl von uns armen Lumpensammlern der Literatur sagen?

Ich hoffe — gar nichts! — Ärgert euch nicht über uns, ihr Nachkommen, laßt uns ruhig modern! Lächelt und denkt, daß die Zeit gar mächtig ist, und — Gott gebe euch ein besseres Schrifttum! — — —

War es die Steilheit der Treppen, oder war es ihre gepreßte Brust, die der Sängerin das Steigen so erschwerte? Manch tiefer Seufzer entrang sich ihr auf dem Wege hinauf zu dem Geschwisterpaar.

„Hier!" sagt Klärchen abermals und faßt die Hand Alidas, die sie in der ihrigen erzittern fühlt.

„Mut! Mut!" flüstert die Sängerin. — Da legt Klärchen die Hand auf das Schloß; die Tür öffnet sich, — ein Sonnenblitz schießt hinaus in den dunkeln Vorplatz. — Ist er es, der die Augen Lidas blendet, daß alles um sie her verworren schwankt, und sie sich krampfhaft an ihrer kleinen Begleiterin halten muß? —

Verwundert tritt Georg den beiden entgegen, — Eugenie hat sich lauschend halb umgewendet auf ihrem Sessel.

„Mein Gott!" ruft der Philologe, zweifelnd die Sängerin ansehend, die, bleich und zitternd, sich kaum auf den Füßen zu halten vermag, während Klärchen zu der unruhig aufgestandenen Blinden hineilt und ihr zwischen Weinen und Lachen zuflüstert: „Ich bin's, liebes Herz, fürchte dich nicht — ich habe dir jemand mitgebracht . . ."

„Ist es denn möglich?!" ruft Georg. „Träume ich oder wache ich? Lida Mayer! Lida Mayer!"

Mit einem Schrei tritt bei diesem letzten Namen die Blinde

einen Schritt vor. Ihre Augen öffnen sich weit und nehmen einen Ausdruck erschreckender Starrheit an; es ist, als wollten sie die Nacht, die vor ihnen liegt, durchbrechen, bekämpfen, besiegen. —

Im nächsten Augenblicke ist die Sängerin vor ihr und zu ihren Füßen: „Verzeihung, Verzeihung, Eugenie!“ . . .

Kraftlos und matt ist die Blinde in ihren Sessel zurückgesunken, aber mit eifriger, zitternder Hand streicht sie über das Gesicht der vor ihr Knienden.

„Sie ist's, sie ist's! O, mein Gott, wie ist mir? — wie . . . O, meine liebe, liebe Lida, du . . . du lebst noch? Wir haben dich nicht verloren?“ . . .

Lida läßt ihr glühendes, tränenüberströmtes Gesicht in den Schoß ihrer Freundin sinken, schluchzend und unverständliche Worte hervorstoßend. Dann aber springt sie auf, und fest umschlungen halten sich die beiden jungen Mädchen in den Armen. Ausrufe, Liebkosungen, Beteuerungen wechseln miteinander ab; ein Augenblick füllt die Kluft, welche die Jahre und das Schicksal zwischen die beiden gelegt hatten.

„Nun habe ich dich wieder, — nun lasse ich dich auch nicht mehr, meine süße, süße Schwester!“ ruft Eugenie.

„Eugenie, Eugenie!“ schluchzt die andere. „Und du nennst mich noch Schwester? Du stößest mich nicht von dir? Vergib, vergib. Ich will nun gut sein! Ich bin so lange so wild und so — unglücklich gewesen!“

Fester zieht die Blinde die arme Lida an sich. „Ich lasse dich nie, nie mehr!“

„Und ich war so selbstsüchtig, habe euch so ganz vergessen!“ —

„Still, still, liebes Herz! Du bist nun wieder bei uns; nun ist alles, alles gut . . . Aber wo ist denn Georg, wo ist unser Klärchen? Kommt, ihr beide: das ist unsere Lida, unsere liebe, liebe Schwester! Laß dich küssen, Klärchen, du, welche sie uns gebracht hast. Gott, was haben wir uns alles zu erzählen!“

Ich wollte, ich könnte in diesem Augenblick der Leserin die Gesichter Klärchens und Georgs zeigen: das der ersteren leuchtend wie eine Rose nach einem Frühlingsregen, das des andern widerspiegelnd die verschiedensten aufflutenden und verrollenden Empfindungen und Gefühle.

„Georg?!" sagt die Sängerin kaum hörbar. — Sie will die Hand ihm entgegenstrecken, aber schlaff läßt sie dieselbe wieder sinken. Man hört das Pochen ihres Herzens; — atemlos lauscht die Blinde . . .

„Lida! Lida!" ruft Georg. Er ist in ihren Armen! Die schwarze Flut ihrer Locken wallt ihm über das glühende Gesicht . . .

Ach, armes Klärchen!

„Und ich habe sie entdeckt! Ich habe sie euch gebracht! — O, wie glücklich bin ich!" ruft Klärchen Aldeck. Sie faßt die Hand der Sängerin, welche sich aus Georgs Armen losmacht und die kleine Blumenmacherin in die ihrigen zieht.

„Danke, danke, mein Kind, meine liebe, kleine Schwester!"

„Sie ist so schön, so gut!" ruft Klärchen, wieder zu der Blinden springend, „und — ach, ich bin ordentlich hungerig! Eugenie, ich denke, ihr hättet mich zum Mittagessen eingeladen? Ich muß euch doch wieder zur Vernunft bringen, nicht wahr, Schatz? Jetzt geh ich in die Küche, — willst du mit, Georg? Nein? Auch gut!" . . .

Viel hatten sich die vier Kinder an diesem ersten Mai zu erzählen! Es wurde Nachmittag, es wurde Abend. Und mit der Dämmerung kam ein Augenblick, wo jede Stimme verstummte, niemand mehr fragte, niemand mehr antwortete und jeder seinen eigenen Gedanken nachhing.

Wer könnte diese Gedanken haschen und festbannen? —

10. Kapitel.

Privatdozent Doktor Justus Ostermeier

betrachtete mit tiefer Wehmut am Montag, den 16. Mai, nachmittags ein Viertel vier Uhr seinen Rock. Er fuhr auf den abgeschabten Ärmeln hinunter und ließ ein bedeutungsvolles „Hm" hören; er schob die Hände in die Taschen, gelangte aber nicht auf festen Boden — er sammelte auch Mineralien! — und ein nicht minder bedeutungsvoller Laut als der erste entrang sich ihm.

„Es geht nicht mehr! Es geht nicht mehr!" brummte er, als er zwar verschiedene Knopflöcher, aber bei weitem nicht alle dazu gehörigen Knöpfe fand. „Ich fange an, mir selbst ein Greuel zu werden, und mehr und mehr komme ich zu der Überzeugung, daß meine Stellung als Staatsbürger und Mensch eine neue Epidermis verlangt. Klärchens Meinung ist es schon lange! Bah — weshalb macht ihr mich auch nicht zum außerordentlichen Professor! — Zum ordentlichen werdet ihr mich schwerlich mehr machen können!"

Zwei Beteuerungen hatte der Privatdozent Doktor Justus Ostermeier stets vorrätig. In Augenblicken der Wehmut rief er: O Isis und Osiris! — ärgerte er sich aber über etwas, so schwor er, wie des Sophroniskos Sohn aus dem Alopekischen Demos, beim Anubis, dem hundsköpfigen Gott der Ägypter. In diesem Augenblick seufzte er: „O Isis und Osiris!" und fuhr lachend fort, indem er hinter dem Sofakissen ein kaum mehr zusammenhängendes, kaum noch lesbares Heft hervorzog: „Beim Anubis, lese ich das nicht ebensogut vor wie jeder andere? Eh,

Otia haec Deus dat
Gaudeamus illis —

ich glaube, ich komme mir selbst oft noch lächerlicher vor als dem Publikum, das mein Publikum besucht! Nun, was tut's,

— trotz meiner fünfundsechzig Jahre habe ich den besten Magen von allen meinen Kollegen, und keiner der Herren hat jemals jubeln können, in einem Streite mit mir das letzte Wort gehabt zu haben. Beim Anubis, nach dem Regierungskommissar bin ich das ge . . . liebenswürdigste Geschöpf der ganzen geistigen Säugeanstalt. — — Es ist doch schön, ein deutscher Gelehrter zu sein! — — Weiber verschweigen das, was sie nicht wissen; aber ein deutscher Gelehrter ohne das Privilegium, über das zu schwatzen, was er nicht weiß, ist ein Unding — ein Unding — ein Unding! . . . Wo steckt denn wieder mein Hut? . . . ‚Zwei Weiber und eine Gans machen einen Markt', das ist verdolmescht, will sagen, heißt auf gelehrt: tres faciunt collegium! — Und Klärchens Stimme habe ich heute auch noch nicht gehört, und Georg hat sich seit vierzehn Tagen ebenfalls nicht sehen lassen. O Isis, ich bin überzeugt, hier im Hause ist der Junge während der Zeit oft genug gewesen. Non herbam nicotianam, sed feminas amat, — das heißt auf deutsch: Was geht mich der Doktor Ostermeier an, guten Tag, Klärchen, mein Schatz! . . . Ach, ach, ich verdenke es ihm nicht! Gab es nicht auch einmal eine Zeit, wo — holla, beim Anubis! das fehlte mir gerade noch, sentimental zu werden, — alle Kinderkrankheiten sind im Alter verdammt gefährlich! . . . Aber dem Mädchen muß ich doch zeigen, daß ich noch am Leben bin!"

Damit schob der kleine Mann sein Heft in die Tasche, setzte den Hut, das hämischste Stück seines Besitztums, das nie zu finden war, wenn er es verlangte, auf und verließ sein Gemach. —

„Nun, Clarissima Klara Aldeck!" sagte er, seine polizeiwidrige, ehrliche Nase in die Tür der kleinen Putzmacherin steckend.

Klärchen muß in tiefe Gedanken versunken gesessen haben; schreckhaft fährt sie bei der unvermuteten Anrede zusammen.

„Ach Gott, der Papa Ostermeier!" ruft sie. — Es ist ein

Zug trüben, träumenden Sinnens in ihrem Gesichtchen, den wir noch nicht belauscht haben.

„Was für eine Blumenart fertigen wir heute an, Flora?"

Klärchen schiebt dem Naturforscher ein Wasserglas zu, in welchem einige zarte Stengelchen, mit feinen blauen Blüten daran, stehen.

„Aha, das nennen wir Gelehrten ein Fryngium campestre. Weißt du nicht, Chloris, weshalb man das hierzulande ‚Männertreu' nennt?"

„O doch, Papa! Sehen Sie . . ."

Einen der zierlichen Stengel nimmt Klärchen und bläst gegen die Blüten, deren himmelblaue Blättchen sogleich dem Privatdozenten ins Gesicht flattern.

„Brr!" lacht der Alte. „Danke schön! — Männertreu! Den Namen hat jedenfalls ein Frauenzimmer aufgebracht. Was für ein hübsches Märchen ließe sich daraus machen! — Es ist ein Morgen im Anfange des Mai, Burgfräulein Berta steigt herab aus ihrer Kemnate und durchschweift, ein naßgeweintes Taschentuch vor den Augen, das Tal am Fuße des Burgberges. Sie hat eine unruhige Nacht gehabt, — der überseeische Telegraph hat die Nachricht gebracht, daß Ritter Kurd von Schreckenstein im Gelobten Lande in die Gewalt — einer schwarzäugigen, schwarzlockigen, ungläubigen Houri gefallen ist. Die Botanik liegt im argen (wir sind im frühen Mittelalter), nur die ins Auge fallenden Gewächse haben Namen; — Fräulein Berta findet, — sie pustet (lache nicht, Klärchen, ich glaube nicht, daß ich Veranlassung dazu gebe, es ist eine ernste Geschichte) — sie pustet — ein neuer Blumennamen ist gefunden! ‚Mannstreue!' hallen alle Vasallinnen nach. Was meinst du, Klärchen Aldeck? Das wäre etwas für die Junker von Puttlitz, von Redwitz und so weiter! Ist es nicht jammerschade, daß ich nur der Privatdozent Ostermeier bin? O Isis und Osiris!"

„Das ist wunderhübsch!" sagt Klärchen. Ihr Blick verliert sich sinnend in dem blauen Maihimmel über den Dächern. „Hast du denn wirklich gehört, was ich dir vorschwatzte? Es schien mir ganz und gar nicht so!"

„Weshalb, Papa? Ich . . ."

„Die Schwalben zähltest du da oben in der Luft: Eins, zwei, drei — ach Gott, nun hält mich der auch noch ab von der Arbeit! vier — und ich habe Georg — fünf — versprochen . . ."

„Ganz gewiß nicht, Papa! Sie sind recht böse!"

„Na, Schelm, ich gehe schon. Da schlägt es doch halb vier! Gib mir die Hand, Kind, und grüße Eugenie, und die schöne Sängerin, und — Georg! — Männertreue! Hefte deine Blütenblättchen doch etwas fester an deine Blumen. Fröhliche Arbeit!"

Fort ist der Alte. —

„Ach!" seufzt Klärchen und bläst gedankenvoll die letzten Blüten von dem Stengelchen in ihrer Hand. Plötzlich aber streicht sie die Locken aus der Stirn und ein Lächeln gleitet über ihr Gesichtchen. „Eine Törin bin ich!" sagt sie. „Was habe ich denn eigentlich? Es ist doch recht gut, daß die Menschen nicht ganz leicht einander ins Herz gucken können. Man würde entweder zu viel oder zu wenig sehen und würde sich böse werden, — oft ohne Grund! Hei, viel Scherz, viel Schmerz! Kommt Besuch, Peter, daß du dir den Schnurrbart so putzest? Komm, alter Bursch!"

Mit einem Satz ist der Kater auf ihrem Schoß und rollt sich sogleich behaglich zusammen.

„Nein, so nicht!" ruft Klärchen lachend. „Tanzen wollen wir, Peterchen!"

Sie nimmt das Tier in die Arme, dreht sich mit ihm in der Stube herum und fängt an zu singen:

„Im Sommer sind die Bäume grün,
Im Winter fällt der Schnee! —
Der Lieb' ists gleich, der Lieb' ists gleich,
Sie macht den Winter blütenreich,
Vergißt der Rose Blüh'n!"

Die hellen Töne erreichen den Naturforscher noch, wie er eben die letzte Treppe hinuntersteigt. Er bleibt stehen und horcht, bis das Geräusch eines in der Gasse rollenden Wagens Klärchens Gesang übertönt.

„Beim Anubis!" sagt ärgerlich der Privatdozent. „Niederträchtiger Karren! Immer kommt einem doch in der Welt solch abscheuliches Gepolter zwischen alles Hübsche, Schöne, Gute!"

Mit dieser Expektoration erreicht er die Haustür und die Straße und marschiert dem Universitätsgebäude zu, wo er um vier Uhr seine Vorlesung über die Naturgeschichte der kryptogamischen Gewächse halten soll. Der alte Bursche interessiert sich aber für mancherlei. Für Philosophie der Geschichte und deshalb für den alten Kleiderjuden Rosenstein an der Ecke, der alle Vorübergehenden aufs unverschämteste zu Handelsgeschäften einlädt, aber seine beiden Töchter Rahel und Ruth zu den bescheidensten, liebenswürdigsten Mädchen des Viertels auferzogen hat. Der Privatdozent interessiert sich für Physiologie und deshalb natürlich für alle die hübschen Weibergesichter, die ihm begegnen; für Psychologie und daher auch für die Komplimente, die sich zwei in Streit geratene Droschkenkutscher sagen. Als Meteorolog muß der Naturforscher die Wolkenbildungen des Maihimmels im Auge behalten, als — ha — als — Doktor der Philosophie alle die ausgestellten Liebenswürdigkeiten der Delikatessenläden auf seinem Wege mustern. Es ist daher durchaus nicht verwunderlich, daß er, als er in der Aula anlangt, nur noch sein leeres Auditorium findet, nicht aber mehr seine Zuhörer.

„Kann es den Jungen gar nicht verdenken," brummt er. „Sehr schönes Wetter! Wird ihnen besser bekommen als meine Kryptogamen."

Er reißt ein Blatt aus seiner Brieftafel, schreibt darauf:

„Ein unvorhergesehenes Geschäft zwingt mich leider, meine heutige Vorlesung auszusetzen. Ich werde morgen fortfahren. Ostermeier."

und klebt es vermittelst einer Oblate an die Tür.

„So," sagt er, „es geht doch nichts über das Bewußtsein, seine Schuldigkeit getan zu haben!"

Der Privatdozent interessierte sich auch für alle öffentlichen Anschläge, vorzüglich aber für gewisse Mauern und Gartenplanken als die Albums des Volks. Vor ihnen trafen ihn Bekannte oft genug stehend, die poetischen Ergüsse, Wahrzeichen, Obszönitäten, guten und schlechten Bemerkungen, Beurteilungen öffentlicher Personen und so weiter und so weiter studierend. Er besaß ein ganzes Gedenkbuch voll klassischer Stellen, die er an dergleichen Plätzen gefunden hatte: notwendig mußte er also auch den Anschlagbrettern der Aula einige Augenblicke widmen. Alles überschaute er, und als er auf demselben Blatt, auf welchem der Professor der Gottesgelahrtheit Pietschheim die „geehrtesten" Kommilitonen zum Eintritt in den Verein für auswärtige Mission einlud, mit Bleifeder gekritzelt das Kaufgesuch eines Skeletts, dann die Frage: „Wo gibt es das beste Bier?", darauf in zwölf verschiedenen Handschriften zwölf verschiedene Kneipennamen fand, guckte er sich vorsichtig um, ob ihn auch niemand belausche, löste vorsichtig das Dokument ab und verließ, sehr befriedigt grinsend, das Universitätsgebäude, wobei er von der ganzen Reihe der Hunde, welche, ihre Herren erwartend, davorsaßen, verwundert angestarrt wurde.

„'s ist hart für die Kirche!" sagte er lachend, als er über den freien Platz vor der Aula schritt und im Gehen herlas:

„Gutes Bier, bei Waldmüller, in der Rose, — o ja! — bei Lampe, — man wird ordentlich durstig! — bei Mettge! . . . Nein, beim Anubis, das wird zu verführerisch, Apage!"

Schnell steckte er das Papier zwischen die Blätter seines Kollegienheftes und setzte seinen Weg langsamer fort.

„Heda, Ostermeier!" rief ihn eine Stimme an. „Hierher, Mann! — Ausgezeichneter Stoff!"

Es war der Antiquar Seibold, der aus dem offenen Fenster einer Weinstube in der Rosengasse dem Naturforscher winkte.

„Hahaha," lachte dieser, „du bist ja eine wahre Sirene, eine Art ältlicher, männlicher Lorelei! — O Isis und Osiris, am hellen lichten Tage schon in der Kneipe zu sitzen! Schäme dich!"

„Komm nur herein, Alter, und ziere dich nicht. Trinken sollst du, aber nicht er—trinken!" rief der andere lustig.

Der alte Seibold ist ein Selbstgelehrter. Er hat in früheren Jahren mancherlei versucht, um sich durch die Welt zu bringen, bis er endlich an seinem jetzigen Geschäft, oder vielmehr sein jetziges Geschäft an ihm hängengeblieben ist. Im Laufe der Jahre hat ihm sein Wühlen in alten Scharteken eine eigentümliche Art von Belesenheit gegeben; Schulgelehrte suchen ihn oft auf, und wenn er nicht gerade Lust hat, sie zu mystifizieren, kann er ihnen Nachweise geben wie kein anderer. Er ist der beste Freund des Naturforschers, und abends in der Kneipe versammelt sich oft ein dichter Kreis lauschender Zuhörer um die beiden alten Gesellen, und den Redakteur des großen Witzblattes der Stadt hat man oft mit sehr befriedigter Miene hinter ihren Stühlen wegschleichen sehen.

„Höre mal, mein Junge," sagte der Privatdozent, in das verrauchte Lokal tretend, dessen einziger Gast in diesem Augenblick der Antiquar ist, „höre mal, du bist mir ein schöner Patron! Allzu früh soll sich der Storch nicht auf dem Haberacker antreffen lassen."

„Kann nichts dafür, Justus!“ lachte der Antiquar. „Das junge Volk nötigt einen ja dazu, man mag wollen oder nicht. Sic vergitur cardo mundi . . .“

„Heißt auf deutsch: Louis, bringen Sie mir 'nen Schoppen und eine Zigarre, aber 'ne gute,“ wandte sich Ostermeier an den eintretenden Kellner. „Es geht doch nichts über einen guten Grund! Was hat denn das junge Geschlecht mit deinem liederlichen Lebenswandel zu tun, Seibold?“

„Sehr viel! Du weißt, wie der Kerl, der Buchhändler Papphoff, mein Mädchen, die Anna, poussiert hat. Na, ich habe nichts dagegen, 's ist eine ehrliche Haut, und ich konnte so nicht gut mehr die Leitern erklettern. Da habe ich denn den Burschen nützlich verwendet und ihm meine Bude übergeben. Es ist eine wahre Lust, die beiden zu sehen, wie sie Kataloge machen. — Um Michaelis wollen wir heiraten, das heißt nicht ich . . .“

„Bravo! Sorge du nur für guten Wein und so weiter. Profiziat, Antiquarius!“

„Danke! Wohl bekomm's!“

Drüben auf der andern Seite der Gasse ist das Geschäftslokal des Antiquars oder Schwartenhändlers, wie Seibold sich selbst nennt. Bücherreihen sind auf Gestellen, die Hauswand entlang, aufgeschichtet, und ein sehr gemischtes, blätterndes Publikum treibt sich davor herum. Die Gasse ist nicht so breit, daß sie den alten, scharfen Augen des Naturforschers nicht gestatten sollte, zu sehen, was drüben in dem Laden vorgeht.

„Höre, Antiquarius,“ sagte er. „In diesem Augenblick machen deine beiden da drüben einen ganz anderen Katalog, als du meinst. Heißa!

Da mî basia mille, deinde centum,
Dein mille altera, dein secunda centum . . .“

„Hahaha!“ lachte der andere. „'s ist Teufelszeug! Na, laß sie, Alter! Es ist wahrhaftig kein Vergnügen, den ganzen

Tag hindurch den Bücherstaub zu schlucken. Abwechselung muß sein! Unter den Pantoffel kriegt ihn mein Annchen doch!"

Hier lachten die beiden alten Herren so herzlich, daß die Vorübergehenden stehen blieben und in das Fenster der Weinstube schauten.

„Das soll das Los des männlichen Geschlechts im allgemeinen sein," sagte der Privatdozent. „Ich weiß nicht viel davon!"

„Na, Gevatter, — ganz stille! — Man kann unter dem Pantoffel auch als Hagestolz stehen, und Fremdherrschaft ist doch noch schlimmer als einheimische Tyrannei."

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!" brummte der Naturforscher und nieste unglücklicherweise zur Bestätigung.

„Die Maus ist tot, darüber brauchen wir kein Wasser mehr zu gießen!" lachte der Antiquar. „Trink aus, Justus; wir wollen doch hinübergehen; ich möchte meinen Katalog denn doch bald fertig haben!" — — —

„Les très merveilleuses Victoires des Femmes du Monde, et comme elles doivent à tout le monde par raison commander," liest der Buchhändler Ernst Papphoff, auf der obersten Stufe einer Ladenleiter sitzend. „Das wäre etwas für dich, Annchen! Die wunderbaren Viktorien der Frauen der Welt, und wie sie eigentlich allein jedermann kommandieren sollten. — Livre écrit par G. Postel à Madame Marguerite de France, Eintausendfünfhundertunddreiundfünfzig — brr! Reich mir den Federwisch herauf, Mädchen. Darauf darf der Staub nicht liegenbleiben! Höher, — uff! — noch höher, — ich habe ja alle Hände voll, — so!" . . .

Mit einem kleinen Schrei springt Annchen Seibold wieder herunter von der Leiter. In dem Augenblick, wo der Verräter da oben den Kuß, welchen er ihr zugedacht hatte, anbringt, sind die beiden alten Herren eingetreten.

„Hab' ich's nicht gesagt!" lacht der Privatdozent. „Das nennt man katalogisieren! Guten Tag, Kinder, laßt euch nicht stören."

„Ganz und gar nicht," sagt Papphoff, oben auf seiner Leiter von einem anderen Buche den Staub blasend. „Meursii Aloysia Sigea, elegantiae latinae linguae — was ist es doch zuweilen gut, daß die Frauenzimmer kein Latein verstehen! Wirf die Canaille auf den Haufen M, Annchen."

„Eigentlich auf den Haufen C, Ernst! Nikolaus Chorerius soll der wahre Verfasser sein, wie Morhof behauptet," sagt der Antiquar.

„Hier sind acht Folianten — oha — Lambeccius Kommentare über die kaiserliche Bibliothek zu Wien 1668 bis 1679. Lateinisch!"

„Das ist ein seltenes Buch, Ostermeier. Die Erben des Verfassers verkauften die Auflage meistenteils an die kaiserliche Artillerie als Patronenpapier, und so wurde es 1683 den Türken ins Gesicht gepafft. Gar nicht üble Verwendung!"

„Hippolyti Salviani aquatilium animalium historia, Romae 1554" — liest Papphoff.

„Her damit!" ruft eifrig der Naturforscher. „Du sollst den Tröster morgen wieder haben, Seibold."

„Hat keine Eile, Just!"

„Was macht denn Klärchen, Herr Doktor?" fragt Annchen.

„Danke schön! Beim Anubis, wie oft soll ich's denn sagen, daß ihr mich nicht ‚Doktor' nennen sollt! Klärchen ist wohl und macht Blumen, — Männertreu. Hat denn aber niemand den Georg gesehen?"

„Georg Leiding? — Nein!"

„Der sitzt jetzt wohl immer bei der Sängerin?" fragt Papphoff, seine Leiter verlassend. „Das ist ja eine eigentümliche Geschichte, Herr Ostermeier."

„Sehr! Wißt ihr was, Leute? Ich will die Kinder einmal aufsuchen, daß sie mir mein Klärchen nicht ganz vergessen."

„Grüßen Sie alle," ruft Anna.

„Vergiß deinen Salvianus nicht," sagt der Antiquar.

„Also um Michaelis wollen wir heiraten?" fragt der Naturforscher, schlau lächelnd Annchen in die Wange kneifend. „Na, gute Verrichtung alle!" . . .

Als er sich entfernt hat, sagt Papphoff: „Ich kenne den Georg; diese Begegnung mit der Sängerin taugt nicht für ihn! Weiter im Text, Annchen."

Damit trägt er seine Leiter zu einer anderen Bücherreihe. —

11. Kapitel. Blind!

Die Dämmerung dieses Tages fand um den Lehnstuhl Eugeniens die meisten Gestalten unseres bunten Frühlings-Bilderbuchs versammelt. Da waren die Wanderer von den Heerstraßen der Welt: Hagen und die schöne, leidenschaftliche Sängerin Alida; da war Georg, wortkarg und träumerisch; da war der Naturforscher Ostermeier, munter, schwatzhaft, bissig, wie immer; da war vor allem das kleine Klärchen Aldeck, welche die Hand Eugenies in der ihrigen hielt, dicht an dem Sessel ihrer blinden Freundin auf einem niedrigen Schemel sitzend.

Seit dem Wiederfinden der Jugendfreunde ist Hagen ein gern gehörter Gast der Blinden geworden. Sie kennt bereits seinen Schritt auf der Treppe wie den ihres Bruders oder ihrer Freundinnen. Der Arzt spricht nie von den Abenteuern seines wildbewegten Lebens, wenn nicht diesem blinden jungen Mädchen allein gegenüber. Ihr aber entrollt er seine Bilder, und während er spricht, läßt er selten das schöne, friedliche Gesicht seiner Zuhörerin aus den Augen. Der Kontrast seines Seins mit dieser stillen, unberührten Existenz hat für ihn etwas unendlich Anziehendes. — Wessen Reich mag wohl am ausgedehntesten, am unbegrenztesten sein? Man kann von den Straßen der Welt ein sehr enges, gedrücktes Herz mitbringen; aus dem kleinsten Winkel, der dunkelsten Nacht kann das innere Auge sich ins Grenzenlose verlieren. — Der Doktor erzählt dem blinden Kind von dem wundersamen, märchenhaften, in seine Erinnerungen versunkenen, träumenden Orient; den großen, kämpfenden, arbeitenden, lärmvollen Weltstädten des Abendlandes. Er zeigt ihr, wie der Zeiger der Menschheitsentwickelung auf dem Zifferblatt der Erde langsam weiterrückt; er zeigt ihr, wie Völker entstehen, blühen, vergehen, und wie dieselbe Stelle, die Jahrtausende hindurch der Sitz der Kultur war, Jahrtausende

lang im todesähnlichen Schlummer ruhen muß, um zur rechten Zeit in schönerer Blüte wieder zu prangen. Er zeigt ihr, wie die Weisheit des heiligen Indiens die Zeit, Muhurta, nach — Atemzügen zählt, und wie es kein Voratmen, nur ein Mitatmen im Wogen und Wallen, Steigen und Sinken des Erdlebens gibt. Es ist das erstemal, daß der blinden Eugenie Leben und Welt sich so darlegen, und gespannt lauscht sie dem vielgewanderten Mann, der — nicht glücklich ist, wie sie mit weiblichem Gefühl sogleich erkannt, — empfunden hat.

Unten, in den beschränkten Tälern des Lebens, lebt der Mensch glücklich, zufrieden. Um sich her hat er die bekannten, vertrauten Gegenstände, die nicht weichen und wanken, deren kleine Veränderungen dem Auge Gewohnheit geworden sind oder ganz entgehen. Die Jahreszeiten wechseln: jetzt rauschen die Bäume im jungen Grün des Frühlings, jetzt starren die Äste von Schnee und Eis, — bekannt! bekannt! Und über dem engen Tal liegt der blaue Himmel des Glaubens und deckt alles: Blumen und Bäume, den Bach und das Vaterhaus. Das Kind wird geboren, wächst, wird alt, — stirbt, und wenn es ja einmal eine unbestimmte Sehnsucht emporgezogen hat, so ist es auf dem ersten Hügel umgekehrt aus Heimweh nach der stillen Heimatwelt, und bald murmelt ihm der Bach wieder seine Märchen ins Ohr, und Tag wird Nacht, und Nacht wird Tag, und der Tod kommt, — ein Menschenleben ist vergangen! — — — Von Zeit zu Zeit aber kehrt ein Kind auf dem ersten Hügel nicht wieder um, es steigt empor, höher und höher, es überklettert Felsen und verfolgt mit ängstlicher Lust seinen Weg an wilden Abgründen hin, durch dunkle Wälder, über lichte Stellen . . . Verloren, verloren die Heimat, das stille Kindheitstal! — Höher, höher! Immer unbegrenzter wird die Aussicht, aber auch immer — leerer. Endlich ist der letzte Gipfel erreicht — das Kind ist allein mit sich! — Die Furcht, die Lust, die Mühen des Weges sind vorüber . . . was nun?

Was nun? — Die Frage verhallt, die Luft ist dünn, die menschliche Stimme hat ihren Klang verloren. Allein! Allein! — Und das Kind fragt sich: ist es möglich, daß da unten meine Mutter, meine Brüder und Schwestern wohnen, sich freuen und leiden? Wo ist das dunkle Blau des Himmels, des Glaubens geblieben? Und das Herz des Kindes wird kalt und kälter. Ach, es war ein Märchen, was der Bach murmelte; ach, es war Spott, was die Vögel sangen; ach, es waren Lügen, was die Bäume rauschten! Sie haben dasselbe meinen Eltern und Ureltern erzählt, und alle haben es geglaubt, — und Geschlechter haben Geschlechter getäuscht . . .

Und das Kind schaut nach Nord, nach Süd, nach Ost, nach West ins Grenzenlose, über die grüne Landkarte der Erde, hinauf in den leeren Himmel; — sein Herz wird eng, eng — immer enger.

„Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Da habe ich heute," sagte der Naturforscher, „da habe ich heute von einem seltsamen Volksglauben der Litauer gelesen. Wenn man nämlich dort einen Erschlagenen findet, so ist demselben gewöhnlich die Zunge ausgeschnitten. Das Volk meint: nun könne der Gemordete auf Erden seinen Mörder nicht mehr anklagen, und derselbe sei sicher vor der irdischen Gerechtigkeit."

„Es gab und gibt auf Erden gemordete Völker, denen die Mörder dasselbe angetan haben, in demselben Glauben," sagte Hagen.

„O Isis und Osiris!" rief der Naturforscher. „Ihnen wird doch alles meditatio mortis! Heda, Georg, Träumer, dir habe ich die Geschichte erzählt für deine Sammlung von Volkssagen."

„Danke!" sagte Georg, der die Anekdote des Privatdozenten durchaus nicht gehört hatte.

„Nicht jedem in der Brandung des Lebens Kämpfenden wirft Leukothea den rettenden Schleier zu," murmelte Hagen, so leise, daß nur das feine Ohr der Blinden seine Worte vernahm.

„Dieser Georg sitzt doch wie der Geist einer Nachtmütze da!" lachte der Privatdozent. „Fräulein Lida, erwecken Sie den Siebenschläfer gefälligst einmal! Klärchen, du hast ja auch etwas für seine Volkssagen, erzähle ihm doch die Geschichte von der ‚Männertreu'!"

„Was soll das?" fragte Eugenie. „Männertreu, Klärchen?"

„Jawohl!" rief der Naturforscher, „fünfte Klasse, zweite Ordnung nach Linnés System."

„Es ist das kleine, blaue Blümchen, dessen Blütenblättchen so leicht abflattern, und welches in dieser Jahreszeit an allen Feldwegen wächst," sagte Klärchen. „Ich habe die Pflanze heute nachgebildet."

„Hörst du, Georg," lachte der Naturforscher,

„Wenn dem Wandrer vielleicht in den Straßen Amor begegnet,
Mein ist der Flüchtling . . .

nimm dich in acht, daß dir Klärchen nicht bei Gelegenheit die Augen auskratzt"!

„Papa!" ruft eine süße Stimme bittend aus der zunehmenden Dämmerung.

„War das Klärchen, die da rief? Sei nur ruhig, Kind, ich kann den Georg nicht mehr sehen, aber ich bin überzeugt, er sitzt vor dir da wie ein in Liebeswohlduft aufgehendes Räucherkerzchen. Darf ich mir eine Zigarre anzünden, meine Damen?"

„Bitte!" sagte Eugenie.

„Verderbe ich Ihnen aber auch Ihre Stimme nicht, Lida?"

„Bitte!" sagte die Sängerin. — —

Eine Stille von einigen Minuten trat ein; des Naturforschers Zigarre leuchtete in kommender und gehender Glut auf, dann sagte Eugenie: „Wie kommt es, daß es heute abend

hier so still ist? Was für ein böser Nebel liegt über euch allen? Lida spricht kein Wort, Georg gleichfalls nicht, Klärchen hat ihr Köpfchen in meinen Schoß gesenkt, als sei sie müde wie ein Vögelchen beim Sonnenuntergang! Was soll daraus werden? Herr Doktor Hagen, Sie haben die Wüste durchpilgert, erzählen Sie uns ein Märchen!"

„Bravo!" rief der Naturforscher. „Fräulein Eugenie hat doch stets die vernünftigsten Einfälle. Zäumt die Renner ab, entlastet das Kamel der Langweiligkeit! Vorwärts, Doktor! Ich komme mir schon vor, als läge ich am Ostgestade des Schilfmeers. — Aber keine Verwesungs- und Todesgedanken, wenn ich bitten darf, Hadschi!"

„Ja, erzählen Sie uns ein Märchen, Doktor," sagte Lida, „ein solches, womit Sie mich so oft in den Schlaf gesprochen haben, wenn ich mich zu sehr in der Oper angestrengt und angespannt hatte. Erzählen Sie . . ."

„Es ist ein märchenhaftes Land, der Orient," fiel Hagen rasch ein. „Hört!

„Vor langen, langen Jahren saß in der großen Stadt Bagdad ein Jüngling beim Schein seiner Lampe und entzifferte ein altes Manuskript, geschrieben in den seltsamsten Charakteren. Ein Freund hatte es ihm aus der prächtigen Stadt der Griechen, dem ungläubigen Byzanz, mitgebracht. Es war eine schöne Sommernacht. Der Mond stieg empor über den Gärten des Kalifen jenseits des Tigris und schwamm in dem dunkeln Nachtblau voll und rein dahin. Ein leises Wehen trug die Düfte der Blütenbäume in das Fenster, dann und wann schoß eine Gondel pfeilschnell über die glitzernde Wasserfläche, dann und wann erklang eine Laute, dann und wann die Strophe eines Fischerliedes in der Ferne. Es war dem Lesenden gar seltsam zumute. Aus den Blättern vor ihm stieg eine wundersame Welt um ihn empor. Nur wenn er an eine verwischte, unleserliche Stelle kam, schaute er auf, und dann war es ihm, als müsse er sogleich

das Auge wieder auf seine Rolle senken, um diesen bezaubernden Traum nicht zu verlieren. Da war ein unermeßliches Meer mit blühenden Inseln und schrecklichen Felsen, bewohnt von schönen, herrlichen Menschen und gräßlichen Ungeheuern. Ein heidnisches Volk hatte eine große, prächtige Stadt am Meeresufer zerstört, wusch seine blutigen Waffen, seine Wunden in der Flut und schiffte heim mit seiner Beute, hierhin und dorthin, jeder Fürst mit den Seinigen nach seiner Heimat. Da war ein König, von Göttern und Göttinnen geliebt und gehaßt, geschützt und mit Verderben bedroht, der erzählte, vom Sturm auf eine Insel geworfen — seine Genossen hatte die See verschlungen — einem andern König seine Leiden und Abenteuer: wie ihn eine schöne, unsterbliche Göttin geliebt hatte, wie er gekämpft hatte mit Ungeheuern, Wogen, Riesenmenschen, wie er hinabgestiegen war in die Unterwelt, um seine toten Kriegsgenossen, die Männer und Frauen der Vorwelt zu schauen. Dann und wann las der Jüngling eine Liedesstrophe laut, als erfreue er sich an dem Wohlklang der Worte, die wie das Klirren der Waffen, wie das Rauschen der Wellen, wie der Schlag des Menschenherzens melodisch auf und ab wogten. ‚Allah, Allah!' rief er, ‚das ist schön! das ist prächtig! — Ach, hier zu sitzen, so einsam, mit so vollem Herzen, Allah, Allah, während sie deinen Namen, den deines Propheten so weit, so weit tragen über alle Meere und Länder!' Ein wildes Feuer blitzte aus den Augen des Jünglings, aber es erlosch so schnell, als es aufgeflammt war. ‚Ah', sagte er mit dumpfer Stimme, — ‚ist er nicht auch umgekehrt am Ufer des Westmeers, der große Okbah?! Er jagte sein weißes Kamel in die Flut und rief: Allah, du bist Zeuge, daß ich nicht weiter kam!' . . ."

„Georg Wilhelm Friedrich Hegel und die deutsche Philosophie — brr!" sagte der Naturforscher, der dann am seligsten war, wenn er der absoluten Idee einen Tritt geben konnte.

Hagen aber ließ sich nicht unterbrechen, sondern fuhr lächelnd

fort: „„Ach, er konnte weiter!' rief der Jüngling. ‚Haben nicht die Reiter der Wüste dem Beherrscher der Gläubigen Nachricht gebracht, daß die Heere Gottes wieder mit Völkern von weißerer Hautfarbe schlagen, fern, fern über dem Meeresarm im Westen?! Gott ist groß — sie kehren nun wieder das Gesicht dem Osten, der aufgehenden Sonne zu, wenn sie gegen den Feind ansprengen. O, hier sitzen zu müssen und verkümmern wie ein Weib im Harem!' — Der junge Mann war aufgesprungen und schaute hinaus über die Wasserfläche des Flusses. Er stützte die Hand auf die Brüstung, und eine Träne entrang sich seinem Auge. Da öffnete sich eine Tür hinter ihm, ein junges Mädchen glitt in das Gemach. Sie trug einen Korb mit Blumen und Früchten im Arm und blieb stehen, als sie den Sinnenden am Fenster erblickte. Dann schritt sie leise über den Teppich dahin, schob die Schriften auf der Tafel zur Seite, setzte ihr duftendes Körbchen nieder und nahm eine weiße Rose heraus. Lächelnd, den Finger auf dem Munde, schlich sie zu dem Träumer und schob ihm die Blume in die auf die Fensterbrüstung gestützte Hand. Der Jüngling schrak auf und drehte sich um. ‚Dilaram!' rief er, als ihn das schöne Kind lächelnd umschlang. — ‚Wieder so traurig, Omar?' fragte sie, ‚was bekümmert dich, mein Freund?' — ‚Du irrst, Herzensruhe, ich bin nicht traurig! Was sollte mich bekümmern?' — ‚Wehe den Heuchlern an jenem Tag! sagt der heilige Koran,' sprach das junge Mädchen. ‚Du wirst wieder so lange in deinen häßlichen, heidnischen Zauberbüchern gelesen haben, bis du alles um dich her vergessen hast, — selbst mich!' setzte sie hinzu, schalkhaft mit dem Finger drohend. — ‚Wer könnte dich vergessen Kind! Du bist mir, was die Sonne der Erde ist.' — ‚Du, du!' sagte das Mädchen lächelnd und setzte sich neben den Jüngling in die Fensterbrüstung. ‚Komm, wir wollen zusammen plaudern! Ah, wie schön die Nacht ist, wie die Wellen funkeln! Wo hast du meine Laute? Ich sehe sie ja nicht!' — ‚Hier ist sie!' sagte Omar. — ‚Danke!

Was du für ein Gesicht machst! Bei meinem Schleier, schäme dich, — horch, die Nachtigall — Bulbul, Bulbul! Wie schön! Was soll ich dir singen?' — ‚Das Lob der Wüste, der freien Wüste, das Lob des freien Meeres!' — ‚Ach,' sagte das junge Mädchen schmollend, ‚ich kenne die Wüste und das Meer nicht; gib acht, etwas anderes will ich dir singen.' — Sie ließ ihre Hand über die Saiten des Instruments gleiten und begann dann mit heller, wohlklingender Stimme:

‚Was tönen die Trompeten, die silbernen Pauken? Was sammeln sich die Kämpfer des Propheten?

Von Waffen klirren die Märkte, von Waffen klirren die Straßen!

Der große Kalif hat gerufen, das Volk Gottes hat gehört. Nach Osten, nach Westen ziehen die Scharen der Gläubigen.

Der Mann verläßt sein Weib, der Sohn seine Mutter!

Der Vater verläßt sein Kind, der Bruder seine Schwester!

Der Kaiser der Franken in der Meeresstadt erschrickt, der König der Perser zerreißt sein Gewand, — das kleine Mädchen in der neuen Stadt am Tigris weint und klagt!

Die Heere des Propheten ziehn zum Kampf; der Vater verläßt sein Kind, der Bruder seine Schwester! — — —

Was tönen die Trompeten, die silbernen Pauken? Was jubelt das Volk in den Straßen von Bagdad? Siegesruf von Sonnenaufgang! —

Was tönen die Trompeten, die silbernen Pauken? Siegesruf von Sonnenuntergang! —

Es sank der Schach der Perser — tot ist der Vater!

Es beugt das Haupt der Frankenkaiser — tot ist der Bruder!

In den Straßen jubelt das Volk — die Jungfrau sitzt und weint. Wer schützt die Waise, wer tröstet die Verlassene?' . . .

Das junge Mädchen ließ die Laute sinken, und ihre Stimme verlor sich in einem leisen Schluchzen; Omar aber ergriff mit leuchtenden Augen das Instrument und rezitierte weiter:

‚Der Staub der Wege Gottes glänzt am Tage des großen Gerichts — selig sind die Kämpfer im Paradies: die verlassene Waise tröstet — die Liebe!' . . .

‚Die Liebe!' rief mit Tränen in den Augen das Mädchen. ‚Die Liebe, die heilige Liebe. Sie ist wie der Schatten des Palmbaums dem müden Wüstenwanderer; sie ist dem verlassenen Kinde, was der Brunnquell der gejagten Gazelle ist! Heilig ist die Stätte, wo du mir begegnetest, mein Schöner. Möge die Stunde, in welcher ich dich zum erstenmal sah, glückbringend gewesen sein allen Menschen, segentriefend dem Erdkreis . . .'

‚Dilaram, Dilaram! Herzensruhe, Herzensruhe!' rief der Jüngling.

‚O, mein Omar . . . sieh, deine Stirn ist heiter geworden! Nun muß ich scheiden . . . gute Nacht, gute Nacht, Geliebter!'

‚Du willst mich schon verlassen? O, bleibe noch bei mir!'

‚Sie werden mich vermissen, gute Nacht, gute Nacht!' . . .

Schön sind die Sommernächte am Tigris! Süß ist's, zu träumen unter dem Nachthimmel des Ostens! Groß ist die Wissenschaft Makaschefa, die Kunst, der Menschen Herzen zu erkennen! Gewaltig sind die Mächte, denen Allah erlaubt hat, der Menschen Seelen zu bewegen! —

Unter den Blumen, welche ihm die Jungfrau gebracht hatte, suchte Omar seine Rolle wieder hervor; aber er las nicht mehr. Die Wimper wurde ihm schwer, sein Haupt sank auf die Polster des Diwans; er schlummerte ein. Über den Fluß kam der Nachtwind kühler und stärker; die Lampe flackerte dem Ausgehen nahe; die gestickten Tapeten mit ihren Goldarabesken von Koransprüchen wallten hin und her . . .

Schön sind die Sommernächte am Tigris! Groß ist die Macht der Erschaffenen Allahs! — — —

Eine reichvergoldete Barke schoß über die mondbeglänzte Wasserfläche des Stromes. Wie silberne Funken sprühte es unter den Ruderschlägen der sechs schwarzen Sklaven, welche sie führten. Eine tiefverschleierte Frau ruhte auf prächtigen Kissen im Hinterteil der Gondel. Unter den Schleiern hervor schoß ein schwarz-

funkelndes Augenpaar suchende Blitze an den den Fluß begrenzenden Häuser- und Gartenmauern hin.

Unter dem Fenster Omars richtete sich das Weib halb auf und sagte: ‚Hier!' — Die Schwarzen hoben die Ruder, die Barke stand unbeweglich. Mit einem Sprunge war die Verschleierte auf den Füßen; eine hohe Gestalt stand sie da, den Blick fest auf das erleuchtete arabische Bogenfenster des Jünglings gerichtet. In seinem Schlummer rührte sich Omar, seine Brust hob sich ängstlich, als suche sie eine bedrückende Last abzuwerfen; — die Lampe flammte zum letztenmal auf und erlosch — ein Lautenschlag zitterte leise, leise durch die Luft, — der Jüngling erwachte und horchte! . . .

Das war nicht die Stimme Dilarams! Heißer, üppiger, wilder, verlangender waren die Töne, welche jetzt an sein Ohr schlugen und sein Herz erzittern ließen! Das war nicht Herzensruhe, das waren nicht die Wiegenlieder der Kinderliebe, das war die Sprache der Leidenschaft, der wilden, naturgeborenen Leidenschaft, die wie die Flamme, die ‚Göttin mit dem Feuermunde' lodert und verzehrt! —

‚Da ist sie wieder!' murmelte der Jüngling. ‚Wehe mir, wehe mir! Was hat ihr mein kleines Glück, meine Ruhe getan? So kommt sie jede Nacht, daß ich den Tag über wie im Traume gehen muß! Wehe mir! Wehe mir!'

Eine magische Gewalt zog ihn unwiderstehlich zu dem Fenster hin. Unbeweglich lag drunten die Barke, leise tropfte es von den Rudern der Schwarzen; fest in ihre weißen Gewänder gewickelt, den Schleier zurückgeworfen, stand die hohe Gestalt der Frau da. Sie rührte sich nicht, als Omar in dem Fensterbogen erschien; zu ihren Füßen lag die Laute, mit der sie ihn geweckt hatte. — — —

‚Wehe mir, wehe mir! Was will sie, was will sie!' flüsterte Omar. ‚Rede ich sie an?' . . .

‚Sprich!‘ ertönte eine klangvolle Stimme, als ob die Fremde drunten den Gedanken im Herzen erraten könne.

‚Wer bist du? Wer bist du? Was willst du von mir? Was störst du mein Leben?‘

Die Gestalt erhob wie winkend den Arm: ‚Komm!‘

‚Ich kenne dich nicht! Bist du eine Sterbliche? Bist du eine Fee?‘

‚Komm!‘

‚Ich fürchte dich —‘

Wie auf ein geheimes Zeichen fielen die Ruder wieder ins Wasser, langsam drehte sich die Barke.

‚Ich komme! Ich komme!‘ rief der Jüngling. In wahnsinniger Hast sprang er auf die Fensterbrüstung; an den Weinranken, die den Bogen umkletterten, glitt er hinunter; an die Mauer des Hauses schoß pfeilschnell die Barke. Er stand der Versucherin gegenüber, taumelnd, schwindelnd! . . .

‚Sieh mich an!‘ sagte das Weib. — ‚Ich — liebe dich!‘ —

Omar sprach nicht; wie festgebannt stand er unter dem Leuchten dieser Augen, welche in schwarzer Glut ihm entgegenfunkelten wie die des Todesengels.

‚Verbanne ihr Bild aus deinem Herzen,‘ sagte das Weib, ‚sie ist ein Kind! Folge mir — mir gehörst du, mein bist du . .‘

‚Herzensruhe! Herzensruhe!‘ murmelte Omar wie im Traum. Ein unendliches Bangen durchzog ihn. Er hätte das schöne Weib erdolchen können; er faßte den Griff der scharfen Klinge in seinem Gürtel . . . Sie lächelte! . . . Er ließ die Hand sinken, es war ihm, als sei die Welt um ihn, sein ganzes früheres Leben, sein ganzes Sinnen und Trachten versunken! Er war mit ihr allein; alles war — sie! . . .

‚Du hast dich hinausgesehnt aus deiner Enge,‘ sprach das Weib. ‚Du kennst mich nicht — denke, ich sei die Welt — das Leben . . .‘

Langsam glitt die Barke weiter in den Strom hinein; als sie aber die Mitte erreicht hatte, ward ihr Lauf schneller, und endlich schoß sie, von den Ruderschlägen der stummen, schwarzen Sklaven getrieben, blitzartig den Fluß hinunter . . . Vorbei! Vorbei! Versunken alle Gedanken an Ruhm und Ehre; vergessen der Frieden des Heimathauses — Herzensruhe — Herzensruhe! . . . Verloren! Verloren! — — —

Er lag zu ihren Füßen, sein Haupt ruhte in ihrem Schoß. Ihre Hand spielte mit seinen Locken, sie flüsterte ihm zu. — — — Er hatte die Augen geschlossen, er wußte nicht, wohin sie ihn führte; er lebte in diesen Augenblicken nur in dem Zauberklange ihrer Stimme. Wenn er von Zeit zu Zeit die Augen aufschlug, sah er über sich den schwarzen Nachthimmel mit der Sternenpracht des Ostens; sah er, über sich gebeugt, ihr wunderbar schönes, im Schein des Mondes totenbleiches Gesicht mit der Sternenpracht der schwarzen Augen. Dann zuckte er zusammen; er war wie ein willenloses Kind geworden, nichts war ihm von ihm selbst geblieben; alles war — sie!

‚Dein! Dein!‘ flüsterte er, und sie lächelte. —

‚Ich kenne dich jetzt!‘ sagte er. ‚Du bist die Zauberkönigin Labe, die Königin der Geister! Du bist das Leben, du bist die Freiheit, du bist . . . ah, du wirst mich töten, ich weiß es, aber du liebst mich — eine Nacht — eine Stunde —‘

Sie lächelte, und weiter schoß die Barke. —

Wundervoll sind die Nächte am Gestade des Tigris! — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wo die Diala aus der Wüste kommt und ihre trüben Fluten mit den Wassern des großen Stromes vermischt, zog ein armer Fischer seine Netze auf das Land, aber er ließ sie sinken, ohne auf seinen Fang zu achten. In einem Strombwirbel trieb eine menschliche Leiche im Kreis umher, bis sie im Schilfe des Uferrandes hängenblieb. — ‚Allah!‘ rief der Mann, den Arm des Leichnams fassend. ‚Wie jung und schön!‘ Er schüttelte nur

den Kopf, als er den Körper ans Land zog, er mußte an solche Vorfälle schon gewöhnt sein. Mit gieriger Hand löste er die Kleider ab, zog den prächtigen Dolch aus dem Herzen des Gemordeten! Dann stieß er den geplünderten Körper mit dem Fuße wieder in den Strom zurück.

‚Gehe!' sagte er. ‚Möge Allah deine Seele an den Ort des Erbarmens führen!'

Weiter trieb die Leiche auf Seleucia zu, welches die Gläubigen heute Al Modain nennen. Und Herzensruhe . . ."

„Was ist Ihnen, Fräulein Lida?" rief der Naturforscher, erschreckt auffahrend.

„Licht, Licht!" stöhnte mit unbeschreiblicher Angst in der Stimme die Sängerin. „Um Gottes willen, Licht!"

Alle hatten über der phantastischen Erzählung des Arztes durchaus nicht bemerkt, daß es vollständig Nacht geworden war.

„Was haben Sie gemacht, Hagen?!" rief Ostermeier. „O Isis und Osiris, das kommt davon, wenn man solche Gespenstergeschichten anhört . . ."

„Bleibt ruhig sitzen!" rief die Blinde. „Einen Augenblick, Lida! Warte Klärchen, ich werde jetzt am besten finden können!"

„Feuer hätten wir!" sagte der Naturforscher, ein Schwefelhölzchen anzündend. „Nun laßt euch mal betrachten. Alle Teufel, Fräulein Lida, wie sehen Sie aus! — Eh . . ."

Das Schwefelhölzchen erlosch wieder.

„Da möchte man ja zu den Antipoden durchrutschen!" rief der Naturforscher. — Endlich brannte die Lampe, welche Eugenie aufgefunden hatte.

„Hagen, Hagen," sagte der Naturforscher, einen Blick auf die Gesichter um ihn her werfend. „Hagen, Sie sind ja ein Hauptkerl! Beim Anubis! ich zittere noch am ganzen Leibe. Lida, schauen Sie auf, die Gespenster sind versunken! Klärchen — Georg — Eugenie! . . . Wenn ich nur eine Wasserflasche finden könnte!" . . .

Hastig griff die Sängerin nach Hut und Mantel; sie murmelte einige unverständliche Worte und stürzte davon, zur großen Verwunderung des Privatdozenten.

„Lida!“ klang die Stimme der Blinden wie bittend hinter ihr her, aber die Davoneilende hörte nicht. Georg saß totenbleich da, das Taschentuch vor den Mund pressend.

„Blind! blind!“ murmelte Hagen.

„Ich sehe! ich sehe!“ flüsterte Eugenie so leise, daß nur der Arzt es vernahm. „O, mein Gott, ich sehe!“ Ein unendlicher Schmerz lag in ihrer Stimme, und krampfhaft drückte sie Klärchen, die ihr Köpfchen an ihrem Busen verbarg, an sich.

12. Kapitel. Gewitternacht.

Durch das Licht verkehren die Weltkörper im Universum miteinander wie die Menschen auf der Erde durch die Sprache. Die Sonne hat mit der Erde gesprochen, und es ist grün geworden auf der letzteren, und Blumen und alles Leben sind erwacht. Frühling! — Was hat die Sonne gesagt? Lies es aus der Antwort der Erde! — Die Sonne sprach:

„Im Anfang war die Liebe, und die Liebe war bei Gott, und Gott war die Liebe . . ."

„Und Gott war die Liebe!" rauschten die Wälder, die befreiten Wasser; die kleinen Vögel trugen es jubelnd über Land und Meer, und die Herzen der Menschen öffneten sich, und alte Feindschaften wurden vergessen, und junge Freundschaften wurden geknüpft.

Aber ganz, rein und klar, konnte die arme Erde die Sonnengedanken doch nicht fassen. Neue Klagen, neuer Hohn, neues Unglück wurden auf ihr laut; alte Freundschaften wurden vergessen, und Feindschaften nahmen ihren Anfang; Völker zogen in Vernichtungskriege gegeneinander, und — zwei Kinderherzen sollten voneinander gerissen werden! . . . Frühling! — —

„Georg, Georg," sagte die Blinde, als ihr Bruder, welcher dem Doktor Hagen, Klärchen und dem Naturforscher die Treppen hinabgeleuchtet hatte, mit dem Lichte zurückkam, „Georg, lieber Georg, was ist das? Gib mir deine Hand, Georg."

Der junge Gelehrte setzte die Lampe auf den Tisch nieder; seine Hand zitterte, als er sie in die seiner Schwester legte, — sie war eiskalt.

„Ist es denn wahr? Kann es denn möglich sein?" sagte die Blinde kaum hörbar.

„Was hast du denn, Eugenie? Was ist dir? Beruhige dich doch!"

„O, ich sehe klar, ganz klar. Es ist gekommen wie ein Traum,

ein hübscher, süßer Traum, es versinkt wie ein Traum! Armes, armes Klärchen!"

„Aber Eugenie . . ."

„Sie ist zurückgekehrt wie ein schönes, verderbenbringendes Meteor. Dein Glück, mein Glück, Klärchens Glück ist verloren! Ach, sie paßte nicht in unsere stille Welt, sie hat nie hineingehört. Georg, verlaß Klärchen nicht! Kehre um, Georg!"

Die Blinde legte den Arm um den Hals ihres Bruders, aber dieser erwiderte ihre Umarmung nicht. Er stand da und starrte unverwandt in die Flamme des Lichtes, um welches eine Mücke in immer engeren Kreisen flatterte, bis sie mit versengten Flügeln zuckend niedersank.

„Du hörst mich nicht, du sprichst nicht, Georg?! O Gott, ist denn der Frieden, die Ruhe — das Glück dieser letzten Jahre dir so gar nichts, daß einige Tage, einige Stunden es auslöschen, es vernichten können? Kaum zwei Wochen sind es her, seit sie zurückkam, — und alles, alles ist anders geworden!"

Die Blinde ließ die Hand ihres Bruders los und sank, das Gesicht verhüllend, in ihren Sessel zurück.

„Nur zwei Wochen!" murmelte Georg. „Ich möchte glauben, es sei ein Jahrhundert. — Bin ich denn noch derselbe?" . . .

Eugenie seufzte tief auf. „Glaube mir," sagte sie, „du bist noch der, welcher du warst. O, ich weiß wohl, wie es gekommen ist, Georg! Ich habe ja nur in deiner Liebe gelebt: wie sollte ich dich nicht kennen?! Sieh, du bist gut und weich und hast über deinen Büchern gesessen und hast mich nicht verlassen wollen. Von der Welt da draußen haben wir beide nichts erfahren. Weißt du wohl noch, wie ich vor zwei Jahren so krank war, und du keine Stunden zu geben hattest, und die Not bei uns anpochte? Es war eine traurige Zeit! Sieh, da schickte der gute Gott uns einen seiner kleinen, lächelnden Engel — unser Klärchen — zur Hilfe, zum Trost. Was war uns damals ihr freundliches Lachen, ihre tröstende Stimme! Was hätten

wir ohne sie angefangen, was wäre aus uns ohne sie geworden? Tagelang saß sie mit ihrer Arbeit neben meinem Bette und lachte und scherzte, und mehr wie eine Schwester ward sie mir. Georg, Georg, verlaß sie nicht! . . . Sie ist wie ein Blumenstrauß, aus dem sich jeder eine Lieblingsblüte wählen kann, — dir, Georg, würde die ganze liebliche, duftende Pracht zufallen. — Seit du sie zum erstenmal an mein Krankenlager führtest, hat sie uns nicht verlassen in Freude und Kummer; sie hat den Trübsinn von deiner Stirn gejagt, die Sorge, die böse Sorge von der meinigen. Ich war so glücklich und ruhig, wenn ihr dachtet, ich schliefe, und ich euch zuhörte, wie ihr mit leiser Stimme, um mich nicht zu erwecken, euch ins Ohr flüstertet. Deine Stimme klang wieder fröhlicher auf, ich hörte dich wieder lachen. Georg, Georg, laß das alles nicht bloß einen Traum, einen schönen, beglückenden Traum gewesen sein! Georg, laß mir mein Klärchen, laß mir mein Klärchen! . . . Nun ist sie zurückgekommen — o, ich war so glücklich, sie wieder zu haben — und sie ist wie der prächtige Blitz, der alles zerstört, wenn er niederfällt und nicht über den Häuptern der Menschen bleibt. O, ich kenne noch gar gut ihre wunderbaren Augen und die Gewalt derselben! Georg, Georg, traue ihnen nicht! Georg, Georg, laß mir mein Klärchen!"

„Sprich nicht weiter," sagte Georg dumpf. „Nun will ich dir erzählen, was ich von mir weiß. Ihr Bild ist überall zwischen mir und Klärchen. Ihre Augen, ihre Augen, Eugenie! Als Kind fürchtete ich mich vor ihnen, — und doch zog es mich mit magischer Gewalt ihr nach, wenn sie, wie es ihre Gewohnheit war, allein umherstreifte in Wald und Feld. Wie oft habe ich sie belauscht, wenn sie glaubte, allein zu sein, und unter einem Baume Kränze von Waldblumen wand oder einem Schmetterling nachjagte. Sie kam mir immer vor wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Ich hatte von Feenkindern gelesen, welche von ihren Müttern den Menschen anvertraut waren. In der

Ausmalung dieses Gedankens gefiel ich mir, und eine Art Scheu bemeisterte sich meiner und hielt mich ab, ihre selbstgesuchte Einsamkeit zu stören. Jetzt kommt gleich die schöne Frau aus dem Gebüsch, dachte ich wohl, wenn sie ihre seltsamen Weisen, die niemand sie gelehrt hatte, sang, — sie führt eure Lida von dannen, und ihr habt sie verloren für immer. Oft geschah es, daß sie meiner ansichtig wurde, wie ich hinter einem Busch oder einem Baumstamm sie belauschte, dann sprang sie entweder scheu davon, oder sie rief mich und erzählte mir Märchen und machte alles um uns her zum Märchen. Alles belebte sie dann mit den Gebilden ihrer wilden, regellosen, wundervollen Phantasie. Aus den in der Abendsonne tanzenden Mückenwolken machte sie Reigen von Waldgeisterchen, die ihr dienten. Die kriechenden Käfer, die Vögel, die Schmetterlinge waren ihre Untertanen, welche ihren Winken gehorchen mußten. Sie konnte einen goldenen Laufkäfer zertreten und mit blitzenden Augen behaupten: er habe ihr den Gehorsam aufgekündigt, er müsse sterben. Wenn sie mit einem Blumenkranze in den schwarzen Locken so dasaß, konnte ich nicht anders, ich mußte glauben, es sei alles so wie sie sagte, und noch lange Jahre nachher, als sie schon die Welt mit ihrem Künstlerruhm erfüllte, ist sie mir so erschienen — eine Königin der Geister! . . .

Eugenie, als sie nach dem Tode unseres Vaters zum erstenmal wieder vor uns trat, sah ich in ihr nur die einstige Schwester; — die Jugenderinnerungen waren verblaßt — ich konnte sie anblicken, ohne daß mein Herz stärker pochte.

Eugenie, als sie uns wieder verlassen hatte, tauchte die alte Zeit wieder mit stärkerem, hellerem Glanz auf. Die Gegenwärtige konnte mich nicht rühren, die wieder Entschwundene in ihrem Strahlenkranz von Glanz und Ruhm und Schönheit ward mir wieder das wundersame Kind — die Geisterkönigin meiner frühesten Träume. Ich habe immer mehr in der Phantasie als in der Welt der Wirklichkeit gelebt, aber die Kinder-

gedanken nahmen nun eine konkretere Gestalt an. Überall nur sie, nur sie! . . . Als uns die Not in diese Stadt getrieben hatte, deine schreckliche Krankheit gekommen war, Eugenie, und deine lieben Augen verhüllte, — da hörte ich auch wieder von ihr — o, du weißt doch nicht alles, was ich gelitten habe, Schwester! Böse Gerüchte, Spott und Hohn hefteten sich an ihre Schritte. Ich wollte es nicht glauben, und ich mußte es glauben. Es war ein fürchterlicher Traum, als mich plötzlich eine süße Stimme erweckte. Liebes, liebes Klärchen! . . . Bei dem alten Ostermeier war's, wo ich sie traf. Sie sah, daß ich krank, elend war; schüchtern fragte sie mich, und ich erzählte ihr mancherlei — ach, nicht das Rechte! Ich führte sie zu dir, meine arme Schwester. Du konntest nicht sehen, — freilich ward meine Stirn heller, freilich ward mein Schmerz milder, freilich erlosch Lidas Bild mehr und mehr, freilich glaubte ich wieder glücklich zu sein . . . o, mein Gott, wie schwach und willenlos bin ich doch — wie unglücklich! Sie ist wieder da! Überall, überall! Und ich weiß, daß er recht hat, der Doktor, — sie wird mich töten; ich weiß, daß sie mich nur einen Augenblick, eine Stunde lieben kann; ich weiß, daß die Königin der Geister nicht an dieser kleinen Liebe haften kann, daß sie sich wieder glänzend, strahlend in die blaue Luft erheben muß, daß sie mich in desto dunklerer Nacht zurücklassen wird . . . bitte für mich, für — sie, für das arme, arme Klärchen, Eugenie!" . . .

Mit zitternder Hand ergriff Georg die Lampe und entfernte sich mit unsicherem, schwankendem Schritte. Seine blinde Schwester blieb allein in der Dunkelheit zurück; sie weinte laut auf.

„Armes Klärchen, armer Georg!" schluchzte sie. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Schon einmal haben wir in einer Nacht — der Walpurgisnacht — die große Stadt durchwandert, die Gestalten unseres Frühlingsbilderbuchs aufzusuchen. Dasselbe müssen wir jetzt

tun. Wir schaffen nicht das Leben dieser Geschichte, wie die Genesis die Welt schafft: „Da ward aus Abend und aus Morgen der andere Tag.“ Wir horchen nur hier und da auf das Klopfen des Menschenherzens, wie es bald ruhig, kaum vernehmbar, bald wild, fieberhaft, aufgeregt pocht. Viele Prüfungen und Versuchungen hatte Psyche, die Menschenseele, auszuhalten, ehe Apulejus seine Rolle aufwickelte und sie dem Abschreiber übergab! . . .

Die Dienerin trat erschrocken einen Schritt zurück, als sie ihrer die Klingel ziehenden Herrin die Tür öffnete.

„Fräulein, gnädiges Fräulein, was ist Ihnen?“

Ohne auf die Fragende zu achten, stürzte Lida an ihr vorüber, entsetzt hinter sich schauend, als werde sie von etwas Schrecklichem, Furchtbarem verfolgt. Sie riß die Mantille ab, warf den Hut fort und sank auf den nächsten Diwan, das Haupt in die Kissen verbergend.

„Was hat sie nun wieder?“ murmelte das Kammermädchen. „Wenn sie so fortfährt, muß sie sich umbringen. Nun wird sie wieder Eiswasser trinken wollen und — na ja — wenn sich mir jeder Ton in ein Goldstück verwandelte, machte ich nicht solche Gesichter . . . Gnädiges Fräulein?!“

„Fort mit dir! Willst du mich auch noch quälen?“ rief die Sängerin.

Das Mädchen zog sich zurück, und Lida sprang auf und riegelte hastig die Tür hinter ihr zu.

„Was soll aus mir werden! Was soll aus mir werden!“ rief sie, die Hände ringend. „O, wie es mich zieht, mich hier hinunterzustürzen!“

Sie hatte den Fensterflügel aufgerissen. —

Ein Ausdruck entsetzlicher Angst lag auf ihrem Gesicht, aber der Nachtwind kühlte ihr allmählich die Stirn, die pochenden Schläfen; sie atmete ruhiger, der Krampf löste sich, der Dämon kauerte nieder in der Tiefe ihrer Seele.

„. . . Aber hat er denn recht mit seinem gräßlichen Märchen? Bin ich denn wie jene Unheimliche? — Nein, nein, nein!“ rief sie wieder mit einem wilden Ausbruch. „Was habe ich ihm getan, daß er mich so zu vernichten strebt? — O, mein Gott, da ist es wieder! — da steigt es wieder empor! — O, wer rettet mich?! — Mutter, Mutter, jetzt könnte ich dir fluchen, daß ich dich nicht kenne, daß du mich verlassen hast!“ . . .

Der Schweiß stand auf der Stirn der Sängerin in großen, perlenden Tropfen. Sie trocknete sie mit dem Taschentuch.

„Schon wieder geträumt mit offenen Augen!“ sagte sie, sich besinnend, mit matter Stimme. „Was soll daraus werden? Was soll daraus werden?“

Sie schloß das Fenster und schritt einige Male durch das Zimmer, dann blieb sie plötzlich in der Mitte stehen, das Kinn sinnend auf die Hand gestützt. Sie war wunderbar schön in ihrem wachen Traum.

„Wie war es denn eigentlich? — Ach, es ist lange her! — Wie die Zeit vergeht! — Da ist der Wald — die Sonne glitzert durch die Zweige — ich weiß, er ist da, wenn ich ihn auch nicht sehe, — ich weiß, er beobachtet mich, — er folgt mir auf Schritt und Tritt! Da ist er! — Soll ich ihn herrufen? . . . Ich winke ihm, und er ist mit einem Sprunge an meiner Seite. — Was wir doch für glückliche Kinder sind! — Er ist mein Knecht, mein Sklav — ach — was ich will, geschieht! — Ich necke ihn, — ich ärgere mich, daß er sich nicht widersetzt — ah! —

Horch, er spricht! . . . ‚Lida, die Sonne geht unter, wir müssen nach Hause; der Wald wird dunkel, — komm, der Vater und Eugenie ängstigen sich! Komm, fürchtest du dich nicht?‘ — Ich mich fürchten? Ich, die Königin der Geister? Sieh, die Glühwürmer! — ‚Bitte, liebe Lida, komm! Ist das Feuer drüben? Sieh dort, durch die Stämme!‘ — Das ist der Mond, Georg. Gib acht, es dauert nicht lange, so ist er ganz da. Horch, die Hunde in den Dörfern bellen ihn schon an: wau, wau, wau

— die armen Burschen können ihn nicht leiden. — ‚Lida, ich fürchte mich, höre, wie der Wald rauscht! Was war das?' — Törichter Junge, das war eine Eule, horch: u — u — uh, — da schon wieder! Soll ich dir eine Geschichte von der Eule erzählen? Ich kenne den Baum, in welchem sie ihr Nest hat. — ‚Nein, Lida, liebe, liebe Lida, laß uns fort!' — Nun, so komm! Eigentlich müßte ich dich einmal recht tüchtig in die Irre führen und dich mitten im Walde und in der Nacht allein lassen . . ."

Mit einem Schrei fuhr Lida aus ihrem Traume auf; sie erinnerte sich, welche Ähnlichkeit mit der Erzählung des Arztes in ihren letzten Worten lag. — —

Vergeblich suchte die große, berühmte Sängerin Alida in dieser Nacht, wie so viel tausend andere bedrückte Seelen in der großen Stadt, den Schlaf. Er kam nicht, er wagte nicht zu kommen. Zu viele böse Geister und gespenstische Gestalten traten ihm in den Weg. — —

Der Naturforscher, der Arzt und Klärchen Aldeck gingen ihren Weg nach der Dunkelgasse zusammen. Der Alte, wie immer, lustig schwatzend — im Notfalle mit sich selbst; der Arzt schweigsam, nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und Klärchen . . .

Ach, armes Klärchen!

Als die drei ihre Häuser erreicht hatten, drückte der Doktor dem jungen Mädchen innig die Hand, zog den Hut tiefer in die Stirn und schritt auf seine Tür zu, ohne sich nach dem Privatdozenten umzusehen.

„Na," sagte dieser, „was hat denn der? Das ist der seltsamste Bursch, den ich jemals gesehen habe, und ich habe doch reizende Individuen aus allen vier Reichen der Natur unter die Brille genommen. — Komm, Klärchen! . . . Aber was ist dir denn? Deine Hände sind eiskalt! — Na — ‚kalte Hände,

warme Liebe'. — Komm herein, und marsch zu Bett; die Nacht wird kühl!"

Die Haustür schloß sich hinter ihnen. —

In dem Augenblicke, wo der Doktor Hagen, nachdem er einige Sekunden an der Tür der kranken Frau über seiner Wohnung gehorcht hatte, seine Lampe anzündete, sank Klärchen Aldeck, wie betäubt, ohne ihr Licht anzuzünden, auf den Stuhl neben ihrem Arbeitstischchen. Sie stützte den Kopf auf beide Hände und suchte ihre Gedanken allmählich in der Dunkelheit der Stille zu ordnen. Dunkelheit und Ruhe bedurfte sie, — ach, ihr Köpfchen war so schwer, ihr Herzchen so unbeschreiblich weh. „Sie weint gern," sagte der Planet, den wir einst fanden, — ach, sie konnte in diesem Augenblicke nicht einmal weinen! — Mit qualvoller Langsamkeit rollten die Minuten vorbei und jede brachte eine Erinnerung der letzten Tage mit sich. Ach, und das Kinderauge Klärchens ward schärfer und schärfer, — zu scharf für den Frieden, das Glück ihres Herzens.

Sie knüpfte Blicke, Worte, Gebärden aneinander und webte daraus den Schleier des Elends und Jammers, mit welchem sie ihr Haupt für alle künftigen Tage verhüllen wollte.

„So ist es gekommen, so mußte es kommen!" dachte sie. „Was bin ich gegen die schöne, kluge, große Sängerin? . . . Ich habe es ja nicht gewußt, — ich konnte ja nichts dafür, daß ich noch weiter nichts als ein törichtes Kind war! . . . So habe ich ihn geneckt, gequält — o, ich dachte ja, er müsse es wissen, daß es nur Glück, nur Liebe sei, die . . . Vorbei, vorbei! — Ach, nun kann ich ernst genug werden und gar klug, und viel lernen; nun kann ich sanft sein und still, — wenn ich — nicht sterbe!... und es ist zu spät, alles zu spät!" . . .

Leise umschlich Klärchen etwas und zerrte an ihrem Kleide. Das Kind schrak auf. Ein leises, gleichsam fragendes Miau, ein behagliches Schnurren beruhigte sie. Es war Peter, der zufällig den Tag über in ihrer Stube eingeschlossen gewesen war

und jetzt kam, seine Herrin zu begrüßen. Klärchen streichelte dem Tiere den weichen Pelz — sie wußte nichts davon — und schaute hinunter auf seine in der Nacht leuchtenden Augen.

„Er hat mich nicht mehr lieb!" flüsterte sie, als spräche sie zu dem Tiere, als könne dieses verstehen, teil an ihrem Schmerze nehmen. „Was soll ich anfangen? — Ich wollte, ich wäre tot!" . . .

Und mit den Worten kamen die Tränen. Klärchen legte das Köpfchen auf beide Arme und weinte — laut und bitterlich.

Die Katze aber hakte die Pfoten in das Kleid ihrer armen kleinen Herrin und stieß ein klagendes Gemurr aus, als verstehe sie wirklich den Schmerz Klärchens. Sie sprang auf den Tisch, rieb sich an der Schulter des weinenden Kindes und suchte ihren Kopf so dicht wie möglich an die Wange Klärchens zu schieben. Eine Stelle aus einem Ammenmärchen kam Klärchen in den Sinn, und wie im Traum sprach sie vor sich hin: „Und die Tiere kamen auch und beweinten Schneewittchen, zuerst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen." —

Sie schaute auf.

„Ob ich wohl schlafen könnte?" . . .

Sie erhob sich und schwankte in der Dunkelheit, ihren Weg an den Möbeln hintastend, in ihr Kämmerlein. Sie schloß das Fenster und ließ die Vorhänge hinunter.

„Sie will ihren Schmerz in der Dunkelheit ausweinen," sagte drüben der Arzt. „Das junge Reh des Waldes verbirgt seine Wunde auch im dichtesten Gebüsch. Schlafe, schlafe, Kind, — das ist noch nicht der schlimmste Lebensschmerz!"

Das Kätzchen kratzte an der geschlossenen Tür der Kammer, aber Klärchen hörte es nicht. Sie zog die Decke des Bettes über den Kopf wie ein Kind, das sich fürchtet. Sie hatte ein Gefühl, als sei sie auf ein unbeschreiblich schnell sich drehendes Rad gebunden und werde willenlos von Ewigkeit zu Ewigkeit im unendlichen Nichts herumgerissen. Tausend Glocken läuteten ihr ins Ohr

und dazwischen leuchtete von Zeit zu Zeit der eine tödliche Gedanke: „Verlassen!“ wie ein Blitz in einer dunkeln Gewitternacht auf.

Allmählich aber atmete sie ruhiger; sie drückte die Hände, seufzend, fest auf die Brust, sie weinte sich in den Schlaf . . .

Sie schlief! Sie allein. Die andern konnten alle nicht schlafen. Kinderherz, Kinderherz! . . .

Der Arzt horchte. Ein dumpfer Donner rollte in der Ferne. Er hielt die Hand aus dem geöffneten Fenster. Einzelne große, warme Tropfen schlugen hernieder.

„Ein Frühlingsgewitter!“

Es kam jedoch nicht, brütete aber schwarz und drohend und grollend die ganze Nacht hindurch über der großen Stadt, wie ein böser Geist der orientalischen Sage, dessen Grimm, durch die Macht des Ringes Salomonis gefesselt, sich abmüht, seine Bande zum Verderben der Menschen abzuwerfen.

Der Doktor hörte es grollen, und der alte Mann in dem Palaste auf dem Opernplatz hielt inne in seiner nächtlichen Wanderung und horchte. Die kranke Frau über der Wohnung des Arztes richtete sich auf und lauschte; Alida hörte es, Georg und Eugenie hörten es; Klärchen war die einzige, welche sein dumpfes Stöhnen nicht vernahm. — — — — — — —

13. Kapitel. Im Dom von St. Gereon.

Wie spricht der Planet?

„. . . Sie schläft mit Melancholei und viel grillisierenden Gedanken . . .“

Ach, armes Klärchen!

Hat sie die letzten Tage hindurch gewacht? — Sie hat gearbeitet, sie hat geantwortet auf Fragen, die an sie gestellt wurden, sie hat alles getan, was zu der Menschen Tagleben gehört; aber — gewacht hat sie nicht. Wie eine Traumwandlerin ist sie gewesen, geängstigt, vernichtet von dem einen Gedanken: „Er liebt mich nicht mehr!“ . . .

Auf den Montag folgte der Dienstag, diesen löste der Mittwoch ab: auf den Sonntag fiel der erste Pfingstfeiertag. —

Horch, ein Glockenschlag! — noch einer! — jetzt mit vollem Zusammenklang das ganze Spiel, welches von St. Afra in die katholische Frühkirche ruft . . .

Mit einem Seufzer erwacht Klärchen. —

Still!

Sie öffnet die Augen und horcht in das Glockengeläute, in das Zwitschern der jungen Brut des Schwalbennestes, das über ihrem Fenster hängt, hinein. Vor dem blendenden Licht, welches durch den grünen Vorhang fällt, vor dem seitwärts darunter durchschießenden Sonnenstrahl muß sie aber das müde, verweinte Auge sogleich wieder schließen. — Wohl ist ihr Kopfkissen wieder tränennaß. — Es ist ein traurig Ding um ein leer und öde gewordenes Kinderherz!

Sie legt die Hand aufs Herz und streicht die feuchten Locken aus der Stirn; — die zerstreuten Bilder, die ihr in ihrem unruhigen, dumpfen Schlummer vorüberschwebten, ziehen sich mit dem Erwachen in ein phantastisches Ganzes zusammen . . .

Sie hat geträumt, — aber was?

Noch liegt es wie ein Nebel über ihrer Seele; aber — jetzt . . .

„Ah!“ seufzt Klärchen, die Hand über die Augen legend. Ein trauriger Traum! —

Da war ein sonniger Wald, voll Duft und Licht und Schatten und durchzittert von geheimnisvollen Klängen. Georg war an Klärchens Seite, und sie pflückte Blumen: Vergißmeinnicht an dem Rande des Baches, welcher durch das Dickicht murmelte, Anemonen und blaue Glockenblumen; und wenn sie die Hände voll hatte, warf sie neckend damit den Träumer an ihrer Seite und sprang fort, wenn er aufschaute, und versteckte sich schelmisch hinter einem Baumstamm oder einem blühenden Waldrosenbusch. Und Georg suchte sie und rief nach ihr, aber sie antwortete nicht und lachte ihn aus, wenn er sie endlich in ihrem Versteck fand. Auch andere Gestalten glitten durch ihren Traum: Eugenie, der Arzt, der alte Ostermeier, aber bestimmt und klar trat nur das Bild Georgs hervor. Sie hatte durchaus keine Bangigkeit, sie war so glücklich, so vertrauensvoll, und wenn Georg anfing, ihr die lateinischen, gelehrten Namen der Blumen zu nennen, die sie pflückte, so hielt sie ihm lachend einen Strauß auf den Mund und sagte: „Vergißmeinnicht! Vergißmeinnicht!“

Aber auf einmal ward der Wald lichter; sie hing an dem Arme ihres Begleiters und trat mit ihm an den Rand der grünen Wildnis. Eine unermeßliche Ebene lag vor ihnen, baumlos und strauchlos. Über derselben hing ein grauer, trauriger Himmel, und eine verhüllte Gestalt war plötzlich vor ihnen und winkte und nickte, und winkte wieder. Jetzt kam eine unendliche Angst über sie; fester klammerte sie sich an Georg, sie wollte ihn zurückhalten, ihn wieder in das Grün, unter die Blumen des Waldes führen, aber er schritt weiter, der verhüllten Gestalt nach, und zog sie, die Willenlose, mit sich fort, hinaus in die dürre Öde. Schon war der Wald lange hinter ihnen versunken, aber noch glaubte sie aus weiter, weiter Ferne klagende Stimmen der Freunde zu hören, welche sie zurückriefen. Jetzt war alles um sie her still wie der Tod; nirgends etwas, woran der Blick haften

konnte! Da hielt die verhüllte Gestalt plötzlich und wies auf einen am Boden liegenden Totengräberspaten, und stand hochaufgerichtet da, drohend, die Arme auf der Brust gekreuzt. Georg aber ergriff den Spaten und fing an zu graben, und warf die Erde empor, und allerlei häßliches Gewürm ringelte sich aus den schwarzen Schollen los. Manchmal war es zwar, als wollte er das Grabscheit von sich werfen, aber die Verhüllte winkte gebieterisch, und er begann von neuem zu schaufeln. — Weh! — es wurde ein Grab daraus, ein finsterblickendes, schwarzes Grab. Immer schmerzhafter zog sich Klärchens Herz zusammen; sie wußte wohl, was da geschaufelt wurde: das Grab ihrer Liebe! . . .

Jetzt trat die Gestalt an den Rand der Höhle und warf den Schleier zurück — Alida! . . . Siegreich, schrecklich lächelnd schaute sie das vernichtete Klärchen an und warf allerlei in das dunkle Grab hinein: Vertrocknete Blumen, eine Locke, kleine beschriebene Blättchen. — Ein Klagelaut hallte durch die Luft. Georg ließ den Spaten sinken, aber Alida ergriff ihn, und die schwarzen Schollen mit dem häßlichen Gewürm bedeckten die armen, süßen Zeichen der Kinderliebe Klärchen Aldecks. Eine Glocke schlug dumpf in der Ferne, — die Totenglocke der begrabenen Liebe; — da erwachte Klärchen — unter den Klängen der Frühglocke von St. Afra! . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Hell und fröhlich schien die Sonne, als Klärchen angekleidet in ihr Stübchen trat, welches sonntäglich geputzt und geziert war wie immer, wie an glücklicheren Feiertagen. Als ihr Kätzchen sich schmeichelnd an sie schmiegte, als sie ihr Fenster öffnete, und die frische reine Morgenluft ihr die heißen Wangen kühlte, schwand die Betäubung der Nacht und des Traumes etwas, war ihre Brust freier und weiter. Sie atmete tief auf, neigte sich über ihre Blumen auf dem Fensterbrette und tränkte sie;

dann schaute sie hinaus in die Gasse und, über die Dächer hinweg, zu dem blauen Morgenhimmel auf.

Es mußte wohl etwas wunderbar Anziehendes in ihrem bleichen Gesichtchen liegen, der Arzt drüben, welcher, unbemerkt von ihr, sie beobachtete, wandte das Auge nicht von ihr ab.

Sie faltete die Hände auf der Fensterbrüstung, ihre Lippen bewegten sich leise . . .

„Sie betet!" sagte der Arzt. — „Für ihn, für sie! . . . O, Menschenherz, Menschenherz! . . . Und kein Gott über ihr, der dies Gebet vernimmt, versteht?!"

Der Mann wich zurück von seinem Fenster. —

„Heda," sagte hinter Klärchen eine lustige, rauhe Stimme. „Begießt meine kleine Semiramis ihre hängenden Gärten? Nimm dich in acht, Herz, daß du nicht mit der Polizei in Konflikt gerätst! Weißt du wohl, daß du mir neulich einen ganzen Platzregen in den Nacken gegossen hast, he?"

„Ah, Papa Ostermeier, Sie sind's! . . . Sie haben mich ordentlich erschreckt!"

„Erschreckt? Tut mir leid! Wirklich, Kind, du siehst bleich aus, du bist doch nicht krank? Seit einigen Tagen machst du mich in der Tat oft ganz ängstlich."

„Seien Sie unbesorgt, Väterchen! Ich fühle mich ganz wohl."

„Das will ich dir auch geraten haben! Nun sag mir aber einmal, wo steckt denn der Georg? Fürchtet ihr euch etwa, daß ich eure verliebten Torheiten ausplaudere, he? O Isis und Osiris, als wenn nicht schon alle, denen daran gelegen ist, davon wüßten. Ihr törichten Kinder, es ist ja weiter nichts als das neue Lied, das neue Lied von dem — hm — Pfannenschmied, und so weiter. Sag dem Burschen nur, ich wolle in gewissen Momenten artig wegguckeu oder mir eine Pfeife am Tabakskasten stopfen. Jugend muß austoben . . ."

„Papa?!" . . .

Wo hat ein verwundetes Herz Ruhe? In der Einsamkeit quält es sich selbst, im Getümmel des Lebens quält es nicht nur der Haß, der Spott, der Zorn, der Neid, — nein, auch die Liebe, die Achtung, die Teilnahme können die Stacheln tiefer eindrücken.

Die Glocken, welche jetzt von allen Kirchen der Stadt, nah und fern, die Menschen rufen, retten Klärchen von dem ehrlichen, alten Burschen, welcher sich die Haare ausraufen würde vor Verzweiflung, wenn er wüßte, daß er es ist, welcher die Lippen seiner armen kleinen Freundin so erzittern macht.

„Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, Papa! Ist es nicht diese Pflanze, die Sie zu haben wünschten?" fragte Klärchen, dem Naturforscher ein kleines, unscheinbares Gewächs reichend, welches sie gestern, von ihrem Schmerz hinausgetrieben ins Freie, ausgrub. Trotzdem daß ihr Herz so weh war, ihr Köpfchen so voll schwarzer, verworrener Gedanken, hat sie doch nicht darauf getreten . . .

„Und das hast du gefunden?" rief der Naturforscher, sich eifrig der Pflanze bemächtigend. „Ich habe schon seit drei Wochen vergeblich danach gesucht, — danke, danke, liebes Kind! — Den Seinen gibt Gott es im Traume, wie gewöhnlich!"

„Ich will in die Kirche gehen," sagte Klärchen, als der Privatdozent mit seiner Pflanze fort war. „Ich werde sterben, — o!" . . .

Sie nahm das alte Gesangbuch ihres Vaters und stieg die Treppe hinunter. Alle Kinder der Hausgenossenschaft waren sogleich um sie, alle wollten ihr die Hände reichen, alle mußten sich an ihr Kleid hängen. Nur mit Mühe konnte Klärchen endlich sich losringen nnd in die Gasse gelangen; aber noch durch mehrere Straßen hindurch hatte sie ein Geleit kleiner Buben und Mädchen, die ihr alle schrecklich viel zu sagen, schrecklich viel von ihr zu erfragen hatten.

„Ich will ihr folgen," sagte drüben der Arzt, als er Klärchen

aus der Haustür treten sah, und auch er stieg die Treppen hinab.

Horch, wie die hundert Glocken der großen Stadt durcheinander klingen, wie „die Saiten auf dem Psalter"! Jetzt schweigen die näheren Kirchen, und leise hallt der Ruf der entfernteren herüber; jetzt werden diese wieder übertönt von den nächsten, bis zuletzt eine nach der andern aufhört zu klingen und die heiligen Töne melodisch auszittern, als lösten sie sich auf in dem Himmelsblau, dem Sonnenglanz des Pfingstfeiertages. —

Wie die Gottesideen der Völker, so sind auch die Gebäude ihrer Gottesverehrung. Der Inder, der Ägypter, der Grieche, der Mohammedaner, der katholische Christ bauten ihre Gotteshäuser, wie ihre Anschauung von ihren Göttern, ihrem Gott war: phantastisch, finster aufblickend aus der Materie, heiter und edel, sinnlich ausschweifend, mystisch erhaben.

Wie aber baut der Protestantismus?

Müht euch nicht ab, einen Stil für ihn zu suchen. Das ist eben der Fortschritt des menschlichen Geistes, daß dem Menschen der Ort seiner Erhebung gleichgültig wird, und daß er am liebsten wieder unter freiem Himmel die Hände dem einen Gott entgegenstrecken würde, wenn — das Klima nicht wäre. —

Klärchen hätte nähere Kirchen als den Dom finden können, gotische, antike, byzantinische (die protestantische Stadt hat dergleichen in den letzten Jahren manche gebaut); aber es zog sie zu mächtig nach jenem heiligen Gebäude, welches sie niemals von allen Rückgedanken an ihre Kindheit zu trennen vermochte, welches in alle ihre Phantasien in seiner majestätischen Erhabenheit hineinragte, — nach dem Dom von St. Gereon. Ach, wie war doch dieser Sonntagsgang durch die menschenbelebten Straßen verschieden von allen denen, die sie bis jetzt am Arme Georgs gemacht hatte. Sie drückte ihr Gesangbuch fest auf das arme, pochende Herz, sie senkte das Köpfchen tiefer. Nie-

mand der ihr Entgegenkommenden vermochte ihr unter den Hut zu schauen.

Dicht neben dem gewaltigen Portal des Domes steht ein uraltes, rohes, steinernes Kreuz. Einst brannte eine ewige Lampe davor, zur Sühne für einen Mord, welcher das Gotteshaus entheiligt hatte. Lange ist dieses Licht erloschen, man weiß nicht mehr, für wen es einst angezündet wurde; aber das Kreuz ist noch da, ein dumpfes Grauen haftet noch immer an ihm, und mancherlei Sagen gehen über es im Munde des Volkes. An diesen Stein lehnte sich einen Augenblick lang erschöpft das arme Klärchen, ehe es das heilige Gebäude betrat. Manche der an ihr Vorübergehenden warfen ihr einen flüchtigen Blick zu. Ein Kind sagte: „Mama sieh die, ist die krank?" — Ein junges Mädchen hielt einen Augenblick an, als wolle es eine teilnehmende Frage an sie richten, aber scheu schritt sie doch weiter. — Ein alter Mann mit einem etwas finstern Gesicht, langen schneeweißen Haaren, warf einen scharfen, forschenden Blick auf das arme Klärchen und fragte: „Sind Sie unwohl?"

Klärchen schrak vor der unvermuteten Anrede, der harten, klaren Stimme zusammen; sie schien ganz vergessen zu haben, wo sie war, und der Alte mußte seine Frage wiederholen. Er milderte diesmal seinen Ton.

Das Kind schüttelte den Kopf.

Der Doktor Hagen aber, der in diesem Augenblicke ebenfalls unter dem Portal erschien und auf Klärchen zugehen wollte, wich zurück, als er den Alten erblickte.

„Mein Vater!" sagte er.

Er betrat die Kirche nicht, als er sah, daß der Alte, der sich über die Schulter noch einmal nach dem bleichen jungen Mädchen umschaute, die Schwelle überschritt.

„Kain, wo hast du deinen Bruder?" murmelte der Arzt dumpf.

Die Orgel begann den Choral, und der Gesang der Menge

fiel feierlich ein. Scheuen Schrittes trat Klärchen, welche den Doktor durchaus nicht bemerkt hatte, in das heilige Gebäude und schlich die Wand entlang, einer kleinen wohlbekannten Bank hinter einem wohlbekannten hohen Pfeiler zu und drückte sich so tief als möglich in den Schatten, dem Auge der Menge fast ganz entzogen.

Die wundervollen Tonwogen der Orgel verrauschten und verzitterten die Wölbungen entlang, in den Seitenschiffen, den Nebenkapellen, in der Krypte; ein schwarzer Mann trat auf die Kanzel und fing an zu reden. Das Kind hielt es für Sünde, seinen Worten nicht zu folgen, es mühte sich ab, es quälte sein armes, schwindelndes, schmerzendes Köpfchen, aber — es vermochte es nicht! Worte, Worte, Worte! . . .

Das alte, naivschöne Muttergottesbild in der Nische über Klärchen schaute mild herab auf sie, als bedauere es, nicht niedersteigen zu können, ihren Schmerz zu lindern, oder mit ihr zu klagen.

Klärchen gab es auf, den Worten des Predigers zu lauschen, sie schloß die Augen und ließ das Köpfchen zurücksinken an die feuchtkalte Mauer. In eine ganz andere Welt zog es sie willenlos hinein, eine Welt, so heilig und rein, daß der Pfarrer da oben auf der Kanzel — ein älterer Mann — sie nimmermehr hätte begreifen können. Er verstand viel zu viel Politik, viel zu viel Statistik! —

„Georg!“ flüsterte Klärchen und begann mit diesem Namen an ihr Kinderleben zurückzudenken, zu träumen bis zu den frühesten Tagen. Alle die Gestalten, welche sie auf ihrem Lebenswege begleitet oder ihn durchkreuzt hatten, stiegen empor; längst Vergessenes tauchte wieder auf, ihr Blick fiel auf die erste von ihrem Vater beschriebene Seite ihres Gesangbuchs: „Gott gebe ihr ein fröhlich Herz immerdar“, — und eine helle, perlende Träne fiel nieder auf die teuern, verschnörkelten Schriftzüge. Sie war auf einmal wieder ein kleines, ahnungsvolles Kind,

welches das heilige Gebäude umher zum Tummelplatz seiner Phantasien hatte. Es überkam sie ein Gefühl, als sie so wieder einmal nach langer, langer Zeit in ihrem alten Lieblingswinkel saß, — ein Gefühl, als sei alles, was ihr geschehen die Jahre hindurch, nur ein Traum gewesen, als sei es ihr alter Vater, der da die Orgel ertönen ließ, als müsse nun gleich ihre Mutter kommen, sie aus ihrer Ecke hervorzuholen, um sie nach Hause zu führen.

Nach Hause! . . .

Das Herzchen drohte ihr zu zerspringen vor Angst, vor unsäglichem Schmerz.

„Mutter, Mutter," flüsterte sie, „Mutter, liebe, liebe Mutter, höre mich, hilf mir!" . . .

Es ist ein wunderbares Wort: Mutter! — Die wilde, leidenschaftliche Lida rief es; Verbrecher auf dem Schafott sollen, es hervorstoßend, geschieden sein; aus dem Munde des Wahnsinns hat man es gehört, sterbende Krieger auf dem Schlachtfelde stöhnen es hervor, und als Ulrich von Hutten es „wagte" gegen Pfaffen und Volksdränger, rief er: „Wenn das meine fromme Mutter wüßt!'" —

Klärchen dachte an lang vergangene Nächte, wo sie wohl, ein kleines, furchtsames Kind, von einem jähen Zusammenschrecken aus dem Schlaf aufgejagt, mit diesem Ruf erwachte. Sie dachte daran, wie sie oft, den Kopf in die Kissen gedrückt, dagelegen hatte, auf jedes Geräusch in der stillen Kammer lauschend, während das kleine Herz gewaltig pochte. Sie dachte daran, wie sie sich dann anfangs bemühte, die verschiedenen Töne auseinander zu halten und sich vorzustellen: das ist solch eine niedliche Maus, welche du am Tage so gern an den Wänden hinhuschen siehst; das ist die Uhr, auf welcher der Kuckuck steht, und welche auch den Tag über pickt — tick tack, tick tack, tick . . . Aber was war das? Horch, wieder! . . .

Sie dachte an das nun immer, immer ängstlicher werdende Horchen, an das Summen in den Ohren, an das Hervortreten der Schweißtropfen auf der Stirn, — bis sich zuletzt alles in dem verzweifelnd hervorgepreßten Schrei — Mutter! Mutter! auflöste.

Damals kam dann die Mutter und legte die Hand auf die tränennasse Wange ihres Kindes und saß an dem Bettchen desselben, bis das kleine, seltsame Wesen, die Hand krampfhaft festhaltend, in einen ruhigen Schlaf hinübergeschlummert war. Die sanfte, bekannte, tröstende Mutterstimme verjagte alle die finstern, unheimlichen Dämonen, denen Gott Macht über Klärchens Kinderherz gegeben hatte — — — Aber heute?! . . .

Allein, allein, allein! — Armes, armes Klärchen!

Voll und gewaltig klang die Orgel wieder auf; der Prediger hatte gesagt, was ihm der Tag der Ausgießung des Heiligen Geistes eingegeben hatte, — die heiligen, unentweihten Klänge hatten wieder ihr Recht. Es war Klärchen zumute, als sei sie doch nicht ganz allein, als sei stets eine geheimnisvolle Macht um sie, über ihr, in ihr, der sie angehöre, die sie führe, die sie nie verlassen könne. In diesem Anschwellen und Verwogen der Orgelklänge, diesem ruhigen, gemessenen Brausen, diesen Tönen, in welchen der Mensch den Sturm gezwungen zu haben scheint, sich melodisch rhythmisch zum Lobe seines Gottes zu beugen, lag für das arme, verlassene Kind in diesem Augenblicke etwas, was sich nur fühlen, nicht aber schildern läßt. — Jetzt ein letzter, voller Akkord — — Stille! — Stille — tödliche Ruhe in dem Herzen Klärchen Aldecks! Vorüber der Sturm, vorbei der Krampf! —

„Überlebt sie das achtzehnte Jahr, so kommt sie in die achtziger Jahre —"

sagt der Planet.

Schon waren die weiten Hallen des Domes öde geworden

und noch immer saß Klärchen Aldeck in ihrem Winkel, die Augen starr, weitgeöffnet; — ihr gegenüber an einem Pfeiler lehnte der alte Mann von vorhin, den scharfen Blick fest auf sie gerichtet.

Leerer und leerer ward der Dom; die Schritte der ihn Durchwandelnden hallten hohl wider. Neugierige und Fremde kamen und gingen; hier und da bildeten sich Gruppen vor einem alten Altarbilde oder einem in die Wand eingelassenen Monumente.

Noch immer saß das junge Mädchen regungslos da; jetzt in dem flimmernden Farbenspiel eines bunten Fensters, das mit der weiterrückenden Sonne um diese Zeit seinen phantastischen Schein noch immer auf dieselbe Stelle warf wie in Klärchens glücklicher Kinderzeit. Noch immer stand der Alte ihr gegenüber, ohne daß das Kind acht auf ihn hatte, ohne daß es ihn nur sah. —

„Das ist ein großer Schmerz!" murmelte er.

Das Gesangbuch glitt von dem Schoße Klärchens und fiel zu Boden, das erweckte sie. Sie erhob sich, um es aufzunehmen; aber sie wäre fast zu Boden gestürzt, — alles um sie her drehte sich, wirre Flammen zuckten ihr vor den Augen. Sie hielt sich jedoch aufrecht und wankte durch die Reihen der Kirchenstühle hin zu einer Spitzbogentür, die, einige Stufen hinunter, in den alten Kreuzgang des Domes führte. Fröstelnd wickelte Klärchen sich fester in ihr Mäntelchen; die wärmere Luft, der frische Duft der Blumen und Gesträuche auf dem Domhofe wirkten wie betäubend auf sie.

Die Vögel sangen in der großen Linde wie sonst, und der uralte weiße Rosenstrauch, von dem niemand wußte, wer ihn gepflanzt habe, stand in voller Blütenpracht, durchsummt von Bienen, umflattert von Schmetterlingen. Der wilde Wein kletterte an den Mauern und Pfeilern hinauf, so liebend, vertrauungsvoll, neckisch das graue Gestein mit dem jungen Frühling überdeckend, daß er auch dem mürrischsten Heiligenbilde, der schreckhaftesten Fratze von Dachtraufe ein Lächeln abgewinnen

zu wollen schien. Wie oft hatte einst Klärchen Aldeck über all den phantastischen Schmuck der verschiedenstgestalteten Säulen, welche die Bogen des Kreuzganges trugen, gegrübelt und geträumt; wie oft hatte sie sich vertieft in das wunderbare Gewirr von Tier- und Pflanzenformen, welches dieselben umrankte und im Kapitäl sich zu einem sinnvoll schönen, seltsamen Knoten schlang, wie ein Lied Gottfrieds von Straßburg. Da war keine Säule der anderen gleich, jede mit derselben Liebe vom alten Künstler geziert. Ein tiefdurchdachtes, sinniges Werk: ernst, heiter, humoristisch, klagereich vertrat jede Säule sozusagen eine Empfindung des deutschen Dichtergemütes des Mittelalters; alle die verschiedenartigsten Gefühlsausdrücke wieder unter sich verbunden und zu einem Ganzen gemacht durch die stille, gemessene, sichere Ruhe des byzantinischen Bogens, der sich über sie hinwegschwang. —

Hier war der Schauplatz der Kindheit Klärchen Aldecks; nichts hatte sich verändert, als — das Kind! Kein Mönchs-, kein Patriziergesicht fehlte die Wände entlang; die verwitterten, halb zertrümmerten Steinbilder der Heiligen des verdrängten katholischen Kultus schauten wie immer aus ihren Nischen herab, die Zeichen ihres Märtyrertums in den Händen haltend. Hinter jenem kleinen Fenster der Küsterwohnung war Klärchen Aldeck zum Leben erwacht, — das dort waren die Fenster des Studierzimmers ihres Vaters, des Wohnzimmers ihrer Mutter! — Klärchen versuchte, an dem Pfeilerchen, an welchem sie lehnte, sich zu halten, sie griff schwindelnd hinter sich, — mit einem tiefen Seufzer sank sie langsam, langsam — ohnmächtig zu Boden! . . .

— — — — — — — — — — — — — —

14. Kapitel. Im Grünen.

Der jugendliche Antiquarius Ernst Papphoff hatte, um den ersten Pfingstfeiertag gebührend zu feiern, seine kleine blonde Braut in einen Kahn gehoben und ruderte die Stachelbeeren-Naschende den größten Teil des Nachmittags über auf den hübschen, umgrünten Teichen und den Kanälen, welche das Lustgehölz vor dem Tore der Stadt durchziehen, umher; viel Schweißtropfen, Zigarrenwolken, gute und alberne Bemerkungen dabei zutage fördernd.

Es war ein lustiges, buntes Getümmel zu Lande und zur See! Dort wogten die Spaziergänger unter den grünen Bäumen auf und ab, von Zeit zu Zeit in einer Staubwolke verschwindend, welche die vorüberrollenden Wagen, oder die daherstürmenden Reiter und Reiterinnen aufjagten; hier glitten Hunderte von bunten Kähnen mit ihrer Last fröhlicher Gesichter — jung und alt, häßlich und hübsch — aneinander hin.

Fräulein Annchen Seibold konnte es aber mit der Niedlichsten der niedlichen Seglerinnen aufnehmen! Wie sie so dasaß in ihrem hellroten, leichten Sommerkleide, ihrem breitrandigen Hut, spielend mit einem Blütenzweig, den ihr ihr Schatz im Vorüberstreifen am Uferrande gebrochen hatte, konnte sie wohl das Herz des guten Jungen mit ungeheurem Stolz über seine Schlauheit und mit ungeheurem Behagen an seinem guten Glück erfüllen. Schon mehrere Male hatte er die ihm vor Wonne entfallene Zigarre mit dem glühenden Ende in den Mund gesteckt; zweimal war er bereits gestrandet, und dreimal hatte ihn nur ein Schreckensschrei Annchens und die besonnenere Gemütsstimmung der Insassen anderer Barken vor dem Zusammenstoß mit denselben gerettet.

„So paß doch auf, Ernst!" rief die Kleine. „Der Vater hat dir doch gesagt, du solltest mich in acht nehmen . . ."

„So?! Hat denn der Vater noch irgend etwas über dich

zu sagen? Der verehrungswürdige Greis ist froh, daß er dich los ist!"

„Bah — Gott! . . . schaukle nicht so; wir fallen gewiß noch ins Wasser!"

„Keine Furcht, Schätzelein! — Sieh mal die Fische da unten — rechts!"

„Ach, wie hübsch. Wie schade, daß du allen Kuchen aufgegessen hast! — Horch, was ist das, Ernst? Gesang!"

„Das wird ein Gesangverein der Handwerker sein. Wir wollen hinunter zu ihnen. Macht Euch nicht zu schwer, Madonna! — Fidolin! . . . ich kriege wahrhaftig Blasen in die Hände."

Unter den überhängenden Gesträuchen weg glitt der Kahn den Klängen der Musik zu. Auf einem von geschmackvoll künstlerisch angepflanzten Baumgruppen umgebenen größeren Bassin hatten viele Barken einen Kreis um die Sänger gebildet, und auch der Kahn unserer beiden mischte sich drunter, bis den Sängern der Ton ausging, und die Schiffchen sich wieder nach allen Seiten hin zerstreuten.

„Ernst!" rief plötzlich aufschauend Annchen, als der Kahn sich dem Lande näherte. Sie machte eine Kopfbewegung nach dem Uferrande, an welchem sich ein schattiger Fußweg hinzog. Der Buchhändler wandte den Blick von dem Gesicht seiner Braut nach dem Wege, — er kniff die Augen zusammen, zog die Backen ein und brach in ein unauslöschliches Gelächter aus.

„O Gott, Ernst!" rief Annchen ganz entsetzt. — Ein Pärchen saß kosend, die Welt um sich total vergessend, auf einer Rasenbank im Schatten eines Fliederbusches.

„Miau! Miau! Miau!" ertönte Papphoffs Stimme, greulich natürlich, und — wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhr das Paar auf der Bank auseinander.

„Schollenberger!"

„Papphoff!"

Der Antiquarius richtete sich auf und verbeugte sich gegen

— Fräulein Laura Laurentia Sauer, die ihm aber einen Blick zuschleuderte, welcher gewiß nicht bei einem Konditor gemacht war.

„Hilfe, Rettung!“ schrie komisch Papphoff, die Ruder ergreifend und so schnell wie möglich in die hohe See hinaussteuernd, als fürchte er, daß Fräulein Laura in ihren Augen ein paar archimedische Brennspiegel besitze, die ihm sein Fahrzeug in Brand stecken könnten.

„Was hast du denn, Ernst? Was ist denn das für eine Manier, die Leute wie ein Kater anzureden? So sprich doch! — Himmel, er erstickt!“ . . .

„O, o, o — Anna, halte mich, ich kann nicht mehr! — Und das habe ich dir noch nicht erzählt?! . . . O, o, o, Annchen, daß ich dir diese Geschichte noch nicht mitgeteilt habe, könnte ein genügender Grund für dich sein, jedes Verhältnis mit mir abzubrechen! . . . Sind wir auch weit genug vom Lande? Ja? — So höre! — Du weißt, was für gute Nachbarn wir in der Faulentweete sind: Fräulein Laura, Schollenberger und ich! Es ist ein reizendes Zusammenleben in unserer Nummer zwanzig! Auf der einen Seite des Vorplatzes im zweiten Stockwerk an der Tür eine Visitenkarte: Ernst Papphoff; auf der andern Seite der Aufenthaltsort des Liebenswürdigsten der Sterblichen, Louis Schollenbergers, und über uns — die jungfräulichen Gemächer jener ältlichen Houri, Laura Laurentia Sauer, welche dort eben ihr Opfer mit sich fortzieht — oh! Du weißt Annchen, was jener Bursche für ein glühendes Herz besitzt. Ich habe ihn einmal mit einem faulen Ei verglichen, mit welchem Gott Amor nach allen weiblichen Wesen der Faulentweete, der Welt und ihrer Umgegend zielt. Keine Schürze läßt ihn ungerührt, alle Nachbarinnen und junge Damen in unserer Gasse kichern, wenn sie das Ungeheuer erblicken; hätte ich den Unglücklichen nicht so furchtbar unter der Knute gehalten, ich glaube, er würde für ein gewisses Frauenzimmer, welches

ich nicht nennen will, ebenso gelodert haben wie für Klärchen Aldeck in der Dunkelgasse . . . Donnerwetter!"

Annchen hatte bei den letzten Worten Papphoffs mit einer unreifen Stachelbeere nach der Nase des Literaturverbreiters gezielt und eben auch richtig ihr Ziel getroffen.

„Ich verzeihe dir!" sagte der Buchhändler, beide Ruder einziehend, mit der einen Hand das getroffene Glied reibend, die andere ausstreckend wie ein segnender Vater auf einem Tivolitheater. „Weiter! — Es ist ein wahres Glück, daß dem überkochenden Topf des Herzens Schollenbergers nun endlich ein Deckel aufgesetzt ist, achttausend Taler schwer, in der Person von Fräulein Laura Laurentia Sauer, Putzmacherin, Kapitalistin und Aufseherin bei Madame Mecker in der Königstraße . . ."

„Wo du mir einen neuen Hut kaufen wolltest, Ernst!"

„Unsinn!" brummte der Antiquarius. „Unterbrich mich nicht immer! — ‚Der Trieb der Geselligkeit ist — selbst für einen deutschen Professor zu mächtig,' sagt der alte Ostermeier, der nicht will, daß man ihn Doktor nenne: — wie könnte demselben ein weibliches Wesen widerstehen? Und so hatte denn auch Fräulein Laura, ehe sie den Schollenberger gefangennahm, wenigstens einem lebendigen Wesen ihr jungfräuliches Herz erschlossen, einem Wesen, das in mancher Beziehung ganz zu ihr paßte. Zwei ausnehmend schöne Seelen hatten sich gefunden! — Gestern nacht nun war das Haus Nummer zwanzig in der Faulentweete der Schauplatz schauerlicher, unerhörter Begebenheiten; Blut, zerbrochene Fensterscheiben, Schwüre und — Küsse regnete es — auf diese Weise etwa! . . .

„O, Ernst!"

„Ich war gestern ziemlich spät nach Hause gekommen — ich bereue, Annchen! ich bereue! — Mein ermatteter Geist bedurfte der Ruhe, — sie sollte ihm nicht werden! Was habe ich durchgemacht! . . . Ein Getön wie Windeshauch in einem Schornstein belehrte mich, daß Schollenberger noch wach sei;

— der Elende wagte es, nach zwölf Uhr — nach Mitternacht — zu singen! Sollte ich dem Verbrecher augenblicklich meine Meinung sagen? Nein, dachte ich, laß ihn! — Meine milde Stimmung wider den Sänger ward auch bald belohnt; — das Geheul brach ab, behaglich streckte ich mich auf meinem Sofa aus, und — und — dachte nach, ob es nicht eigentlich in der Ordnung sei, daß ich dich, Annchen, wenigstens einmal vor unserer Hochzeit andichte!"

„Hansnarr!"

„Ich legte einen Bogen Papier vor mich hin, nahm eine Feder zwischen die Zähne, kratzte mich hinter dem Ohr und — los ging's wie eine Windmühle: Herz, Schmerz — Liebe, Diebe —"

„O, o, o!"

„Ich war gut im Zuge, Annchen — unterbrich mich nicht! — aber ich wurde schön unterbrochen! Ein klagender Laut zitterte durch die Nacht, — die Feder fiel mir aus der Hand, — über meinem Kopfe ertönte ein ähnlicher Laut — ein Kratzen und Trappeln! — Halt, dachte ich, Achtung! — Du kennst meine Kunst, Annchen: ich öffnete leise meine Tür und ließ ein kunstgerechtes, zärtliches — Miau erschallen. Ich öffnete mein Kammerfenster, welches auf die Dächer der Hinterhäuser hinaussieht, und — ‚die Flagge der Liebe soll wehn,' ertönte mit süßester Gewalt auf katzianisch. — Antwortende Stimmen auf allen Dächern! Ich sprang wieder zu meiner Tür zurück. Leise kam etwas die Treppen hinaufgeschlichen; es miauzte, — Augen leuchteten grünlich durch die Nacht. Eins, zwei, drei, vier! Es jagte an mir vorüber, hinauf zu Fräulein Sauers Räumen. Ich hielt den Atem an. — Jetzt! Das Klirren einer Fensterscheibe, höllisches Gepolter. —

Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft —

„Eine Tür ward aufgerissen, etwas flog mit großer Gewalt zwischen die klagenden, jammernden Liebhaber und kam unter

gewaltigem Spektakel die Treppe herabgepoltert. Ich hörte Schollenberger sich rühren; er mußte, aus süßem Traum erweckt, das Gepolter für ein Gewitter gehalten haben; er trat bei mir ein. ‚Papphoff, es donnert!' sagte er mit ängstlicher Stimme. ‚Es wird doch nicht einschlagen?' — Ich drückte ihn auf einen Stuhl und horchte hinaus. — Wieder setzte es die Treppen hinauf! Erneuertes Gewinsel, erneuerter Kampf, Klirren einer anderen Fensterscheibe!

„Was ist das? Wa—as?' stammelte Schollenberger.

„‚Der Fräulein Laura Sauer Vorsaalfenster, silentium!' sagte ich gravitätisch. — Ein weiblicher Hilferuf ertönte oben. — ‚Sie?! sie?! Diebe?! O Gott, Papphoff,' rief Schollenberger, ‚und in ihrem Sekretär liegen alle ihre Staatspapiere und Gelder!' Das gab ihm Mut; er ergriff meine Feuerschaufel und stürzte die Treppe hinauf; — ich lag auf der Erde in Krämpfen! — Unten im Hause ward es jetzt ebenfalls lebendig; der Hausherr, die Gesellen, die Hauswirtin, die Mägde, alle kamen bewaffnet, die einen mit ihrem Handwerksgerät, die anderen mit ihren schlechtverhüllten Reizen: ‚Was ist? Was gibt's, Herr Papphoff? Was gibt's denn?!' — ‚O Gott', stammelte ich, ‚oben — oben, Rettung!' Wir begeisterten uns nun jeder am Mut des andern und drangen mutvoll die Treppe hinauf zu den heiligen, jungfräulichen Gemächern Lauras.

„Ich war natürlich unter den ersten. Die Treppentür war geöffnet, die Fenster derselben waren zerbrochen; ein Lichtschein fiel aus dem Zimmer Lauras! Wir stürzten hinein. Welch ein Anblick! Amor und Psyche, Tristan und Isolde, Tankred und Klorinde! — und in einem Kostüm! . . . ‚Was ist denn los? Was gibt's, Fräulein Sauer? Was hat's gegeben, Herr Schollenberger? Alle Teufel!' — Unterdrücktes Gekicher der Mägde. — Ich hielt es nicht mehr aus, kaum meiner mächtig, stürzte ich hinaus und die Treppe hinunter.

„Eine Viertelstunde nachher war es mir noch schwarz vor

den Augen. Oben aber trappelte und rumorte es noch eine Weile fort, Lauras holde Stimme ließ sich hören; die Hausgenossenschaft zog sich beruhigt, lachend in ihre verschiedenen Gemächer zurück. — Es ward still! Plötzlich pochte es an meiner Tür; Schollenberger trat ein! Er nahm eine Attitüde an, faßte meine Hände und flüsterte: ‚Ich bin glücklich! — Sie — ist mein!'

„Ich nahm ebenfalls eine Attitüde an, legte ihm die Hand segnend auf das Haupt und — sagte: ‚Wieviel hat sie denn?'

„Er stieß ein vorwurfsvolles: ‚O Papphoff!' aus und entfloh. —

„Deshalb aber, Annchen, kann Fräulein Laura Laurentia Sauer ‚die Katze nicht hören miauen'. — Mädchen, jetzt bringst du aber unser Schifflein in die Gefahr des Umschlagens! Lache nicht so! — Hilfe!"

„O, o, o, Ernst! O, der arme Schollenberger! — Du bist doch ein recht böses Wesen, Ernst!"

„So! habe ich etwa auch, als ich mich in dich törichterweise verliebte, du Naseweis, habe ich etwa auch den Leuchter geleckt und den — Talg gemeint, he?!"

Abscheulicher Mensch!" . . .

Über die Wasserfläche nach der andern Seite des Bassins glitt der Kahn des jungen Paares.

„Heda, ist das nicht der alte Ostermeier?" rief plötzlich Papphoff, nach dem Ufer zeigend, wo jemand stand und winkte.

„Holla, Papphoff! . . . Fräulein Seibold! — Holla!"

Der Antiquarius lenkte auf den Alten zu.

„Guten Abend, Herr Ostermeier! Schönes Wetter heute!"

Der Alte sah ganz verstört und ängstlich aus.

„Habt ihr Klärchen nicht gesehen?"

„Klärchen Aldeck? Nein!"

„Sind Sie ihr nirgends begegnet, Annchen?"

„Nein, gewiß nicht! Sie sehen ja ganz ängstlich aus! Um Gottes willen . . .“

„Beim Anubis, das Frauenzimmer ist fort! Nein vom Erdboden verschwunden. Sie ist heute morgen nach der Kirche gegangen und nicht zurückgekehrt. Wo mag sie nur stecken?! Ich bin schon den ganzen Nachmittag nach ihr umhergelaufen!“

„Ist sie denn nicht bei Eugenie Leiding?“ fragte Annchen.

„Bewahre! Niemand weiß, wo sie geblieben ist. Der Doktor Hagen hat sie zuletzt unter dem Portal des Domes gesehen. — Jetzt will ich wieder nach Hause. Vielleicht ist sie zurückgekehrt! Na, ich werde ihr die Leviten lesen. Das tolle Frauenzimmer! Viel Vergnügen! Guten Abend!“

Eilfertig trabte der Alte davon. An anderen Tagen hätte ihn jede Pflanze, jeder Käfer stundenlang aufhalten können, in diesem Augenblick aber hätte er nicht einmal aufgeguckt, wenn ihm ein indischer Laternenträger gegen die Nase geflattert wäre.

Der jugendliche Antiquarius aber ruderte seine kleine Braut dem Garten zu, wo der alte Seibold heute seinen Aufenthaltsort genommen hatte.

„Das arme Klärchen!“ sagte traurig Annchen Seibold. —

15. Kapitel. Das öde Haus.

Wir führen den Leser in das Palais des einstigen Ministers von Hagenheim am Opernplatze. Noch war der erste Feiertag des Pfingstfestes nicht vorüber. — Die alte Dienerschaft des finstern, schweigsamen Hauses befand sich in einem Zustande außergewöhnlicher Aufregung. Wenn sich etwa in den langen Korridoren, auf den teppichbelegten Treppen zwei der langgedienten Leute begegneten, so warfen sie sich wenigstens sehr bedeutsame Blicke zu, wenn sie nicht gar stehenblieben und kopfschüttelnd leise und scheu einander zuflüsterten. Ein Ereignis hatte die gemessene Ruhe des Hauses unterbrochen — ein Ereignis, welches weder der Haushofmeister, noch die Wirtschafterin, noch der greise Kammerdiener Seiner Exzellenz zu erklären vermochten. In kurzen Worten war das Faktum dies: Kurz nach zwölf Uhr war der Wagen des Ministers langsam angefahren gekommen — eine halbe Stunde später als an anderen Sonntagen. Seine Exzellenz hatte schleunigst die weibliche Dienerschaft rufen lassen, und mit ihrer Hilfe war — ein junges ohnmächtiges Mädchen aus dem Wagen gehoben worden und ins Haus geschafft. Seine Exzellenz hatte sogleich einen Boten an den Geheimen Medizinalrat Schwertfeger, den berühmtesten Arzt der Hauptstadt, geschickt; derselbe war eilig erschienen, und jetzt lag das junge Mädchen im heftigen Fieber in einem der Gemächer des seligen gnädigen Fräuleins, und Seine Exzellenz hatte nur auf Augenblicke ihr Lager verlassen.

Wo kam sie her? Wer war sie? Was hatte Seine Exzellenz mit ihr zu schaffen? Das und anderes mehr war es, was die unteren Räume des Hauses bewegte. Wie konnte das auch anders sein? Wußte doch der alte Minister von Hagenheim selbst kaum sich darüber Rechenschaft zu geben, was ihn eigentlich bewogen hatte, sich des kranken, unbekannten Kindes anzunehmen, es davonzuführen in sein düsteres, schweig-

sames, prächtiges Haus, wie ein Zauberer im Märchen seine Schutzbefohlene.

Jedes Menschenleben ist ein Tonstück, in welchem jeder einzelne Klang in der Aufeinanderfolge, dem Zusammenhange aller wurzelt. Schwer ist's, die einzelne Tat, den einzelnen Gedanken, das einzelne Gefühl mit den Wurzeln loszulösen und es zwischen Löschpapierblätter niederzulegen, wie der Pflanzensammler ein seltenes Gewächs präpariert. Die Blume des Botanikers verliert ihren Duft, ihre Farbe; höchstens vermag er ihr durch einen künstlichen Lack einen Schein ihres früheren Glanzes und Lebens wiederzugeben: die größten Dichter gelangen nur zu dem Resultat des Botanikers! —

Der alte Mann hatte während seiner langen Amtsjahre auf das Glück und Unglück von Tausenden mit kaltem, berechnendem Auge herabgesehen; nie war er zurückgebebt, wenn das Heil aller den Untergang, das Elend einzelner — vieler forderte; selten hatte er einem Sinkenden die Hand reichen können, — sein Gesichtskreis war zu weit dazu; — was hatte er heute in dem bleichen Gesichtchen des jungen Mädchens, dem er im Dom von St. Gereon gefolgt war, dessen Köpfchen er, auf den feuchten Steinplatten des Kreuzganges kniend, unterstützt hatte, welches er mit in seinen Wagen getragen hatte, und an dessen Lager er jetzt saß, — gelesen? ... Das Gemach, in welchem wir uns befinden, gibt Antwort auf diese Frage! —

Einst stand der alte Mann nicht so schrecklich vereinsamt; er hatte Kinder, — Söhne, eine Tochter! In dem Zimmer der letzteren liegt heute — Klärchen Aldeck!

Kornelie hieß das junge Mädchen, welches eine zehrende Krankheit im neunzehnten Jahre weggerafft hatte. Lange Jahre waren seit ihrem Tode vergangen, aber der Vater hatte nichts in ihren Gemächern verändern lassen; er öffnete nur die hohen Flügeltüren und schuf sich so den langen Weg durch die unabsehbare Reihe der glänzenden Zimmer und Säle des zweiten

Stockwerks seines Hauses, welches er jetzt, ein Greis, allnächtlich ruhelos durchwanderte. Noch stand der Flügel der jungen Gräfin geöffnet da, noch lehnte auf einer zierlichen Staffelei ein halb vollendetes Gemälde, noch hingen in eleganten, vergoldeten Blumenscherben die vertrockneten Gewächse, die einst ihre Hand gepflegt hatte. Sie könnten mancherlei erzählen, diese Räume! Sowohl das Zimmer, in welchem wir uns befinden, als auch die dazwischenliegenden Säle, bis zu jenem äußersten Gemache des rechten Flügels, wo das eiserne Feldbett des einstigen Ministers von Hagenheim steht und welches in seiner dürftigen Ausstattung um so seltsamer gegen all die andere Pracht absticht! —

Die schweren Fenstervorhänge von grüner Seide in dem Gemache, worin man dem armen Klärchen ein Lager bereitet hatte, waren herabgelassen: was hatte das verlassene, kranke Kind auch mit dem Sonnenschein des Pfingstfeiertages zu tun? — Ein unbestimmtes Licht lag über den Gegenständen; blitzte hier auf einem breiten goldenen Bilderrahmen, traf dort auf einen hohen Spiegel; zuckte hier über eine Statuette, dort über eine chinesische Vase und hüllte den Raum in eine gar nicht unangenehme dämmerige Nacht, an die das Auge sich erst einige Augenblicke lang gewöhnen mußte, ehe es etwas näher erkennen konnte. Ein großer, schwarzer Neufundländerhund kam durch die offene Flügeltür, schritt langsam durch das Gemach und warf sich zu den Füßen des Greises am Bette Klärchens nieder, seine intelligenten Augen fest, wie fragend, auf seinen Herrn richtend. Dieser Hund war das lebendige Wesen, welches dem Minister bis heute Ersatz hatte sein müssen für Freunde, für Weib und Kinder! . . .

Seit ihrem Umsinken in der Kirche hatte Klärchen Aldeck ihr Selbstbewußtsein noch nicht wiedererlangt. Sie stöhnte zwar oft leise auf; aber ihre Augen waren fest geschlossen, und sie glich meistens mehr einem schlafenden Kinde als einer Fieber-

kranken. Der Alte verwandte den Blick nicht von ihr; wie er ihre kleine heiße Hand in der seinigen hält, kommt eine eigentümlich weiche Stimmung über ihn, sind Gedanken in ihm, welche ihm lange fremd gewesen sind. Auf jahrelange Abschließung des Herzens von der Welt folgt oft ein Augenblick, welcher den finsteren Vorhang der Abgeschiedenheit wieder aufhebt, ein Augenblick, in welchem man fühlt, daß das Pulsieren des eigenen Herzens nicht das einzige Klopfen auf diesem sich drehenden Balle ist.

Plötzlich zuckt Klärchen wie im plötzlichen Schreck zusammen; sie richtet sich auf, — sie öffnet die Augen — groß, irrend, schweifend!

„Sieh, welche Blumen, Georg!" sagte sie. „Aber wo ist denn die Sonne?" . . .

Ich wollte, ich könnte zusammenbinden in einen Kranz, was dieses verwüstete Mädchenherz durchzieht! Es müßte ein Kranz werden, phantastisch wild wie der, welchen Ophelia sich ins Haar flocht, ehe sie in die kühle Todesflut sank.

Der Alte beugt sich ängstlich über das Lager des kranken Kindes; die lang vergangene Nacht, die ihm einst sein eigenes Kind nahm, ist wieder vor ihm . . .

„Wo bin ich?" ruft Klärchen, wirr umherschauend.

„Zu Hause!" sagt der Greis. „Zu Hause, mein Kind! Ängstige dich nicht!"

„Zu Hause?!" sagt Klärchen, die Hand auf die Stirn legend, als suche sie ihre Gedanken zu ordnen. „Nein, nein, nein! . . . ich bin nicht zu Hause! — sie sind ja alle tot! — Georg, Georg, bleibe bei mir, — verlaß mich nicht!" . . .

Ihre Stimme geht in ein dumpfes Murmeln über; eine Woge des Fiebers ist verrauscht, eine andere spült heran. Kirchenglocken und Orgeltöne und dazwischen die lustigen Klänge eines Walzers, — fröhliches Lachen, stilles Weinen und lauter Schmerzensruf, — Harmonie in schöner, phantastischer Wildheit! Klärchen, Klärchen! Wann wird dein reines, klares Lächeln wieder

auftauchen aus diesem wogenden, sprudelnden, tönenden Fiebermeer! . . .

Stunde auf Stunde vergeht, die Dämmerung wird stärker, eine alte Dienerin des Hauses kommt auf Befehl des Greises, um mit an dem Lager des Kindes zu wachen. Auf einem Tischchen steht eine zierliche Lampe von Erz in etruriſcher Form, die in der Todesnacht Korneliens aus Mangel an Öl verloſch und ſeitdem nicht von ihrem Platz gerückt iſt; die Alte muß ſie füllen, und nach fünfzehn Jahren flammt ſie wieder einmal auf, um ein Krankenlager zu beleuchten.

„Gleicht ſie ihr nicht, Sibylla?" fragt der Greis leiſe.

Die alte Dienerin nickte ſtumm.

„Kornelie!" murmelte der Alte. — „Weshalb habe ich mir dieſe Erinnerung auf dieſe Weiſe erneuern müſſen? Oder iſt das Elend dieſer langen Jahre nur ein Traum geweſen? Iſt die Sterbenacht meines Kindes noch nicht vorbei?"

„Gnädiger Herr?!" ſagte die alte Dienerin.

Der Alte ſtand auf und ſchlug den Fenſtervorhang etwas zurück; noch glühte die Quadriga auf der Giebelſpitze des Opernhauſes im letzten roten Strahl der Abendſonne. Er kam zurück und nahm ſeinen Platz am Lager Klärchens wieder ein.

„Sorge für dieſe Unbekannte, Sibylla," ſagte er, „wie du einſt für mein Kind ſorgteſt und wachteſt! Es iſt mir, als wurzelten in dieſem Leben die letzten Fäden, die mich noch mit dem Geſchlecht der Menſchen verbinden."

„Wer mögen ihre Eltern ſein?" ſagte leiſe die Dienerin.

„Ihre Eltern? . . . Mein ſoll ſie ſein! Ich will ſie Kornelie nennen, — ſie mag das erlöſchende Haus Hagenheim beerben. — Ich will nicht mehr allein ſein!" . . .

Der Alte hält inne, von neuem flammt die Fieberglut Klärchens auf.

„Töte ihn nicht! töte ihn nicht, Allida . . . Lege ihm nicht

die Hand aufs Herz — sie ist eisig — o, ich kenne dich wohl, du bist nicht Lida Mayer; der Tod bist du, — wirf den Schleier weg! wirf den Schleier weg! — Eugenie, er verläßt uns! — ah! — Papa Ostermeier, wo ist Georg? Da liegt ein Strohhalm auf der Erde: Besuch kommt — es klopft! — Weh, weh! sie wieder! Armes Klärchen . . ."

„Der Doktor von Schwertfeger hat versprochen zurückzukommen; ich wollte, er käme bald!" murmelte der Alte.

„Da hält ein Wagen, vielleicht ist es der seinige."

Der Greis geht wieder an das Fenster, nickt und sagt: „Gottlob!"

Nach einigen Augenblicken erscheint der Geheime Medizinalrat in der Tür. Er faßt den Puls der Kranken und lauscht ihren unzusammenhängenden Worten.

„Nun, Doktor?!"

„Der Körper des Kindes ist krank, aber noch mehr der Geist. Wissen Eure Exzellenz mir einiges über ihre Verhältnisse mitzuteilen?"

„Ich kenne nicht einmal ihren Namen!"

„Ich wollte, ich wüßte etwas von dem Georg, von welchem sie da spricht!" sagt der Medizinalrat vor sich hin. „Alida! Alida? Könnte das wohl die Sängerin sein, die zu hören die Menge sich da unten auf dem Platze drängt? Was hat das Kind mit der zu schaffen? — Doktor Hagen? — Wahrlich, es ist die Sängerin! Nun wollen wir schon erfahren, wo das Nest dieses kranken Vögelchens ist, dessen Herz klopft, als wäre es eben aus der Hand eines Kindes entflohen."

„. . . Der Vater leidet nie, daß die Jungen die Dohlennester im Turme ausnehmen! O seht die Menge schwarzer Vögel! — Die Linde auf dem Domhof ist ganz voll davon!" ruft Klärchen, welche das Fieber in die kleine Küsterwohnung von St. Gereon zurückführt.

„Halt!“ ruft der alte Minister. „Daß ich daran auch nicht gedacht habe! Wo ist das Gesangbuch des Kindes geblieben? Sie hatte es krampfhaft auf die Brust gedrückt, und erst als man sie auf dieses Lager legte, fiel es zu Boden.“

Sibylla nimmt das Buch von einem Pfeilertischchen, wohin es ein Bedienter gelegt hatte, und reicht es dem Alten, der die erste weiße Seite aufschlägt und liest: „Heute, am 1. Juni 183—, nachmittags sechs Uhr, hat mir meine liebe Hausfrau durch die Gnade Gottes eine Tochter geboren, die ich nenne: Klara Luise Auguste! Gott geb' ihr ein fröhlich Herz immerdar! — Martin Friedrich Aldeck, Organist und Kustos allhier zu St. Gereon.“

„Also Klara Aldeck!“

„Wenn dies Klärchen Aldeck ist, so sind ihre Eltern tot, und ich glaube nicht, daß noch Verwandte von ihr leben,“ sagte schüchtern die Dienerin. „Eine jüngere Schwester von mir hat in dem Hause als Magd gedient.“

„Weißt du nichts Näheres von dem Kinde?“

„Nein, Exzellenz.“

„Sie ist mein!“ murmelte der Alte und fuhr laut fort: „Doktor, erhalten Sie mir das Kind am Leben; retten Sie es mir! retten Sie es mir! Ich will nicht mehr allein sein!“

Der Medizinalrat schaute den Greis verwundert an. War das der Minister von Hagenheim, den er sonst wohl gekannt hatte? Schweigend beugte er sich wieder über die Kranke, die in diesem Augenblicke in einem unruhigen Schlummer lag, und lauschte den ängstlichen Atemzügen: „Dieses pochende Herz muß den Körper töten. Schafft mir den Georg, von dem die Kleine spricht!“

Der Medizinalrat von Schwertfeger ist ein großer Psycholog und deshalb ein großer Arzt! — Der Minister sagte leise der alten Dienerin einige Worte ins Ohr; Sibylla nickte, erhob sich und schritt auf den Fußspitzen hinaus.

„Wenn es möglich ist, werden wir bald nähere Nachrichten über diesen Georg haben."

„Unser Wissen und Weissagen ist Stückwerk!" sagte der Doktor von Schwertfeger. „Während der Viertelstunde, daß ich diese kleine heiße Hand in der meinigen halte, hat das Herz des Kindes dreitausendsechshundert Schläge getan. Wohin soll unsere Kunst hier die Hand legen, um dies Pochen zu mildern, diese wogenden Blutwellen zu sänftigen? — Horch, sie spricht wieder! . . . Liebe — Blumen — Verlassen — — Ja, ja!"

„Wie melodisch ihre Stimme ist!" sagte der Minister. „Erinnern Sie sich wohl noch jener anderen Nacht, Doktor?"

„Kornelie schlief ein, — sie träumte sich zu Tode; diese hier wird sich vielleicht zu Tode kämpfen müssen! Das ist ein traurig Ding, Hagenheim! — Ah, entschuldigen Eure Exzellenz! — wir haben ja einst einander nähergestanden! — Ich kann wohl sagen, daß es seltsame Empfindungen waren, mit denen ich nach so langen Jahren dieses Haus wieder betrat. Was ist mit Ihnen vorgegangen? — ‚Ich will nicht mehr allein sein' — sagten Sie vor einigen Augenblicken: es muß furchtbar in Ihrer Brust aussehen, daß Sie so sprechen konnten!"

„Falada, ihre weiße Stute, lebt noch," murmelte der Alte, „sie ist blind geworden." —

„Und Ihr Sohn?" rief der Medizinalrat, entsetzt den Arm des Alten fassend. „Mann, Mann! was haben Sie aus sich gemacht? Ihr Sohn . . ."

„Mein Sohn?! . . . Retten Sie mir dieses Kind, Doktor, — das Haus der Hagenheim geht mit mir zu Ende. — Ich habe Sie nötig, Doktor; deshalb durften Sie Ihr letztes Wort hier aussprechen . . ."

Der Medizinalrat schüttelte den Kopf und wandte sich wieder zu dem kranken Klärchen.

Nach einer halben Stunde trat die Dienerin wieder ein.

„Nun, Sibylla?"

„Sie ist eine Blumenmacherin und arbeitet für ein großes Geschäft in der Königsstraße. Sie wohnt in der Dunkelgasse und heißt wirklich Klärchen Aldeck. — Franz hat weiter keine Nachrichten mitbringen können, als daß sie sehr beliebt bei ihrer Hausgenossenschaft zu sein scheint. Auch haben ihm die Nachbarn erzählt, daß sie sehr vertraut mit einem alten Professor von der Universität sei, — Ostermeier heißt er. Als Franz gesagt hat, daß die — junge Dame krank geworden sei, hat sich ein allgemeines Bedauern erhoben, und eine Menge Kinder sind sogleich in alle Straßen ausgeschickt, um auf den Professor Ostermeier zu passen, damit dieser sobald als möglich Nachricht von dem Fräulein erhalte. Von diesem Herrn würden Eure Exzellenz wohl mehr erfahren können, wenn . . ."

„Schon gut, Sybilla! Ich danke dir. — Nun, Doktor?"

„Wir wollen hoffen, daß die Kinder der Dunkelgasse den Professor Ostermeier, den ich sehr gut kenne, bald gefangennehmen; es mag oft ziemlich schwierig sein! Jetzt aber kann ich nicht länger mehr bleiben; in einigen Stunden will ich wieder vorschauen. Exzellenz . . ."

Der Minister nickte dem Arzt zu, und dieser entfernte sich, begleitet von der alten Sibylla; — der Greis war wieder allein mit dem kranken Kinde.

Finstrer und finstrer wird seine Stirn, wie die Nacht weiter vorrückt. Wie ein Gespenst zieht sein Ich an ihm vorüber, eine Kette von eisernen Ringen schwerfällig nach sich schleifend, und jeder Ring der Kette ist ein Lebensjahr, und zusammenschauernd bedeckt der alte Mann das Gesicht mit den Händen.

„Die Sonne ist untergegangen!" ruft ängstlich Klärchen Aldeck. „Rühre die blauen Blumen nicht an, Georg — Dilaram! Dilaram! — — Meine Hand, meine Hand, fasse meine Hand, Georg! Ah! . . ."

16. Kapitel. Schuldig!

Nach Süden hinunter war das Gewitter, welches vor sieben Nächten über der großen Stadt drohend gehangen hatte, weitergezogen. Weit, weit von hier über einem blühenden, grünenden Erdenfleck hatte die gewaltige Macht, die es führte, gesprochen: hier! — und vernichtend war das Unheil losgebrochen über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte. Die Blüten der Fruchtbäume bedeckten die Erde, die junge Saat war zerknickt, die Menschen weinten, fluchten, beteten! —

Jetzt kam es den Weg, den es gezogen war, zurück; nicht mehr furchtbar drohend, ein Strafengel Gottes; sondern düfteschwer, mildleuchtend und funkelnd — das Lächeln der Nacht. — So stand es über den fernen Wäldern und Hügeln im Süden der großen Stadt! — Ein leises Wehen ging vor ihm her, einen Baumwipfel nach dem andern berührend und ihn wie einen neuen Ton mit hineinziehend in die große, wundervolle Symphonie der Frühlingsnacht. Ein Nachtvogel flatterte aus dem Walde auf und nahm langsam seinen Flug über die Ebene fort, der Stadt zu; der warme Windhauch erreichte ihn nicht, er konnte ihm nur folgen! — Mitten über dem unermeßlichen Häusermeer schwebte der Vogel schon, als die äußersten Bäume in den Gärten südlich um die Stadt anfingen zu rauschen und zu flüstern; jenseits flatterte er, als das Wehen die Straßen erreichte und sein Spiel um die Wohnungen der Menschen begann. Anfangs kühlte es kaum die Gesichter der Spaziergänger, aber allmählich ward es stärker und stärker. Kältere Luftströme strichen in kurzen Stößen über die Ebene, fingen sich in den Straßen der Stadt, machten die Gasflammen in den Laternen unruhig flackern und wirbelten den Staub der Gassen an den Ecken kreiselnd in die Höhe. Die aus dem Pfingstfeiertagsgrün Heimkehrenden beschleunigten ihre Schritte und suchten so

schnell als möglich ihre Wohnungen zu gewinnen: die Straßen waren menschenbelebt, — es schlug zehn Uhr! —

Ich liebe das Geräusch des Windes! Ein aufmerksames Ohr findet für jede Schwingung der menschlichen Seele hier einen Widerhall. Liebe, Haß, Mißmut, Zufriedenheit, Angst, Beruhigung, Klage, Jubel, verbissener Grimm, alles drückt sich hier aus. — Mit dem Shakespeare in der Hand lauschend, kann man zu jedem Charakter, jeder Charakterstimmung des Dichters die gleichlautende Stimme der Natur finden: eine Oper, die ihresgleichen nicht hat!

Auf den Wind in den Gassen horchend, schreibe ich dieses Kapitel nieder. Es klagt, es stöhnt vor meinem Fenster, und der Ruß rieselt regenverkündend im Schornstein herunter, — was wird daraus werden?! . . .

Lauschen wir ein wenig dem Durcheinander der Stimmen der Menge, die sich in den Räumen und vor den Ausgängen des Opernhauses, gegenüber dem Palais des einstigen Ministers von Hagenheim, drängt.

Die Oper ist eben zu Ende. Karossen fahren vor, Karossen fahren ab. Gruppen von begeisterten Dilettanten reden, mit Armen und Beinen deklamierend, aufeinander ein; ruhige Bürger, Besucher des dritten Ranges, rufen hier und da nach einem verloren gegangenen Gliede ihrer Familie; gleichgültige Vandalen gähnen in die Nacht hinaus, schieben die Hände in die Taschen und schlendern behaglich von dannen oder versuchen, nach dem Himmel emporstarrend, eine eben gehörte Arie nachzupfeifen. Alle die Lebenskundgebungen, welche das Herausströmen der Menge aus einem Theater begleiten, sind vorhanden.

„War sie nicht göttlich?"

„Himmlisch!" —

„Es regnet doch nicht?" —

„Wo steckt denn Alwine?" —

„Einen ganzen Ton zu hoch!“ —

„Bind dir ein Tuch um die Backen, Auguste, sonst hab' ich morgen den ganzen Tag keine Ruhe vor deinem Zahnweh-geseufz!“ —

„Papa, das waren wohl lauter Könige und Königinnen?“ —

„Halt's Maul und lauf mir nicht immer vor die Füße!“ —

„Darf ich Sie nach Hause führen, mein Fräulein?“ —

„Ah!“ . . .

„Ferdinand! Ferdinand!“ . . .

„Donnerwetter, sehen Sie sich doch vor!“ — — —

Vor einer Seitentür des Gebäudes hält ein kleiner eleganter Wagen mit blitzenden, silbernen Laternen. Die Pferde hauen ungeduldig mit den Vorderfüßen das Pflaster. Eine Herrengruppe bildet eine Art von Spalier von der Tür des Wagens bis zu der Tür des Theaters. —

„Sie kommt!“ —

„Nein, es ist nur das Kammerkätzchen, welche ihre Kränze und Sträuße in Sicherheit bringt! Nun, Nina, mein Herzchen, wo ist der Stern der Nacht?“

„Wird gleich erscheinen!“ lacht die Kamerista. „Meine Herren, wenn ich bitten darf, — seien Sie nicht zu verschwenderisch mit Ihren Blumen, — ich bin ganz außer Atem! Helfen Sie mir wenigstens, diese Torheiten in den Wagen schaffen! Hier, Herr Baron . . . vorsichtig! Vorsichtig!“

„Torheiten, Schätzchen?“

„Weshalb nicht, Herr Graf“ Mein gnädiges Fräulein ist hierin mit mir ganz meiner Meinung!“

„Voilà un enfant terrible!“ sagte lachend die Sängerin Alida, die, von Kopf bis zu den Füßen in Mäntel und Schals gehüllt, eben in der Tür erschien.

Die Gruppe von Herren löste sich mit einem „Ah!“ und man nahm den Hut ab. Die Künstlerin nickte nach beiden Seiten hin mit einem Ausdruck unbefriedigten Suchens in den Zügen.

Sie lächelte zu den Schmeicheleien, würde sie aber gern für das Auftauchen eines gewissen Gesichtes in der Reihe der Bewunderer geben.

„Dank' Ihnen, dank' Ihnen, meine Herren! Sie sind sehr freundlich, Herr Graf! A rivederci! . . . Alles in Ordnung, Nina?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein."

„Vorwärts! Gute Nacht, Signori!"

Die ungeduldigen Pferde bäumten sich und griffen aus; erst nach einigen Minuten vermochte der Kutscher, sie zu einem ruhigen Trab zu bringen.

Der Baron Sauerburg ließ zum Erstaunen des zerlumpten kleinen Burschen, welcher am Fuße der Gaslaterne kauerte, ein schwaches Hoch hören, dann zerstreute sich die Schar, mehr oder weniger befriedigt, nach den verschiedensten Seiten hin, ohne daß wir uns um irgendeinen von ihnen weiter bekümmern. Weder im Leben noch in dieser Geschichte sind sie so viel wert als der, an dessen Hacken wir uns jetzt heften müssen. — — —

Gegen den immer stärker werdenden Nachtwind steuerte, ruderte, segelte eine Gestalt an, in ängstlicher Hast, wie eine Fliege, die sich aus einem Topf voll Buttermilch zu retten strebt. Die langen Rockschöße flatterten meist nach hinten hinaus, und nur ein von Zeit zu Zeit wiederkehrendes Aufschlagen mit der Faust auf den Hut hielt denselben ab, verräterisch einen entgegengesetzten Weg als sein Herr einzuschlagen.

„O Isis und Osiris!" murmelte der Eilende. „Klärchen, Klärchen! Hat jemand jemals so etwas gehört? Krank, krank, krank! Beim Anubis, verrückt werde ich! Bum, bum — zehn! Los muß ich's noch von der Seele werden oder ich platze — uff, dieser Wind! Klärchen! Klärchen!" . . .

Krampfhaft zerbiß der Naturforscher, Privatdozent Doktor Ostermeier, seine ewige Zigarre, welche er aber diesmal erloschen zwischen den Zähnen hielt, und schleuderte sie mit einem tiefen

Seufzer weit von sich. Er hatte die Blutgasse und das Haus „Zur scharfen Ecke“ erreicht.

Einen Augenblick schaute er zu den erleuchteten Fenstern des Geschwisterpaares hinauf.

„Es sind noch nicht alle zu Bett, die eine böse Nacht haben werden!“ brummte er. „Soll ich umkehren? Soll ich's bis morgen in Lavendel legen? Nein, ich kann nicht; Georg muß es wissen, der arme Teufel! O Isis und Osiris! Ich kann ihnen nicht helfen.“

Ein neuer Windstoß, welcher in die Blutgasse fuhr, blies den Naturforscher mit seiner Unglücksnachricht und einer ganzen Wolke von Staub, Strohhalmen, Papierschnitzeln in die noch offene Tür des Hauses „Zur scharfen Ecke“. — — —

„Gute Nacht, Georg,“ hatte eben die blinde Eugenie gesagt, ihrem Bruder die Hand auf die Schulter legend. Dieser saß in tiefes Sinnen versunken vor einem aufgeschlagenen Buche, in welchem er nicht las. Es war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Er war noch bleicher als gewöhnlich, sein Auge träumerischer, seine Stirn sorgenvoller. Auch das Zimmer der Geschwister war nicht mehr dasselbe, wenn es auch dem flüchtigen Blick so hätte scheinen können. Zwar stand noch jedes Gerät an seinem gewohnten Platze, der Lehnstuhl der Blinden neben dem Arbeitstische Georgs; aber über den Büchern und Schriften des letzteren lag ein leiser Staubüberzug, und die Frühlingsblumen in den Gläsern waren welk und verdorrt: keine freundliche Hand hatte sie erneuert. Düsterer, unbehaglicher, vernachlässigter sah das Gemach aus. Was war den Bewohnern alles das? Was nützten der Blinden frische Blumen? Was waren dem jungen Gelehrten alle die alten Minnesänger, die stolzen Heldengesänge?

Georg war alt, gar alt geworden in den letzten Wochen! Wie er die weiße, feine Hand seiner Schwester, die auf seine Schulter sich legte, faßte und küßte, rollte eine große Träne

darauf nieder, welche bewirkte, daß ihm die Blinde die Arme um den Hals legte und sein Haupt seufzend an das ihrige zog.

„Armer Bruder!“ sagte sie.

„O Gott, wie erbärmlich bin ich doch!“ fuhr dieser wild auf. „Wie verkümmere ich dir deine Tage, mein armes Kind, — du, aus deren Wege alle bösen Steine und Dornen wegzuräumen ich mir geschworen hatte! Vergib mir, Eugenie, verachte mich nicht! Ich kann ja nicht anders. Verzaubert bin ich, nichts kann diesen Zauber lösen . . .“

„Bekümmere dich nicht um mich, Bruder, ich . . .“

„Komm, setze dich noch einen Augenblick zu mir, Eugenie! Ich will dir erzählen, was ich die letzten Tage hindurch überlegt habe.“

Die Blinde ließ sich neben dem Stuhle ihres Bruders nieder und lehnte den Kopf an seine Brust, wie von dem zarten Gefühl geleitet, als müsse sie ihm zu erkennen geben, daß sie doch unter allen Verhältnissen ihre Lebensstütze in ihm erkenne.

Er zog sie fester an sich und begann: „Seit jenem Abend, an welchem der Doktor Hagen durch sein Märchen uns — uns weckte, haben wir kein Wort über das gesprochen, was einzig und allein in unseren Gedanken war . . .“

Die Blinde nickte.

„Wir haben uns innerlich gefragt: was soll daraus werden? Und wir haben geschwiegen, weil wir keine Antwort auf diese Frage wußten. Eugenie, ich weiß jetzt die Antwort: Flieh!“

Die Blinde umschlang ihren Bruder nicht fester, sie drückte ihm nur die Hand und wiederholte leise: „Flieh!“

Es war nicht Frage, es war nicht Zustimmung, es war nicht Erschrecken, was in ihrer Stimme lag. Es war ein tonloser Hauch: Flieh! —

„Muß ich dir sagen, meine Schwester, — weshalb?“

Die Blinde schüttelte das Haupt.

„Ich bezweifle auch, ob ich das, was in meiner Seele vorgeht, in Worte kleiden könnte. Du fühlst es, Eugenie?!"

Die Blinde nickte stumm.

„O Schwester, Schwester, was ist aus uns geworden! Was soll aus dir werden, mein armes Kind?"

„Sorge nicht um mich, Georg!"

„Ja, ich weiß wohl, was geschehen wird! Sie wird wieder zu dir kommen, sie wird wieder an deiner Seite sitzen und — sprecht nicht von mir! Sprecht nicht von mir!" . . .

„Hast du schon einen Plan gemacht, Georg?"

„Man hat mir neulich wieder einmal eine Hauslehrerstelle angeboten. Hier ist der Brief, in welchem ich schreibe, daß ich sie angenommen habe. Morgen mag er abgehen; übermorgen kann ich ihm nachreisen. Es ist weit genug von hier . . . willst du die Adresse wissen?"

Die Blinde sann einen Augenblick, dann sagte sie seufzend: „Nein, es ist besser so! Ich kann dir ja doch nicht schreiben, und du wirst mir wohl auf irgendeine Art Nachricht von dir zukommen lassen können."

„Gewiß, mein armes, süßes Kind! Hier habe ich einige Worte an den alten Ostermeier geschrieben, die ihn von meiner Abreise benachrichtigen, — sie wird dann sogleich an deiner Seite sein. Gott schütze sie! . . . Eugenie, ich — liebe sie noch!"

Er machte sich los aus den Armen seiner Schwester und murmelte die Worte des alten Liedes:

„Da ging er in Frau Venus Berg
Zu Venus der schönen Frauen . . ."

Die Blinde bedeckte die toten Augen mit der Hand. „Ich begreife alles!" sagte sie.

„Was ist das?" fragte Georg, plötzlich aufhorchend. Ein Klopfen erschallte an der Tür. „Wer mag da so spät noch kommen? — Herein! . . . Herr Ostermeier?!"

Verwundert trat Georg dem Hereinstürzenden entgegen.

„Da bin ich!“ rief dieser und sank atemlos auf den nächsten Stuhl. „Ah! — Bitte um Verzeihung, daß ich so spät noch störe; aber ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf steht. Erschrecken Sie nicht, Eugenie! Erschrick nicht Georg! — Sie ist krank!“

„Wer? Wer?“

„Klärchen, Klärchen! Mein Klärchen, euer Klärchen, unser Klärchen! Klärchen Aldeck!“ rief der Naturforscher, die Hände zusammenschlagend.

„O, was ist mit ihr? Schnell, schnell!“ rief die Blinde. Georg hielt sich sprachlos, zitternd an einer Stuhllehne.

„Weiß ich's denn?“ fuhr der Naturforscher fast ärgerlich auf. „Sie ist in der Kirche ohnmächtig geworden; man hat sie nach dem Krankenhause bringen wollen, aber der alte Exminister von Hagenheim — bitte, macht mir einen Reim darauf! — hat sie in seinen Wagen gepackt und mit sich genommen. Begreift ihr etwas davon? Ich nicht. O Isis — beim Anubis!“

„Haben Sie sie denn gesehen? Sprechen Sie doch!“ rief Eugenie.

„Jawohl habe ich sie gesehen! Ich fange an, an Ahnungen zu glauben. — Als sie heute mittag nicht nach Hause kam, schloß ich ihre Tür auf (wir haben einen bestimmten Ort unter der Wanduhr auf dem Vorplatze, wo wir unsere Schlüssel bewahren, wenn wir ausgehen) und ließ den armen eingesperrten Peter, der gar zu kläglich heulte und kratzte, heraus und fütterte ihn. Dann machte ich mich auf die Beine. Wie bin ich umhergerannt nach dem Mädchen! Hier, — überall bin ich gewesen, was mir aufstieß von Bekannten habe ich gefragt: niemand wußte Nachricht über sie zu geben. Wie ich nun gegen Abend ganz zerschlagen nach Hause zurückkehre und mir eben die Rede ausdenke, die ich ihr halten will, stürzen mir plötzlich in der Gasse so und so viel Kinder und Weiber entgegen: ‚Klärchen Aldeck ist krank! Fräulein Aldeck ist tot! Übergefahren!‘ Ihr

könnt euch vorstellen, wie ich zusammenfuhr. ‚Wie? Wo? Was? Um Gottes willen, Frau Nachbarin, schnell, schnell!' Da höre ich denn die Bescherung; — die ganze Gasse war in Aufruhr! Ihr hättet den Narren, den Doktor Hagen, sehen sollen! Ihr könnt euch malen, wie ich nach dem Eulenneste des alten Burschen, des Ministers, gerannt bin! . . . Wie eine verzauberte Prinzessin haben sie mein Klärchen eingeschachtelt: Klärchen, mein Klärchen! — Ich traf sie ohne Besinnung, wild phantasierend. Der Alte saß an ihrem Bette (er hat mein Patent als Professor nicht unterschreiben wollen, aber — et diabolo placentia placet, 's ist doch ein netter, alter Bursch!). Er tat wunderliche Fragen nach Georg, aus denen ich nicht klug wurde und die ich nicht beachtete. Ich hörte nichts, sah nichts als unser armes Klärchen . . . Da bin ich nun! . . . Was soll nun geschehen? Ratet! Helft!"

„Ich muß hin zu ihr — sogleich!" rief Eugenie. „O, mein armes, armes Kind!"

„Sie ruft Ihren Namen oft genug; er ist stets auf ihren Lippen. Ihre Gegenwart würde sie vielleicht etwas beruhigen, ihr wohltun. Werden Sie kräftig genug dazu sein, Eugenie?"

„Gewiß, gewiß! O, ich bin stark, — ich muß zu ihr! Hier würde ich vor Angst vergehen. Gehöre ich nicht an ihr Krankenlager? Hat sie nicht an dem meinigen gesessen?"

„Dann kleiden Sie sich warm an, mein Kind. Ich bringe Sie hin! — Georg, armer Teufel, dich können wir da nicht brauchen. Beim Anubis, du mußt das Beste hoffen. Er sieht ganz bleich aus. Kinder, Kinder, werdet mir nicht auch krank: Oscitante uno oscitat et alter, zu deutsch: wenn eine Gans trinkt, trinken sie alle . . . O Klärchen, Klärchen, mein liebes, liebes Klärchen!"

Eine Droschke wurde aus dem Fenster angerufen.

„Fertig, Eugenie? Ja? — Dann vorwärts. Mutig, mutig, Georg, sie wird, sie darf nicht sterben. Kommen Sie, Kind!"

Ehe die Blinde ihren Arm in den des alten Gelehrten legte, näherte sie sich noch ihrem Bruder.

„Georg . . .“

Sie brach ab, — in diesem Augenblicke hätte sie ihm etwas Hartes sagen müssen; sie konnte es nicht. Nie aber vergaß ihr Bruder den Glanz ihrer erloschenen Augen in dieser Minute.

„Sende deinen Brief noch nicht ab, Georg!“ flüsterte sie leise.

„Hoffnung, Mut, Georg!“ rief der Privatdozent. „Ein verzagtes Herz freiet nie eine schöne Frau, — und Klärchen wird sich einmal mit jeder messen können. Ich bringe Nachricht, beim Anubis — gute! Mut, Mut!“

Vorsichtig führte der Naturforscher das blinde Mädchen die Treppe hinunter; — Georg war allein! . . .

Er horchte am Fenster, bis das Rollen des Wagens sich in der Ferne verloren hatte. Die Fibern seines Körpers zuckten und zitterten, sein Herz pochte.

„Sie stirbt, — sie ist tot!“ sagte er, ohne daß er wußte, daß er sprach. Er nahm mechanisch den Hut, — er fand sich in der Gasse, ohne daß er wußte, wie er dahin gekommen war. Er hatte eine dumpfe Erinnerung, daß er irgendwo in einen Volksauflauf geriet; er entsann sich später, daß eine Zeitlang ein geputztes, geschminktes Weib sich an seinen Arm gehängt habe, die aber plötzlich, unter einer Laterne in sein Gesicht blickend, mit einem Schrei des Erstaunens und der Furcht ihn losgelassen habe. Er wurde gestoßen, beschimpft von Leuten, die er beinahe umgerannt hätte, er verlor seinen Hut: — er fühlte, merkte nichts von alledem! Was er in dieser Nacht denken konnte, hatte sich plötzlich in Wesen von Fleisch und Blut verwandelt, in heimtückische Kobolde, böse Quälgeister, die ihn grinsend umtanzten, und die zu fangen er im wilden Lauf durch die Straßen eilte. Seine Gedanken jagten ihn nicht, er jagte seine Gedanken. Wild und gell lachte er auf, als er sie auf den Opern-

platz trieb unter die schwach erleuchteten Fenster des alten großen Hauses, an deren Vorhängen ihm Klärchen vor so kurzer Zeit den ruhelosen Schatten gezeigt hatte, welcher heute nicht zu sehen war. Die Quälgeister, die bösen Gedanken kletterten an den Mauern herauf; sie klammerten sich an die Karyatiden: welches war ihr Sterbezimmer?! . . .

„Fort, fort! Was habe ich hier zu suchen?" rief Georg; er zerbiß sich die Lippen, bis Bluttropfen hervordrangen. Fort stürzte er, weiter trieb er in tödlicher Hast die Geisterschar. „Du hast sie gemordet! Sie stirbt, — du bist frei! Freue dich, freue dich! Frau Venus wartet deiner! Frau Venus! Frau Venus!" . . .

Er fand sich vor der Tür der Sängerin; — er stieg die Treppen hinauf, — wie jenes verlorene Weib in den Gassen stieß Alida einen Schrei des Entsetzens aus, als er auf ihrer Schwelle erschien. — Sie stand inmitten des duftenden, leuchtenden Haufens von Kränzen und Sträußen, den die Kammerfrau auf den Fußboden gestreut hatte, in ihrem Kostüm als Norma: eine Römerin der Zeit Neros, welche ihren Geliebten zum Feste der Floralien erwartet und der die Nachricht wird, daß ihm der Tribun des Imperators das Schwert durch die Gurgel gerannt hat. —

„Georg, Georg, was ist dir? wie siehst du aus!" rief das schöne Weib.

Er hörte nicht, er antwortete nicht; er sah sie nur starr an.

„Sie ist tot!" sagte er.

„Wer? Wer?" rief die Sängerin entsetzt. „Was sprichst du da?"

„Meinen Namen ruft sie — hat sie gerufen, und sie haben nicht verstanden, was sie damit wollte . . ."

Die Sängerin faßte seinen Arm, er machte eine Bewegung, als wolle er sie von sich stoßen, zog sie aber in demselben Augenblicke fest an sich und rief wie im Fieberwahnsinn: „Jetzt bin

ich dein, ganz dein, — führe mich fort! — Setze mir den Fuß auf den Nacken, Schöne! — Was zaudern wir? — Komm fort ..."

„Georg, Georg, beruhige dich! Was ist dir? Du bist krank!" . .

„Ich? — krank?" Er lachte laut auf. „Ich krank, wenn sie tot ist?! O Klärchen, Klärchen! — Was zaudern wir, komm, ich folge dir, führe mich hinaus in deine Welt, — laß mich nur nicht allein in der Öde . . ."

„Georg, Georg!" . . . Zusammenschaudernd sank die Sängerin in die Knie.

„Ja, ja," rief Georg, ebenfalls niederfallend, „auf die Knie! auf die Knie! Dahin gehören wir!"

Seine Lippen bewegten sich, inmitten der Rosenkränze und Blumenhaufen der Sängerin kniend murmelte er ein vergessenes Kindergebet, welches ihm einst seine Mutter, an seinem Bettchen sitzend, vorgesprochen hatte. Alida folgte jeder seiner Bewegungen mit starren, weit offenen Augen.

Was war ihr jene Warnung des Arztes gewesen? — Nichts! — Wer hat je eine Leidenschaft, eine wahre Leidenschaft — nicht eine gemachte — durch Worte gebändigt gesehen? Der Angst, dem Selbstvorwurf war die Übertäubung gefolgt, dieser der hervorbrechende Jubel- und Triumphruf: „Er liebt mich!" — Ein Brennpunkt für das tausendfarbig gebrochene Licht ihres Lebens! Unter dem Beifallssturm der Menge, unter den fliegenden Kränzen funkelnd und leuchtend dieses eine Wort: Er liebt mich! und auf einmal, — urschnell, — vernichtend . . . Stille des Todes! . . .

Was sollte daraus werden?

Eine große Künstlerin! — — —

Die Tür hinter den Knienden hatte sich, unbemerkt von ihnen, geöffnet; — hinter ihnen stand der Doktor Hagen! —

Auch er war bleich und aufgeregt. Einen Augenblick be-

trachtete er die Knienden, seine Lippen zitterten, sein Auge funkelte, er atmete kurz und schnell.

„Alida!" sagte er, der Künstlerin die Hand auf die Schulter legend, „Lida!"

Sie zitterte zusammen, schaute sich aber weder um, noch erhob sie sich.

„Wenn die, welche sich Alida — Lida Mayer nennt, wissen will, wer ihre — Mutter ist, so folge sie!" . . . sagte der Arzt mit lauter, ruhiger, klangvoller Stimme, welcher man nichts von der Erregung anmerkte, die die Brust des Mannes erfüllte.

Die Sängerin legte die Hand auf die Stirn, als besinne sie sich auf etwas . . .

„Wenn Alida die, welche ihre Mutter ist, lebend sehen will, komme sie!" sagte der Arzt.

Die Sängerin stieß einen furchtbaren Schrei aus und stand plötzlich auf den Füßen: „Meine Mutter?! Meine Mutter?!"

„Alida," sagte der Doktor Hagen, „willst du mit mir kommen?"

„Und Er? Er?!"

„Er wird — leben!"

Die Sängerin warf einen Blick auf ihren Jugendfreund, welcher den Kopf in die Kissen eines Sessels verborgen hatte.

„Meine Mutter?!" Sie ergriff die Hand des Doktors: „Wo, wo? Töten Sie mich! Ich bin dem Wahnsinn nahe. Es ist ein Traum! Alles ein Traum!"

Der Arzt überlegte einen Augenblick. „Könnte ich sie retten?" murmelte er. „Georg," sagte er, „kommen Sie mit!"

„Zu ihr? Zu Klärchen?"

„Nein, aber fort von hier," flüsterte der Arzt leise. „Sehen Sie sich um, was haben Sie in diesem Augenblick hier zu suchen? Folgen Sie mir!"

Der Unglückliche warf einen Blick über das Zimmer, die funkelnden Geräte, die Bilder, die Statuen; er stand langsam auf.

„Fort denn!“ sagte der Arzt. „Hier Ihr Mantel, Lida! Die Nacht ist kalt.“

„Meine Mutter?!“ sagte tonlos die Sängerin.

Vor der Haustür hielt ein Wagen. Er führte den Arzt und die beiden Kinder von dannen durch die nächtlich öden Straßen.

17. Kapitel. Angela.

Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren durchzog Europa eine italienische Künstlerin, deren sich heute vielleicht niemand mehr erinnert. Es gab eine Zeit, wo Bildnisse von ihr an den Schaufenstern aller Kunstläden von Petersburg bis Madrid, von Stockholm bis Neapel zu sehen waren, wo gewissenhafte Zeitungsschreiber keinen bessern Gegenstand, um vor Entzücken oder Ärger außer sich zu geraten, fanden, als die berühmte Tänzerin — Angela Viti. Die Bildnisse sind längst verschwunden aus den Schaufenstern, Lob und Tadel, Schmeichelei und Hohn sind verweht, — an das Sterbelager Angelas führen wir den Leser jetzt. Welch ein Leben, welch ein Ende! ...

Aus einer jener kleinen, weißen Städte Italiens, die von den Gipfeln der Berge, der Felsen, auf welchen sie kleben, den Wanderer so verlockend trügerisch anschauen, von einer umherziehenden Schauspielertruppe mitgenommen, wurde Angela Viti, ein Kind von zwölf Jahren, in jenen Wirbel gezogen, welcher das Ergriffene selten wieder losläßt, der es in den tiefsten Abgrund des Elends niederreißen, der es zur sonnigsten Höhe der ewigen Kunst emporschwingen kann. Wie Angela auf der Bühne aus einem phantastischen Gewande in das andere schlüpfen mußte, so ging sie auf der Bühne des Lebens von Wandlung zu Wandlung! Aus dem kleinen, fast häßlichen, schwarzhaarigen Mädchen mit den südlichen Augen ward das schönste Weib, welches jemals die Sonne Italiens erzeugt hatte, ward die mittelmäßigste Künstlerin, die jemals, einer bewunderungswürdigen Gestalt, eines tadellosen Gesichtes wegen, über die verzückten Häupter der Völker Europas weghüpfen durfte.

Europa war damals von einem seiner furchtbaren Fieberanfälle ergriffen: Völker kämpften um ihre Freiheit, Völker schmiedeten Fesseln; überall murrte es dumpf oder schlug es

in blutigen Flammen empor; aber trotz Blut und Feuer im Norden und Süden, im Osten und Westen zog die italienische Tänzerin ihren Triumphweg.

Wir lesen im Tacitus von dem seltsam-schrecklichen Anblick der Stadt Rom während des Kampfes der Vitellianer und Flavianer. Während man in den Straßen schlug, während der Schutthaufen des niedergebrannten Kapitols noch rauchte, während die trunkenen Germanen in tierartiger, besinnungsloser Erbitterung die „Beherrscher der Welt" auf ihrem eigenen Forum niederhieben, waren die Bäder und Garküchen voll, tanzten die bekränzten Hetären; kurz „wechselten alle üppigen Lüste mit allen Freveln der erbarmungslosesten Wut". — Während man in Paris, in Warschau, in Neapel ebenfalls in den Straßen kämpfte, waren ebenfalls die Theater angefüllt, spielten Talma und die Mars, sang die Catalani, — tanzte Angela! Während Angela tanzte, saß in seinem Kabinett, in der Stadt unserer Erzählung, der Minister von Hagenheim, dessen Haar in wenigen Monaten silberweiß ward, und lauschte mit geballten Händen dem Toben des Volkes unter seinen Fenstern. Während der Minister den furchtbarsten Kampf kämpfte, welchen es gibt, — den Kampf mit seiner Zeit, brachen rings um ihn die Stützen seines eigenen Hauses, riß das Schicksal mit tragischer Hand sein häusliches Glück nieder. —

Der Minister von Hagenheim hatte damals drei Kinder, zwei erwachsene Söhne und eine Tochter; seine Gemahlin war vor einigen Jahren gestorben und ruhte in dem Familienbegräbnis, wo eine Menge noch leerer Särge, gemeißelt auf den Befehl eines wunderlichen Vorfahrs, das Geschlecht der Hagenheim nach seinem Erdenleben erwarteten. Sie sollten nicht alle gefüllt werden.

Walter hieß der älteste der Söhne, Richard der zweite, das junge Kind hieß Kornelie. — Walter und Kornelie sind tot, — und der letzte des Geschlechts . . . Er steigt in diesem Augen-

blick die finstere Treppe hinauf, welche in der Dunkelgasse in das Sterbezimmer der Tänzerin Angela Viti führt. Auf seinen Arm stützt sich, halb ohnmächtig, Alida — Lida Mayer; ihnen folgt, in seinen eigenen Schmerz, in das Bewußtsein seiner Schuld versunken, Georg Leiding. —

Es ist eine finstere, traurige Geschichte, die Geschichte des Hauses Hagenheim; eine solche, wie sie das Volk von den Geschlechtern der Vornehmen gern aufgreift, um sie, immer düsterer gefärbt, durch die Jahrhunderte zu schleppen.

Es gab nichts Unähnlicheres als die beiden Brüder: Walter, bedächtig, anscheinend kalt, ließ ein Ziel nie aus den Augen; gebildet von und nach dem Vater in Hinsicht auf politische und soziale Ansichten, war er dessen Liebling, soweit der Staatsmann ein Kind lieben konnte; Richard dagegen, in allem ganz das Gegenteil seines Bruders, hatte von frühester Jugend an eine Art oppositioneller Stellung im Vaterhause eingenommen. In seinen zartesten Jahren kränklich, war er das Schoßkind seiner Mutter geworden, die eine weltstolze Frau, — eine schwache Mutter war. Auch ihre Zimmer sind in dem alten Hause am Opernplatz in demselben Zustande geblieben, in welchem sie sich bei ihrem Tode befanden. Die beiden Brüder wuchsen in einem beständigen stillen Groll gegeneinander, der jedoch selten zum Ausbruch kam, auf; der ältere vom Vater unterstützt, der jüngere unterstützt von der Mutter. So bildeten sich ihre Charaktere. Sie gingen zusammen zur Universität, wo der ältere viel studierte und der jüngere wenig; woher der ältere noch schroffer und stolzer zurückkam, der jüngere aber als das, was man im Studentenleben einen „netten Kerl" nennt. Das Heidelberger Leben hatte dem Muttersöhnchen doch mancherlei gelehrt. Sie kehrten in das Vaterhaus zurück, gerade zeitig genug, um ihre Mutter auf dem Sterbebette noch einmal zu sehen. Die späte Geburt Kornelies kostete ihr das Leben.

Das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern blieb dasselbe; der Vater beschloß sie zu trennen; — Walter trat sogleich in den Staatsdienst, Richard ging auf Reisen. Er sah Frankreich, Spanien, Italien. Es war die Zeit, von welcher wir oben gesprochen haben: Jemand, der nicht fürchtete, jeden Augenblick von irgendeiner beliebigen Pulvermine in die Luft geschleudert zu werden, konnte damals auf einer „großen Tour" viel sehen und lernen, und Richard fürchtete sich nicht, — sah und lernte. Die Ideen der Zeit ergriffen ihn, ohne ihn zu verwirren. Mit seinen jugendlichen, klaren Augen blickte er in das gewaltige Wogen und Brausen um ihn her. Was schadete es, wenn auch einmal eine Welle über ihn wegschlug? Frischer und rüstiger schaute er ja im nächsten Augenblick wieder auf. Die große Zeit hatte ihre gewöhnliche Wirkung auf das Individuum; Richard erkannte, daß er — nichts war. Er stand auf dem Tuilerienplatz, und im Brüllen der „großen Canaille", die sich wieder einmal zum Sturm auf die Legitimität rüstete, unter dem Donner der Kanonen der Bourbons, dem Kleingewehrfeuer der Massen fragte er sich, die Hände in den Hosentaschen, die Zigarre im Munde: „Was bin ich? — was kann ich sein?" Die erste Frage war leicht beantwortet: „Ein Kind!" hörte er eine Stimme aus dem Orkan um ihn her ausrufen.

„Was kann ich sein?" . . .

Ein junges Weib trug einen blutenden Jüngling, der von einer Kugel getroffen war, aus dem Getümmel. Erschöpft ließ sie ihn zu den Füßen des gaffenden Deutschen auf einen Haufen blutigen, zertretenen Strohs sinken.

Die Stimme ließ sich wieder hören: „Sieh!" — und Richard Hagenheim erinnerte sich, daß er auf der Universität nicht viel, aber vielerlei gelernt habe. Er zog die Hände aus den Taschen, warf die Zigarre fort, löste die Kleider von der Brust des Verwundeten und untersuchte die Verletzung. Sie schien ihm nicht tödlich, wenn nur bald Hilfe geschafft wurde; das Mädchen

schaute zu ihm auf mit einem Blick voll Angst, Grimm, Hoffnung, der ihm nie wieder aus dem Gedächtnis entschwand.

„Er wird leben!" sagte er.

„Dank, Dank!" rief die junge Französin, und Angst, Haß Verzweiflung ihres Blickes lösten sich in der hervorbrechenden Flut der Tränen.

Dieser Zufall war die Antwort auf die zweite Frage des deutschen Jünglings. —

Was er auf der Universität als Tändelei zu seinem Studium gemacht hatte, ward jetzt das ernste Ziel seines Lebens. Richard von Hagenheim, der Sohn des Ministers von Hagenheim, ward ein Arzt! Er fand in diesem Beruf ein Mittel, selbständig, nützlich der großen Kette des Lebens sich einzufügen, ein Mittel, seinem innern Drange nach Tätigkeit zu genügen, ein Mittel, den eingeengten, öden Verhältnissen, in denen ihn das Schicksal geboren werden ließ, zu entgehen. — Seine Verwandten ahnten nichts von seiner Verwandlung, von seinen Plänen. Während er las, immer tiefer in die Wissenschaft vom Tode eindrang, um zum Leben zu gelangen, glaubten sie, er schwimme ruhig im Strom der Gesellschaft, — der Gesellschaft, die sie kannten. Erst als er promovierte, erkannten sie sein Treiben; aber er stand fest! — Er ging nach Italien, und hier war's, wo er zu einem zweiten Wendepunkt seines Geschickes gelangte. Er hatte bisher die Krankheiten der Menschen nur am Körper gesucht, er sollte nun auch die Krankheiten der Seele kennen lernen. Das konnte er nicht anders als im eigenen Weh! — Er sah die Tänzerin Angela, die damals ihren glänzenden Flug begann; zum erstenmal fiel ihm weibliche Schönheit auf. Er hatte bisher nur Körper seziert: was gingen ihn die geistigen Flecken dieser strahlenden Sonne, Angela, an? Er folgte ihrem Triumphwagen von Venedig nach Mailand, von Mailand nach Turin; er kam mit ihr zurück nach Paris, wo ihm das schöne Weib sagte: es liebe ihn! . . . Nach Deutschland, nach

der Vaterstadt Richards ging die Tänzerin, er folgte. Die schöne Schlange zog den jungen Mann fester und fester in ihre tödlichen Windungen. Richard hatte ihr seinen Namen, seinen Stand entdeckt, darauf baute sie ihren Plan. Sie wollte einen Titel, sie wollte Gräfin von Hagenheim werden! Als der Minister das Verhältnis seines Sohnes erfuhr, brach sein Zorn schrecklich los; der Sohn setzte Trotz, Selbstbewußtsein entgegen; der Vater enterbte ihn, und Richard warf den Namen seiner Vorfahren jetzt ganz weg; — als Doktor Hagen trat er vor die Welt.

Das war aber nicht die Meinung der Tänzerin; — das Schrecklichste folgte. Der ältere Bruder, Walter, von dem Vater abgeschickt, fiel ebenfalls in die Versuchungen des sündigen Weibes, das wohl den Grafen Hagenheim, nicht aber den Doktor Hagen zum Gemahl wollte. Vor dem Grimm des mächtigen Vaters mußte Richard die Stadt und das Land verlassen, während die Tänzerin blieb, fast festgehalten wurde, dem Plane Walters gemäß, welcher die Leidenschaft des Vaters die Herzlosigkeit der Italienerin wohl zu wenden wußte zu seinem Vorteil. Der kalte Rechner legte der Tänzerin ihre Lage dar, und Angela war . . . fast ein Jahr lang — sie, das kapriziöseste herrschsüchtigste Weib, — die Sklavin seines berechnenden Willens.

Es war ein Abend im November, als der Staatsmann mit ihr in ihrem Boudoir saß. Er hatte den Arm um sie geschlungen, ihre Hand spielte in seinen Haaren. Zwar hatte der Verwiesene sie von Zeit zu Zeit heimlich gesehen; aber seit einem Vierteljahr war er nicht wieder erschienen, und die Kammerfrau wachte ja draußen. Aber doch war in diesem Augenblick der Gedanke an ihn in beider Herzen, und der Diplomat preßte die Lippen zusammen.

„Wenn er jetzt hereinträte!" flüsterte etwas ihnen zu.

Sie saßen der Tür den Rücken zugewandt; vor sich hatten

sie einen großen Spiegel in vergoldetem Rahmen, der ihre Gestalten und das üppige Gemach im Schein der silbernen Lampe widerspiegelte. Und wie die Tänzerin eben lächelnd den unheimlichen Gedanken verjagt zu haben glaubte, blickte sie in das Glas vor ihr und — fuhr mit einem gellenden Schrei aus den Armen des Grafen empor; — ein todbleiches Gesicht schaute hinter ihr hervor, ihr aus dem Spiegel entgegen.

„Richard!" . . .

Mit einem Sprunge war der Unglückliche zwischen dem sündigen Paar; Angela sank ohnmächtig zurück, mit eiserner Faust faßte der Arzt den Bruder und schaute ihm eine Sekunde in die zuckenden Augen. —

„So geh zur Hölle!" schrie er, seiner selbst nicht mächtig und schleuderte den Schwachen mit aller Gewalt seines starken Armes von sich. Walter taumelte zurück, er fiel, sein Haupt schlug gegen die scharfe Ecke eines Möbels, Blut überrieselte sein Gesicht. Der Arzt warf einen letzten Blick auf das verräterische Weib, er lachte wild auf und stürzte davon. Bewußtlos brachte man den Grafen Walter in das Haus seines Vaters zurück. Ein Jahr noch lebte er, aber nie gelangte er wieder zum vollen Bewußtsein; in einem Zustande des Halbwachens floß ihm ein schreckliches Dasein dahin, bis der Tod ihn erlöste. Die Sängerin entfloh noch in der Unglücksnacht, die seine Verletzung zur Folge hatte; erst in London tauchte sie wieder auf. Von Richard Hagenheim verlor sich jede Kunde, und die häßliche Geschichte verblaßte allmählich im Laufe der Jahre in der Erinnerung der Menschen. Am Todestage seines ältesten Sohnes reichte der Minister seine Entlassung ein, er beschäftigte sich nur mit der Erziehung seiner Tochter. Kornelie aber starb auch in der Blüte ihrer Jahre, und in ihrem Gemach liegt das kranke Klärchen Aldeck. — Das ist die Geschichte des Hauses Hagenheim!

— — — — — — — — — — — — — —

„Mut, Mut, Lida!" sagte der Arzt, Richard Hagen. „Ich

lasse euch hier einen Augenblick eintreten — hier ist mein Zimmer. Ich muß erst sehen, wie sie sich befindet; gleich bin ich zurück."

Der Doktor öffnete in der Dunkelgasse die Tür seines Gemaches und führte seine Begleiter hinein. Er zündete die Lampe an und verließ darauf das Zimmer.

„Ich komme sogleich zurück!"

Georg und Lida waren allein, aber sie sahen einander nicht an, ihre Blicke hafteten auf dem Boden.

Das Zimmer war öde und unbehaglich, die wenigen Gerätschaften verschwanden fast ganz darin; einige Stühle, ein Tisch, bedeckt mit Büchern, chirurgischen und physikalischen Instrumenten, bildeten die ganze Ausstattung. Die kahlen Wände waren ganz schmucklos, wenn man nicht ein paar schöne Pistolen über einer Weltkarte zu den Schmuckgegenständen rechnen wollte.

Die beiden Kinder standen neben dem Tische des Arztes einander gegenüber, lautlos, bleich, gebrochen. Die Lampe schien nicht genugsam mit Öl versehen zu sein, sie brannte rötlich trübe und zuckte nur von Zeit zu Zeit auf, dem Verlöschen nahe. Die beiden merkten es nicht, sie konnten keinen Gedanken fassen, keine Vorstellung festhalten, sie wußten kaum, wo sie sich befanden.

Der Wind, der so melodisch draußen vor der Stadt in den Wäldern gerauscht, so düftebeladen über die Felder her die Stadt erreicht hatte, fing an, in den Straßen zu klagen wie ein weinendes Kind. — Plötzlich fuhr Georg zusammen, ein Lichtstrahl schoß von der anderen Seite der Gasse herüber; der Naturforscher Ostermeier, sein alter Lehrer, der Freund Klärchens, war nach Hause gekommen und zündete seine Lampe ebenfalls an. Er hatte sie gesehen! Ein wilder Gedanke durchzuckte Georgs Hirn: „Nun ist sie gestorben! . . . sie ist tot! . . ." murmelte er. In diesem Augenblick ward in der Wohnung der Kranken über dem Zimmer Hagens ein Stuhl gerückt, —

Lida zitterte zusammen, — Schritte kamen die Treppe herab, der Doktor erschien in der Tür!

„Hast du dich gefaßt, Lida? Bist du bereit?"

Die Sängerin nickte und faßte seine dargebotene Hand.

„Komm, Georg!" sagte der Arzt.

Mechanisch verließ der Angeredete seine Stelle, wo er wie angewurzelt gestanden hatte. „Ich habe sie getötet!" murmelte er, und der Arzt führte seine Begleiter die Treppe hinauf.

Es gibt ein altes, englisches Trauerspiel, die „Herzogin von Malfy", in welchem der böse Bruder der von ihm verfolgten Schwester die phantastischen Bewohner eines Irrenhauses schickt, um so die schöne Herzogin selbst zum Wahnsinn zu treiben, ehe der Mord das Werk vollendet. So macht es auch der Tod oft; ehe er vernichtet, läßt er erst die Dämonen des Fiebers ihren wilden Reigen um sein Opfer schlingen. Noch einmal wird dann im letzten Kampfe alles wach, was das Leben bewegte; die Erinnerung vergangenen Glückes wechselt mit der Erinnerung vergangenen Unheils, die Qualen der Erinnerung mit den Segnungen der Erinnerung. Alter Haß, alte Liebe werden wieder lebendig, lebendig auf die furchtbarste Weise; aus einer Vorstellung stürzt sich der irrende Geist in die andere, keine vermag er festzuhalten, bis endlich alles in der schwarzen, leeren Nacht des Todes versinkt, und das Opfer — Ruhe hat.

Fest an den Arm des Doktors geklammert starrte Alida auf das vor ihr sich windende, unselige Weib, das ihre Mutter war. Georg drückte die Hand gegen die Stirn, als müsse er sich wahren, daß er nicht mit in die Strudel dieses tobenden Seelenkampfes hineingerissen werde. Der Arzt allein stand ruhig da, den Blick nicht abwendend, wenn ihn das wilde Feuer der Augen der Kranken traf. An dem Fußende des Bettes kauerte, die Hände vor dem Gesicht, die kleine Ruth Rosenstein, überwältigt von der schrecklichen Gestalt, in welcher der Tod vor ihr erschien.

Hochauf richtete sich jetzt die Kranke. Sie heftete den Blick starr auf den Arzt.

„Er? er!" murmelte sie. „Was will der da?! . . . Fort, fort, — ich habe dich nicht gerufen! Was quälst du mich?"

„Meine Mutter! Das meine Mutter, meine ungekannte Mutter?!" ruft Lida, und mit Worten der Liebkosung, der Beruhigung, deutsch und italienisch sprechend, wirft sie sich neben dem Lager auf die Knie. Sie bemächtigt sich der irrenden, magern Hände ihrer Mutter, sie bedeckt sie mit heißen Küssen und Tränen, und die Kranke, allmählich stiller werdend, sinkt zurück auf ihr Kopfkissen und schließt die Augen; in bewußtlosem Stumpfsinn liegt sie da.

Stunde auf Stunde geht vorüber. Ruth ist ermüdet eingeschlafen, Lida hat ihre Stelle am Bett der Kranken eingenommen, der Arzt und Georg sitzen zurückgezogen in dem tieferen Dunkel des Zimmers.

Mitternacht! — Wie die Schläge der Uhr nachgezählt werden in solchen Momenten! Dieses Abringen gegen das kalte, starre Ungeheuer: Zeit! Dieses Ringeln und Schlagen des auf die Nadel des Selbstbewußtseins gespießten Menschen gegen die Vernichtung, die unaufhaltsam näherrückt, und welcher keine Macht im Himmel und auf Erden einen Schlag von den langsam einander folgenden Glockentönen wegleugnen kann! . . .

Der neue Tag bändigt den Wind draußen; außer den regellosen Atemzügen der Kranken unterbricht kein Laut mehr die bleischwere Stille des Sterbezimmers, bis die Glocke ein Viertel auf eins verkündet und Angela Viti von neuem die Augen öffnet. Noch einmal leuchten die halberloschenen auf in letzter, unheimlicher Glut. Aber was ist das? — Kehrt das Leben zurück? — Der Blick, den die Kranke auf den näher heantretenden Arzt, die halbemporgerichtete Alida richtet, wird klarer. Sie wirft die wirren, grauen Haare aus der Stirn, ein furchtbarer Schrei entringt sich ihr! Sie hat die Arme um den Hals

der Sängerin geworfen, sie zieht sie mit fast übermenschlicher Kraft empor, sie starrt ihr ins Gesicht.

„Das ist sie! mein Kind, mein, mein Kind! Mein schönes, berühmtes Kind! Lida, kennst du mich nicht? Ich bin deine Mutter! Weh, sie kennt mich nicht! . . . Und vergib uns unsere Schuld, wie wir — Erbarmen, Lida, Erbarmen! . . . Verlaß mich nicht! . . . vergib mir! . . . mein Kind, mein schönes Kind!" . . .

Die Sängerin schluchzt an der Brust des unglücklichen Weibes. Alle Laute, die sie hervorzubringen sucht, sind unverständlich, sie lacht, sie weint, sie hält die Kranke in den Armen, sie sucht sie zu stützen. —

„Mein Kind, mein Kind, stoß die Gottgeschlagene nicht von dir — ich sterbe — sag, daß du mir vergibst! Laß mir die Ruhe im Grabe! Vergib deiner sündigen Mutter!" . . .

„O Mutter, Mutter! Du stirbst nicht! Was habe ich dir zu vergeben?!" . . .

„Mein schönes Kind — o, was bin ich dir gewesen? — Ein so kleines, armes Kind allein, ganz allein in die Welt zu stoßen . . . weh, da steht er — rette mich, Lida! . . . Richard, dein Bruder . . . Nein, nein, nein! keine Lügen mehr! Richard, vergib! vergib! Verlaß mein Kind, das Kind — deines Bruders nicht, — meine Lida, meine Lida!" . . .

Vergeblich strebte die Sängerin, ihre arme Mutter zu beruhigen, schon verlor sich der klarere Blick der Augen derselben wieder; ein neuer Krampfanfall riß sie einige Augenblicke später wieder hinab in den Abgrund des Krankheitswahnsinns, sie zerrang ihre Hände, zerraufte ihr Haar; sie würde sich aus dem Bett gestürzt haben, hätte der Arzt sie nicht zurückgehalten.

„Sie will nicht zu mir kommen, sie fürchtet sich!" rief sie. „Sieh, das Blut auf dem Boden! — Wie schön doch das Leben ist! Horch, evviva Angela! Dank! Dank! — Horch, die Menge, die Musik! Was will das Skelett in der Panto-

mime? Fort mit ihm! — Bravo Pantalone! Brava Colombina! — Monsieur le comte, Monsieur le comte, prenez garde! . . . lui! . . . Bravo Dottore! Brava Colombina! Li, li, moccolo — — ah, senza moccolo! senza moccolo!"

So kämpfte die Tänzerin Angela Viti die Nacht durch, ohne das Bewußtsein wiederzuerlangen! Im Osten über den Bergen rötete sich der Himmel leise; aber noch lag ein dichter, kalter Morgennebel über der großen Stadt, die bereits hin und wieder einige Spuren des erwachenden Lebens zeigte. Auch ein junges Mädchen in der Dunkelgasse, dem am vergangenen Abend ein feiner, goldener Verlobungsring an den Finger gesteckt war, wachte bereits in seinem Kämmerlein und drehte, aufrecht im Bette sitzend, das zierliche Reifchen um das noch zierlichere Fingerchen. Plötzlich schrak sie zusammen, — ein durchdringender Schrei durchschnitt die Luft; er schien von der anderen Seite der Gasse zu kommen. Die junge Braut horchte einen Augenblick, dann lächelte sie und begann wieder ihr Spiel mit dem Goldring. — —

Die Tänzerin Angela war mit jenem Schrei verschieden! —

18. Kapitel. Im Sonnenschein.

An der Ecke der Dunkelgasse befindet sich, wie wir früher schon einmal gesagt haben, das Geschäftsgewölbe des alten Kleiderhändlers Jakob Rosenstein, der vermittelst eines Aushängeschildes den Vorübergehenden ankündigt, daß hier allein die höchsten Preise für getragene Kleidungsstücke, Gold- und Silberwaren und so weiter gezahlt werden. Wir können nicht umhin, mit der emporsteigenden Sonne des zweiten Pfingstfeiertages einen Blick in diese dunkle, halb unterirdische Höhle zu werfen, von wo aus der brave Israelit seine Fangnetze nach alle den eben erwähnten Herrlichkeiten unermüdet auswirft, und wo ein Sittenschilderer unendlichen Stoff für seine Geschichte der Zeit hätte finden können in den Lumpen und Lappen, Flittern und Fetzen des Lebens, die hier wie auf einem Ruhepunkte zusammenflossen, um so bald als möglich zu neuen Verwandlungen in die Welt geschleudert zu werden.

In dem Augenblicke, wo Helios und der Historiograph etwas scheu hinabgucken in die verdächtige Dunkelheit des Gewölbes, wird dieses einer Art von Reinigungsprozeß unterworfen. Rahel Rosenstein, die kleine, bleiche Nähterin, die wir ebenfalls bereits aus der Arbeitsstube der Madame Mecker in der Königsstraße kennen, ist beschäftigt, so viel Staubwolken als möglich vermittelst eines Haarbesens zu erregen, die ihr Vater jedoch ebenso eifrig durch den feinen Sprühregen einer Gießkanne zu bändigen bestrebt ist. Letzterer bildet dadurch die seltsamsten Kreise und Windungen auf dem grauen Fußboden, scheint aber geistig durchaus nicht an seiner Beschäftigung teilzunehmen, denn zum drittenmal bereits rief seine Tochter aus: „Schon wieder über mein Kleid, Vater! Vorgesehen! Ach, sieh mal!“

„Bitt' um Entschuldigung, Kindlein! Hab' ich doch nicht gesehen — hm, hm!“ . . .

„Was ist dir denn eigentlich, Vater? Was brummst du da? Hast du schlecht geschlafen?"

„Denk' ich nicht dran! Denk' ich an deine Schwester, die Ruth — denk' ich an die kranke Frau da oben — guck, haben sie nicht ein Fenster aufgesperrt, wo sie ist krank, — mein! Will ich dir sagen, bin ich doch ein Philosoph geworden, hier an meiner Tür . . . keine alten Klei . . ." rief der Alte hinaus, einer vorübergehenden Person zu, verbesserte sich aber sogleich, dieselbe erkennend: „Vergebung, Herr Doktor! Schon aufgestanden?"

„Was macht Klärchen — Fräulein Aldeck, Herr Doktor?" rief Rahel, an die Tür springend.

„Schlecht! Schlecht! Schlecht!" rief der Privatdozent Ostermeier, betrübt um die Ecke trabend.

„Braver Mann!" sagte der alte Jude. „Gelehrter Mann, kluger Mann, guter Mann! Was ich sagen wollt': — war ein Trauerspiel in dem Gesicht der Frau, der fremden Frau. Nun, wie sagt der Prophet? ‚Eines Menschen Herz ist gegen den andern, wie der Schemen im Wasser' — möge ihres Herzens Tafel heller sein als ihre Stirn! Behüt uns, da ist Ruth! . . . mein, wie sieht das Mädchen aus!"

„Ruth, Schwester! Was ist dir?" rief Rahel.

Bleich und verstört trat die junge Jüdin ein.

„Tot, — sie ist tot!"

„Tot? Die Fremde?"

Ruth nickte, Rahel schlug die Hände zusammen, der Alte aber wiegte das Haupt, wie befriedigt ob einer eingetroffenen Vorausssagung.

„Wußt ich's doch, daß da oben diese Nacht ein Unheil passiert sei —"

„Ich möchte so nicht sterben!" sagte Ruth, leise schauernd.

„Du warst doch nicht allein bei ihr?" fragte Rahel hastig.

„Nein, nein! Ich will euch erzählen! Ah, gönnt mir Zeit."

„So ist sie denn gestorben in der Dunkelgasse! Hab' ich doch gelesen das Zeichen auf ihrer Stirn, wie sie kam vor zwei Monaten und niedersaß auf diesem Stuhl und nichts haben wollte als ein Glas Wasser, zu kühlen ihre Zunge. Der fremde Mann wußt's auch, als er sie hinaufbringen ließ dort oben hin, wo sie nun tot liegt, — daß sie schwerer trug am Leben, als Geschöpfe Gottes sollten. Erzähle, Ruth, wie es gewesen ist da oben in dieser Nacht."

Eine Viertelstunde später war der Laden des alten Kleiderjuden mit Menschen gefüllt, die nicht eher wichen, als bis das Glockengeläut des Festtages Herrn Jakob Rosenstein zwang, sein Gewölbe zu schließen. Die Dunkelgasse wußte den Tod Angelas, aber von dem Verhältnis Lidas und des fremden Doktors zu der Gestorbenen hatte Ruth nichts gesagt; — dumpfe Gerüchte begannen zu kreisen und seltsame Blicke richteten sich auf die Fenster des Gemaches, in welchem die Tote lag. — — —

Der Morgennebel hatte sich längst verzogen, der Himmel war rein blau, die Sonne glänzte fröhlich herab! Millionen hatten sie mit Sehnsucht erwartet, die Herzen voll Freude und Hoffnung auf größere Freude, — Angela hoffte nicht mehr! Millionen wachten auf mit Herzen voll Angst, Kummer, Schmerz, und schlossen die Augen wieder, als fürchteten sie das Selbstbewußtsein des hellen Tages, — Angelas Augen waren und blieben geschlossen! Was gingen die Tote das Geflüster, die Mutmaßungen, das Kopfschütteln der Leute drunten in der Gasse an, die zu ihrem Fenster hinaufschauten?! Ein Kind in einer dem Gemache der Toten gegenüberliegenden Wohnung war unartig. „Warte," sagte die Mutter, „die tote Frau kommt von da drüben und nimmt dich mit in den Sarg, in die schwarze Erde!" Und das Kind verließ seine Spielsachen in der Fensterbank, seine kleinen, bunten Häuserchen und Männerchen und Tierchen; es glitt scheu von seinem Stuhle herab und huschte leise zu der Mutter, in die Falten ihres Kleides sich verbergend,

— die Tote wußte nichts mehr von Todesfurcht! Die Tote sah nicht mehr die drei Gesichter um sie her; ihre Augen waren geschlossen, ihre Lippen ruhig, sie wand und krümmte sich nicht mehr im Seelen- und Körperschmerz: lang hatte sie sich ausgestreckt zur ewigen Ruhe, — der Sieg war erkämpft über den großen Schmerz des Daseins! —

Sie saßen noch um das Bett der Toten, wie sie um das der Lebenden gesessen hatten: Richard Hagenheim, Lida und Georg Leiding. Zwar war der weiße Vorhang des Fensters herabgelassen, aber die Sonne glänzte draußen zu sehr, als daß die geringste Einzelheit des Gemaches sich dem Blick entziehen konnte. Es war ein trostloser, unheimlicher Anblick! Obgleich der Arzt dem unglücklichen Weibe, sobald er ihr begegnete, fast ohne daß sie es merkte, alle nur irgendmöglichen Bequemlichkeiten verschaffte, so hatte doch alles rings umher einen wüsten, unordentlichen Anstrich. Wenn auch die Vorhänge in Ordnung waren, wenn auch ein Teppich den Gipsboden bedeckte, wenn auch silberne Löffel und Kristallbecher an die Stelle des früheren ärmlichen Gerätes getreten waren, so schauten doch die nackten Lehmwände desto widerlicher hervor, desto verwahrloster die größeren Möbel, die zu verändern man nicht Zeit, nicht Ruhe genug hatte. Die Leiche auf dem Bette war mit einem weißen Tuche bedeckt, — das Unheimlichste in der ganzen Umgebung war die Gestalt der Sängerin, die auf dem Schemel Ruths zusammengekauert neben der Toten saß, die Augen starr auf das verhüllende Tuch gerichtet.

Wir sind bei einem Punkte unserer Geschichte angelangt, wo es schwer, fast unmöglich wird, die Seelenvorgänge der auf unserer Bühne Erscheinenden zu analysieren, bei einem Punkte, wo der Dichter erkennt, welch ein unergründlicher Abgrund das Menschenherz ist, wo er in der Dunkelheit tastet und meistens sich verliert. Zwei seiner Gestalten sind nicht mehr dieselben; nicht mehr die alte Lida, nicht mehr den alten

Georg fand die aufgehende Sonne des zweiten Pfingstfeiertages! —

Der Doktor Hagen hatte tief aufgeatmet, als der Todeskampf des Wesens, dem er einst alles opferte, vorüber war. Er hatte in dieser Nacht noch einmal sein Leben zurückgedacht, sein Werden bis zu dem vorhandenen Augenblick analysierend betrachtet. Sein Puls hatte in der Sekunde, wo das Auge der einstigen Geliebten brach, nicht einen Schlag rascher geklopft; er war imstande gewesen, alle seine Überlegungskraft den beiden Kindern zu widmen, — seinen Gedanken können wir in bezug auf die Vorgänge in dem Herzen Lidas und Georgs folgen. Seit einer Stunde lauschten beide den Worten des Arztes, welcher sein Leben, das der Mutter Lidas erzählte, der Zug für Zug vor ihrem Geiste diese Tragödie vorübergehen ließ, ohne Schonung für das vernichtete, gequälte, junge Weib zu seinen Füßen. Der Doktor Hagen ist ein großer Arzt, vor seinen Worten fällt Fetzen um Fetzen, Lappen um Lappen, das bunte Gauklergewand ab, welches Welt und Leidenschaft um die Seele Lidas gewoben hatten. Es war die letzte Feuerprobe einer wahrhaft großen Künstlernatur, die endlich aus allen Gewitterstürmen des Lebens rein, klar, selbstbewußt sich erheben sollte! So war es bestimmt. — Für Georg war es aber die Vernichtung aller Heiterkeit des Daseins. Er erschrak vor dieser Zergliederung der Menschenseele, diesem Aufwinden der feinsten Gedankenfäden aus dem tiefsten, dunkelsten Quellborn des Empfindens und Handelns. Er beugte sich zwar dem gewaltigen Redner, aber ihm schwindelte, er vermochte nicht, sich zu halten auf jenen steilen Höhen, wo des Menschen Fuß mit seinem eigenen Herzblut benetzt sein muß, um feststehen zu können. Wohl versank um ihn der Traum der letzten Tage und Wochen; aber es war ja zu spät, — nichts anderes trat an die Stelle der verschwindenden Phantasiegebilde, — die gräßliche Öde erdrückte ihn! . . .

Horchen wir den Worten des Arztes!

„Ich habe es aus ihren wirren Worten herausgehört, wie ihre letzte Lebenszeit verfloß, ehe ich sie am Eingange des Opernhauses dieser Stadt, während du, Lida, darin sangest, im Dunkel der großen Treppe sitzend fand. Lida, während wir durch die Welt zogen, du glänzend wie ein Meteor, ich in der Verborgenheit, getrieben von einem geheimen, mir bis vor wenigen Stunden rätselhaften Zuge zu dir, — dir ein Rater, ein Beschützer: heftete sie sich an unsere — deine Sohlen, Lida, folgte sie uns, fast eine Bettlerin, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Sie hatte sich gefragt: ‚Soll ich über mein glänzendes, schönes, berühmtes Kind meine Schande bringen?' und sie stand unter der Menge, wenn du in das Theater fuhrst. Von den obersten Galerien herab, umgeben von den niedrigsten Volksklassen, hefteten sich ihre Blicke auf dich, lauschte sie dir, zitterte sie für dich, jubelte sie dir zu, betete sie für dich, wie sie es verstand! Lida, wenn die Menge dich mit Kränzen und Blumen überschüttete, waren ihre Gedanken in diesem duftenden, leuchtenden Regen! Sieh, Lida, dieses Goldstück hast du ihr einst zugeworfen, als du sie in tiefer Nacht auf den Stufen deiner Haustür sitzend fandest, und sie für eine gewöhnliche Bettlerin hieltest! Lida, was diese Frau gesündigt hat, hat sie gebüßt! Halb wahnsinnig vor Verlangen, dich an ihr Herz zu drücken, hat sie, aus Furcht, dein Glück zu zerstören, sich zu Tode gekämpft; hat sie die Strafe für die furchtbarste Sünde der Welt, für das Verlassen des eigenen Kindes, auf sich genommen und hat . . ."

„Halten Sie ein! Halten Sie ein! Wollen Sie mich töten! O meine Mutter, meine Mutter!" rief die Sängerin.

„Du hast keine Mutter gehabt, Alida!" fuhr der Arzt fort. „Du hast kein Vaterland, — du stehst allein in der Welt! — Sie soll mein sein! hat eine Stimme an deiner Wiege gesagt: deine Mutter ist die Menschheit, Lida! Dein Vaterland ist die Kunst! — Ich töte dich nicht, Weib; ich bringe dir das Leben.

Sieh, wie ich dieses Tuch hier über das Gesicht der toten Frau, welche deine Mutter hätte sein können, fallen lasse, so soll sich in deinem künftigen Leben alles in Nebel und Dunkelheit hüllen, was dich von dem einzigen Zweck deines Daseins, der Kunst, abziehen will. Was die kleinlichen Krämerseelen deine schöne Gestalt, deine schöne Stimme, dein schönes Spiel nennen, ist mehr als das; es ist das Siegel, welches dir die Gottheit aufgedrückt hat, daß du zu jenen Boten gehörst, die sie aussendet durch die Völker, das Evangelium vom höchsten Menschtum zu verkünden! Deshalb hat sie dich frei gemacht von allen Lebensbanden, von aller Lebensnot, deshalb hat sie dich den Schmerz, die Leidenschaft, die Furcht, die Hoffnung und die — Liebe kennen gelehrt! — Eine große Künstlerin, Lida! hörst du! — Horch, wie da das Leben der Hunderttausende erwacht zu Leid und Freude — leid- und freudlos sollst du unter ihnen wandeln, Leid und Freude kennend, deine Mission unter ihnen vollenden — eine große Künstlerin!" . . .

Zitternd lauschte die Sängerin dem Sprecher. Ohne sie anzuschauen, tonlos, wie müde zum Tode sprach Georg: „Ja, geh, geh, Alida! Er hat recht, unsere Wege gehen auseinander, — horch, wie die Stadt dumpf murrt und rauscht! Die Welt ruft dich, Alida! . . . Ah, die große Sängerin zu schaffen, muß das arme Klärchen sterben — durch mich! weh, — muß ich untergehen in Reue und Verzweiflung!" . . .

„Junger Mensch," sagte der Arzt ernst, „bist du noch derselbe, welcher du gestern abend, der du vor einer Stunde warst? Ihr törichten Kinder, — die Verzweiflung, der Haß, die Liebe der Menschheit sind ewig; aber die Verzweiflung, der Haß, die Liebe des Individuums sind im Augenblick! Ich kann dir die Bedingungen sagen, unter welchen dein Herzblut zu seinem normalen Fluten zurückkehren wird! Weißt du, was draus folgt, Georg Leiding? — Georg, Georg, wie deine Geschicke laufen mögen, denke in dem nächsten Augenblick der wiedererlangten

Ruhe, der wiedergewonnenen Lebensbehaglichkeit, an diese Nacht, an das Gespräch dieses Morgens! . . . Sieh, da erscheint der Naturforscher an seinem Fenster, er ist bereits in dem Hause meines Vaters gewesen; geh, frag ihn nach dem armen, kleinen Mädchen — deiner Braut! Er winkt! Geh! Lida, Georg! schaut euch an!" . . .

Georg folgte dem Winke des Arztes, auch Lida erhob den Blick: beide Jugendfreunde sahen sich fast eine Minute lang starr und fest Auge in Auge!

Was lasen sie darin?

Georg senkte das Haupt, wandte sich schweigend ab und legte die Hand auf den Drücker der Tür; Lida richtete den Blick wieder auf die verhüllte Gestalt auf dem Lager vor sich.

„Gelöst!" sagte der Arzt leise, als die Tür sich hinter dem jungen Philologen schloß. — — —

19. Kapitel. Nach dem Sturm.

Wir schreiben den 29. Mai. Acht Tage sind seit dem Tode Angelas verflossen; der Frühling geht mehr und mehr in den Sommer über. Der Leichnam der Tänzerin ist der Erde wiedergegeben, der Arzt ist mehr als je der Sängerin zur Seite. Das zerstörte Gemüt der letzteren findet sich allmählich wieder. Was anfangs zu entsetzlich war, um begreiflich zu sein, wird von dem ruhigeren Nachsinnen doch nach und nach naturgemäß dem Leben eingefügt. Das ist schon das Stadium der Überwindung.

Aber Georg? —

Er vermag das, was um ihn, in ihm vorgegangen ist, noch nicht zu analysieren. Ruhelos irrt er umher. In den Straßen der Stadt, in den Hörsälen der Universität, vor den Fenstern des Hauses am Opernplatz kann man ihn treffen, kann man ihn anreden, ohne daß er von seinen mechanischen Antworten etwas weiß.

Noch immer liegt Klärchen Aldeck in wilden Phantasien, kämpfend zwischen Leben und Tod. An ihrem Bett sitzen die blinde Eugenie und der alte Minister, dem erstere vertraut hat, weshalb sein Schützling in ihren Fieberträumen so ängstlich den Namen Georg ruft. Man hat versucht, den Gerufenen der Kranken zu zeigen, in der Hoffnung, sie dadurch zu beruhigen, aber sie hat jedesmal eine so entsetzliche Aufregung und Angst kundgegeben, daß man schleunigst den armen Georg wieder entfernen und alle diese Versuche aufgeben mußte. Unsäglich qualvolle Stunden hindurch hat der junge Gelehrte hinter der Tür den wirren Worten des kranken Klärchens gelauscht, bis ihn der alte Medizinalrat Schwertfeger fast mit Gewalt forttrieb, kopfschüttelnd davon abstehend, ihn zu beruhigen.

Wie in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Klärchen, ist Georgs liebster Aufenthaltsort wieder das Zimmer des Natur-

forschers in der Dunkelgasse geworden; jedoch auf eine andere Art als früher. Auch der alte Privatdozent bedurfte jemandes, dem er sein bedrängtes Herz ausschütten konnte; auch er hatte wenig Ruhe, weniger als je zuvor, obgleich Stillsitzen nie seine Haupttugend war. Einen Augenblick hatte der brave alte Bursche zwar gehabt, wo er seinen Zögling am liebsten aus dem Fenster oder doch die Treppe hinuntergeworfen hätte; das war an dem Morgen nach dem Tode Angelas, wo Georg die Schuld, die Qual, welche er auf sich geladen hatte, ihm beichtete. Wenn der Mensch durch Selbstvorwürfe tief zu Boden gedrückt wird, und er in seiner Umgebung dann nur traurige Gesichter, wortlose Anklagen findet, so sehnt er sich, daß irgendein lauter Zornausbruch sich auf ihn entladen möge, sehnt er sich danach, daß ein anderer dem Worte geben möge, was seine eigene Brust stumm durchwühlt und zerreißt! Ohne Erwiderung beugte sich Georg dem wilden Erstaunen, Zorn und Schmerz des Naturforschers.

„Fort mit dir! — Wie hast du das tun können? Jetzt wird mir alles, alles klar, — und ich wollte sie auf Bleichsucht kurieren! O mein Klärchen! — Verräter, geh mir aus den Augen! — Beim Anubis, ich weiß nicht, was ich tue! — Was hatte dir mein lachendes, fröhliches, singendes Klärchen getan! Unmensch, — deshalb war sie so still, so bleich, deshalb stirbt sie jetzt! Stirbt durch dich! . . . Ah!“ . . .

So hatte der Privatdozent Ostermeier hin und her laufend gerufen und gewettert, bis er endlich vor dem jungen Philologen stehengeblieben war und ihm ins Gesicht geschaut hatte. Er mußte wohl mancherlei darin gesehen haben, denn er hörte sogleich auf zu klagen, zu fluchen, sich das Haar zu durchwühlen, und brummte nur noch, den Kopf schüttelnd: „Oh, oh!“

Eine Viertelstunde später versuchte er sogar, seinen Zögling zu trösten, zu beruhigen, und wurde nur von Zeit zu Zeit noch einmal von einer Anwandlung seines Unmuts, seiner Angst ergriffen.

„Na, sieh mich nicht so an, Georg! Wer weiß, was geschehen kann! Vielleicht — o Isis! hast du solche Streiche bei mir gelernt, Georg, dann ist es ganz in der Ordnung, daß sie mich nicht zum Professor machen wollen, die Hal . . . o Klärchen, Klärchen! — Und diese Alida, diese Spottdrossel, turdus polyglottos, — ach, Klärchen, meine kleine Nachtigall, du hattest wohl recht mit deinem fryngium campestre — ach, Klärchen, Klärchen! Peter, — was haben sie mit ihr gemacht?!"

Wehklagend miauzend strich Peter, das Kätzchen, um die Füße des Privatdozenten, als verlange es Nachricht von seiner kleinen Herrin.

„Was werden wir anfangen ohne sie, Peter?" sagte der Alte. „Dich kann ich zwar mit den besten Brocken, welche ich aufzutreiben vermag, füttern und beruhigen, aber ich . . . Beim Anubis, ich kann nur meine Entlassung als Mensch einreichen; niemand wird sich ja mehr um mich bekümmern, wenn sie nicht mehr da ist!" — — —

Nächte ohne Schlaf, Tage ohne Ruhe waren für Georg gekommen; sein ganzes Sein löste sich in ein dumpfes, selbstvergessenes Hinbrüten auf. Die Wohnung des Geschwisterpaars in der Blutgasse, im Hause „Zur scharfen Ecke", stand fast immer öde, da Eugenie vollständig in dem Hause und Herzen des alten Hagenheim eingebürgert war. Wenn Georg ja einmal dorthin kam, so trieb ihn seine Ruhelosigkeit sogleich wieder von dannen. Der Staub sammelte sich überall, die Blumen in den Töpfen verwelkten, da niemand sie tränkte: eine Spinne fing ungestört an, ihr Netz im Fenster zu weben; Mäuse huschten anfangs scheu hervor, trieben aber bald ihr Wesen immer mutiger, da keiner sie verscheuchte; wo der Frieden des Gemütes zerstört ist, da nimmt auch bald die Umgebung der Menschen den Charakter der Verwüstung, der Verlorenheit an!

Am achten Tage nach Angelas Tode begegnete der Doktor Hagen zum ersten Male wieder dem ruhelosen Georg. Auch er

erschrak beim Anblick des jungen Mannes. Er sprach ihm zu, aber Georg hob das Auge nicht vom Boden. Einen Augenblick überlegte der Arzt, dann nahm er ihn am Arm und sagte: „Georg, Sie müssen mit mir kommen . . ."

„Muß es geschehen?" fragte der Angeredete mit tonloser Stimme. „Vielleicht stirbt sie in diesem Augenblick; — o, lassen Sie mich!"

„Nein, Sie müssen mir folgen!"

Willenlos ließ sich der Arme fortziehen.

„Hier lag ihr Blumenstrauß; die armen Blumen, sie wurden zertreten!" sagte er, auf eine uns bekannte Treppenstufe in der Ritterstraße deutend. „Dahin wollen Sie mich führen? Was soll ich da? O, lassen Sie mich!"

„Sie müssen mit mir kommen!" sagte der Arzt, und Georg vermochte es nicht, ihm Widerstand entgegenzusetzen.

Oben öffnete Nina ihnen die Tür; sie traten in das Gemach der Sängerin, und diese erhob sich aus ihren Kissen. Die Hand über die Augen haltend, als seien diese leidend, blickte sie den beiden Männern entgegen. Die Vorhänge der Fenster waren herabgelassen, so daß der helle Tag kaum eindringen konnte in das Zimmer, wo alles in eine magische, rote Dämmerung gehüllt war, aus welcher die hohe, schwarzgekleidete Gestalt Alidas um so seltsam prächtiger hervortrat.

Einen Augenblick lang schauten sich die beiden Jugendfreunde wieder ins Gesicht; dann streckte die Sängerin langsam wie zögernd die Hand aus, welche Georg erfaßte und wieder sinken ließ, ohne den mindesten Druck der Finger.

„Dieses rote Halblicht schadet deinen Augen, ich hab's dir schon gesagt, Lida!" sprach der Doktor mit einem Blick auf das Paar. Er schritt zu dem Fenster, schlug die Vorhänge zurück und ließ das glänzende Tageslicht eindringen. Sowohl Alida als auch Georg traten einen Schritt zurück; — wo das künstliche Halbdunkel Gesundheit, Wangenglut heuchelte, zeigte der

wahre, kalte Tag, welche furchtbare Zerrüttungen der Schmerz auf ihren Gesichtern angerichtet hatte.

„Georg!"

„Alida!"

„Jedem zeige ich an dem andern die eigene Vernichtung," sagte der Arzt, indem er die Auseinandergetretenen einander wieder entgegenführte. „Wachet auf! der Blitz ist niedergefallen, — ihr lebt! Die Erschütterung war zum Heil!"

„Klärchen stirbt — durch mich!" murmelte Georg.

„Verzeihe mir, verzeihe mir!" rief die Sängerin, die Hände des jungen Philologen fassend. „Ich bin die Schuldige; ich habe mich zwischen euch gedrängt und euer Glück zerstört! Georg, Georg, weshalb schlägst du mich nicht zu Boden: ich habe es ja vergessen, wie es kam, — was es war, was mich zog! Die tote Frau ist schuld daran, daß ich keinen Gedanken von ihrer Todesnacht rückwärts oder vorwärts festhalten kann. Ruhm? Ehre? Künstlerschaft? — Ich habe ja — die Liebe — vergessen!"

„Die wahre Liebe vergißt man nicht, an der wahren Liebe stirbt man! Klärchen stirbt daran!" sagte Georg, ohne eine Veränderung in Stimme und Gebärden.

„Der helle Tag blendet euch beide," sagte der Arzt. „Der eine hat über seinen Büchern in der stillen, ungestörten Einsamkeit seines Daseins sich mit der Welt seiner eigenen Phantasie umgeben, welche durch die erste Kollision des Lebens über den Haufen geworfen wird. Die andere, bisher allein nur durch das Äußere beherrscht, hat jetzt zum erstenmal einen Einblick in die Tiefe des eigenen Herzens getan. Beide steht ihr an einem Wendepunkte, beide schaudert ihr zurück vor der fremden, unbekannten Welt, die sich jedem von euch in entgegengesetzter Weise eröffnet. Alidas Kampf mit dem Leben ist zu Ende, der Kampf Georgs beginnt! Beiden wird der Umschwung zum Heil gereichen, da er naturgemäß ist. Gewöhnt eure Augen nur an das Tageslicht!"

„O, wer doch blind wäre!“ rief Georg.

„Die schöne Seele, einseitig, kommt nur dem Weibe zu, Georg!“ sagte der Arzt lächelnd. „Lies die Lucinde, Georg; verbunden entsteht erst aus der ‚modernen‘ Ironie und dem Fräulein von Klettenberg die wahre Idee der Sittlichkeit!“

„Könnte ich doch sein wie Eugenie!“ sagte die Sängerin.

Der Doktor wiegte mit einem neuen Blick auf die beiden das Haupt. „Reicht euch noch einmal die Hände,“ sagte er abbrechend. „Im ferneren Glück habt ihr miteinander wenig mehr gemein, bis aber diese Krise eures Lebens vorüber ist, sollt ihr einander gegenübersitzen, — schweigen, und euer vergangenes Leben prüfen und wägen. Reicht euch die Hände! — Der Schmerz allein legt sie euch noch einmal ineinander; — ist der Sturm vorüber, ist die Ruhe zurückgekehrt, so gehen eure Wege auseinander . . .“

Zögernd folgten die beiden Kinder den Worten des Arztes, und als habe diese Berührung alle verschlossenen Quellen des Grams in ihrer Brust geöffnet, löste sich der starre Druck, der auf ihrer Seele lag: weinend verbargen sie die Häupter an der Brust des Arztes, der sie fest und innig an sich drückte. —

20. Kapitel. Es werde Licht!

Frühling, Frühling! Alle Nachtigallen sind erwacht, alle Blüten sind erschlossen! Frühling, Frühling! Wie das junge Laub duftet und schimmert und glänzt! Wie es in den Wäldern melodisch rauscht und sprudelt! Frühling, Frühling! Vor uns die Welt, so weit, so unbeschreiblich frei und sonnig! Ist es möglich, daß es noch Fesseln und Gefängnisse, Krankenlager und Särge, Trübsinn, Hader und Zorn auf Erden gibt? Frühling, Frühling! Selbst der Tod wird ja Leben: kaum vierzehn Tage sind es her, seit der Hügel über der toten Angela aufgeworfen wurde, und schon drängt es sich zwischen den braunen Erdschollen, dem rieselnden Sand hervor: grüne Spitzen, zarte Blättchen, feine, kleine Blütenknöspchen! Frühling, Frühling! Gekommen ist der Frühling, gekommen die schönste Pracht des Frühlings, der erste Juni, wo die Rosenknospen anfangen aufzubrechen, und die Maiblumen noch nicht ganz verwelkt sind. Gruß dir, Frühling!

Aber *unser* Frühling?!

Wo haben *wir* den Frühling zu suchen?

„Ach, leider nicht in den grünen, duftigen Wäldern, nicht auf den sonnigen Fluren, nicht auf den blühenden Wiesen; ach, nicht einmal auf dem stillen, schattigen Friedhof mit seinen Trauerweiden, seinen von Loniceren durchrankten Jasminhecken: in der großen Stadt, wo Fesseln und Gefängnisse, Krankenbetten und Särge, alles Böse und Traurige, welches der Menschheit anklebt, am meisten zu finden ist, müssen wir ihn suchen! Was haben *wir* mit dem Frühling da draußen zu tun?

In der großen Stadt pflücken wir unsern Frühlingsstrauß zusammen: schöne Röschen, stolze Tulpen, Feuerlilien! Stachlichtes Tannengrün und seltsames Stechpalmengezweig schlingen wir zwischen Veilchen, Maiblumen und Narzissen und summen dabei den alten Vers:

„Die Röslein soll man brechen
Zu halber Mitternacht;
Dann seind sich alle Blätter
Mit dem kühlen Tau beladen,
So ist es Rösleinbrechens Zeit! . . ."

Ja, dann ist es „Rösleinbrechens Zeit" für den Dichter, wenn die „halbe Mitternacht" des Schmerzes hereingebrochen ist, und der glänzende Tränentau auf den Blumen im Garten der Menschheit, wo er seinen Strauß sammelt, liegt und funkelt. An den starren Stacheln der Tannen, an den spitzen, harten Blättern der Stechpalmen haftet solcher Tau zwar nicht; aber im weichen Herzen der Rose nistet er sich glänzend ein, der Schönheit einen Reiz verleihend, welchen die heiße, unbewölkte Sonne des Glücks nur vernichten kann.

Wieder treten wir an das Lager des kleinen Klärchen Aldeck!

In dem großen Hause am Opernplatz ist es womöglich noch stiller geworden als zuvor. Die Inwohner schleichen lautlos einher; die Glocke des Portiers ist abgenommen; wo etwa ein Tritt lauter widerhallen könnte, ist alles mit Matten und doppelten Teppichen bedeckt; das Pflaster draußen ist mit ausgebreitetem Stroh belegt, um das Rollen der Wagen zu dämpfen; nichts soll das kranke Kind stören, nichts die etwa einschlafenden Geister des Fiebers von neuem erwecken! So will es der alte Minister von Hagenheim. Ist das große Haus aber still wie ausgestorben, so fängt es dagegen in dem Herzen seines Herrn an, leise sich zu rühren; die Finsternis, die auf ihm liegt, wird zur wehmütigen Dämmerung. Die bisher nur auf den Jammer seines zerstörten Hauses, auf seine politischen Täuschungen gerichteten Gedanken des alten, vereinsamten Mannes beginnen diesen engen Kreis finsterer Vorstellungen zu durchbrechen. Es wird Licht! Die Leiden und Freuden und Verwickelungen einer ihm bis dahin vollständig unbekannten Welt, die ihm am Krankenbett Klärchens vor das innere Auge getreten sind,

fangen an zu wirken auf sein vertrocknetes, verödetes Gemüt. Was am Morgen, am Mittag seines Lebens unmöglich war, macht der düstere Abend desselben folgerichtig, naturgemäß, notwendig. Der Mann, welcher seinen Lebenstag hindurch nur das Ganze erfaßte und verstand, wird, wenn die Dämmerung die Sehweite seines Auges verringert, Mann des Partikularen, des Einzelnen. Wo der Minister von Hagenheim einst nur das Glück oder Unglück des Staates sah, sieht er jetzt nur das Glück oder Unglück des Individuums. Das Zeichen des Makrokosmos versinkt; das Zeichen des Mikrokosmos liegt vor ihm da! Milder, ruhiger, — gehobener wird seine Stimmung, je enger die Welt wird, die ihn umgibt, je inniger sein Blick sich in die wunderbare Fülle dieser engen Welt vertieft! . . .

„Am ersten Juni 183— ward mir ein Töchterlein geboren —" sagte das Blatt im Gesangbuche Martin Friedrich Aldecks, weiland Organisten zu St. Gereon: heute schreiben wir den ersten Juni!

„Überlebt sie das achtzehnte Jahr, so kommt sie in die achtziger Jahre —" sagte der Planet, den wir im Stübchen Klärchens fanden: — heute ist Klärchen Aldeck neunzehn Jahre alt geworden!

„Es muß sich nun entscheiden," sagte der Medizinalrat von Schwertfeger. „Aus diesem Schlummer kann sie zum Leben erwachen; dieser Schlummer kann in den Schlaf des Todes übergehen!"

Eugenie Leiding und der Minister saßen mit dem Arzt am Bett der Kranken; beide senkten das Haupt, doch erhob Eugenie die lichtlosen Augen in demselben Augenblick wieder: keiner der Atemzüge ihrer kleinen Freundin ging ihr verloren!

„Wir wollen das Beste hoffen!" sagte der Medizinalrat. „Wie es kommen mag, ich bin froh, daß dieser Kampf vorüber ist: weniger der Kranken wegen, als derer, die um sie sind! Ich liebe diese Ruhe —"

Er legte die Hand auf das Herz des Kindes und zählte die leisen Schläge. —

„Der Körper hat die Krankheit besiegt!“ sprach er, mehr für sich als zu den andern. „Aber der Geist? . . . Was wird das wiederkehrende Bewußtsein ihr bringen?“ . . .

Das kranke Klärchen regte sich, sie bewegte die Hand nach der Stirn zu. —

„Georg!“ flüsterte sie mit schwacher, erloschener Stimme, — sie schlug die Augen auf, — schloß sie wieder! Nur der Arzt hatte es bemerkt.

Es wird Licht!

„Georg!“ — — — Im nächsten Augenblick war der Blitz des Selbstbewußtseins wieder erloschen; sie schlummerte wieder! . .

21. Kapitel. In der Dunkelgasse.

Im Laden des Kleiderjuden Jakob Rosenstein, an der Ecke der Dunkelgasse, ging es am späten Nachmittag dieses Tages sehr lebhaft her. Der Gesprächsstoff der Nachbarschaft und Umgebung muß bedeutend angewachsen sein, denn die Zungen sind im Gange wie in einem Elsternest, wenn der Jäger eben vorbeigegangen ist. Bekannte und unbekannte Leutchen haben sich im kühlen Verkaufsgewölbe des Israeliten zusammengefunden, seigen Mücken, verschlucken Kamele und streichen die Geige am Rabensteine, wo und wie sie nur können.

„Nun, Ruth, was sagen Sie dazu? Haben Sie jemals so etwas erlebt? Herr, wer hätte das denken können, wenn sie so freundlich und hübsch unter uns war, half, wo sie konnte, mit den Kindern spielte und ihre Blumen machte für die mächtige Putzmacherin! Hier in der Dunkelgasse wird ihr niemand ihr Glück mißgönnen; sie hatte auch immer etwas so Apartes — so Feines . . ."

„Klärchen Aldeck wird immer dieselbe bleiben, Frau Wetzel!" unterbricht Ruth den Redefluß der Sprechenden. „Überall ist sie ein kleiner Herzensengel gewesen — fragen Sie nur meine Schwester Rahel, Frau Nachbarin — und sie wird es bleiben."

„Jawohl, überall war sie ein gutes, liebes Kind, und wenn man sie in dem vornehmen Hause in Silber und Gold faßte, so würde sie doch meine Brautjungfer werden," sagte ein Stimmchen leise und schüchtern von einem dunklen Winkel her. Ein nachdrückliches Kopfnicken begleitet es, und gar hübsch fallen die blonden Locken über Fräulein Annchen Seibolds Gesicht und verbergen so gut als möglich das Erröten, welches sogleich nach diesen schrecklichen, verwegenen Worten über ihre Wangen fliegt. Bedeutsame Blicke wirft das arme Kind von Zeit zu Zeit nach der offenen Ladentür, als ob es sich nicht recht sicher fühle: es hat behauptet, nur gekommen zu sein, um sich nach Klärchen

Aldeck zu erkundigen, hat in Wahrheit aber hier einen Zufluchtsort vor Herrn Ernst Papphoff, dem Bösewicht und Buchhändler, gesucht, wie klar dadurch bewiesen ist, daß der hoffnungsvolle junge Mann in einer der nächsten Straßen sich umhertreibt, mit sehr bärbeißigen Mienen die Schaufenster und die Vorübergehenden musternd.

„Laß mich zufrieden, Brummkater, ich will mit dir nichts mehr zu schaffen haben," hat vor zehn Minuten Annchen Seibold gerufen. Sie hat ihren Arm aus dem des Buchhändlers gezogen und ist davongerannt. Was dem vorangegangen ist, kümmert uns wenig; genug sei es uns, daß wir sie im Laden des Juden Jakob Rosenstein sitzend finden! —

„Ja, wie haben wir uns damals erschrocken, als der vornehme Bediente hierherkam und nach ihr fragte!" sagte eine andere Nachbarin. „Mein Fritzchen kam heulend angelaufen und schrie: ‚Fräulein Klärchen ist tot, Fräulein Klärchen ist übergefahren! Mir fuhr es in alle Glieder. Was für'n Schrecken so ein Kind einem doch einjagen kann! Na, der alte Professor da oben gebärdete sich schön, als er nach Hause kam und das Unglück hörte . . ."

„Gottlob, daß die Gefahr jetzt vorüber ist!" sagte die Frau Wetzel. „Ich hörte zuerst, Klärchen Aldeck sei in der Burgstraße von einem tollen Hunde gebissen! Was die Leute doch gleich sprechen! — Man hat übrigens in der letzten Zeit mancherlei hier in der Gasse erlebt."

„Wenn nur Fräulein Ruth so gut sein wollte, Verstand in die Sache zu bringen!" meinte ein dritte Nachbarin, die ein Kind auf dem Arme trug. „Ich bekümmere mich um solches Gerede nie; aber die Leute munkeln so allerlei, — Fräulein Ruth allein könnte Bescheid geben; sie hat ja die tote ausländische Frau gepflegt —"

„Ich kann nichts erzählen; ich weiß nichts," sagte Ruth, welche sich in einem Winkel etwas zu schaffen macht, um den

Blicken aller Nachbarinnen, die sich neugierig funkelnd auf sie heften, zu entgehen.

„Ach, sprechen Sie nicht so! Weshalb hat sich der fremde Doktor so viel um die Kranke bekümmert? Was hat die schwarze, verschleierte Dame in der Dunkelgasse zu suchen? Was . . ."

„Ich weiß es nicht! ich weiß es nicht!" ruft die gequälte Ruth.

„Weshalb hat der vornehme Herr Klärchen Aldeck zu sich ins Haus genommen, Fräulein Ruth?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht!"

„Hat er doch seine Freude an dem Vögelchen! Sela!" ruft eine heisere Stimme aus dem Hintergrunde des Verkaufsgewölbes; das ehrenwerte Haupt Jakob Rosensteins taucht aus einer noch tieferen Höhle auf und versinkt in demselben Augenblick wieder.

„Himmel! Ich habe mich wahrhaftig ordentlich erschrocken!" ruft Anna Seibold, nach der Stelle hinsehend, wo die Erscheinung versunken ist.

„Mein," — sagt das Haupt, wiederum auftauchend, „mein, schlägt's dem großen Herrn doch auch in der linken Brust, — wer könnt liegen lassen das hübsche Klärchen, wenn's ihm wär' gefallen vor die Füß?"

Damit erscheint die Gestalt des alten Juden ganz unter seinen Besucherinnen, um an den ferneren Gesprächen besser teilnehmen zu können.

„Sie erzählen viel böse Geschichten von dem alten, vornehmen Herrn. Es soll gar unheimlich sein in seinem großen Hause! In seiner Jugend ist er ein wilder, gottloser Mann gewesen, und er hat viel Böses ausgeführt in dem alten Gebäude, — darum ist die Rache darüber gekommen, und alles, was in das Haus eingeht, stirbt und vergeht, — Gott schütze das arme Klärchen! Es graut einem davor . . ."

„Dummes Zeug, Frau Schlenker, — bitt um Entschuldigung!"

„Wollt ich Ihnen auch raten, Herr Rosenstein! Was! Dummes Zeug? Das sollen Sie mir nicht sagen! Hab ich's nicht aus guter Quelle, daß es in dem Hause umgeht?" . . .

„Wo! wie! was!" rufen drei bis vier eifrige Stimmen.

„Jawohl! Gott behüte uns! — Auch der gelehrte Herr Ostermeier drüben hat es gesagt!"

„Der?!" ruft der Jude lächelnd. „Der Privatdozent Ostermeier?"

„Nun, was habt ihr mit dem?" sagt der Naturforscher, in die Tür guckend. „Beim Anubis, ihr nehmt wohl meine Reputation da recht niedlich vor, he?"

„Gibt es Gespenster? Kann es umgehen, Herr Professor, Herr Doktor, Herr Ostermeier?" umringen die Weiber den Gelehrten.

„Alle Teufel, Luft, Licht! Nachbarin, euer Fläschchen!" ruft der Bedrängte lachend. „Platz der Gelehrsamkeit! Wer leugnet hier Gespenster?"

„Der Herr Rosenstein! Ich! Ich!" . . .

„Sieh mal, Annchen Seibold, bist du auch da? Du, an der Ecke wartet jemand!"

„Lassen Sie ihn warten, Herr Ostermeier! Gibt es Gespenster?"

„Gespenster? Kinder, das ist eine bedenkliche Frage, über welche wir Gelehrten selber noch nicht recht einig sind. Wo soll es denn spuken?"

„In dem großen Hause am Opernplatz, wo Fräulein Klärchen Aldeck krank liegt."

„Da? Leute, ich will euch etwas sagen, — bst — schaut euch mal um, ob sich in den Winkeln auch nichts regt! Horcht! Seht, bei uns armen Teufeln hier unten — Rosenstein, Ihre alten Röcke und Scharteken haben ein verdammt geisterhaftes

Aussehen! — Bei uns armen Teufeln hier unten kann ein ordentliches Gespenst nicht aufkommen vor der guten Staatseinrichtung, die für jeden Gewissensbiß den bestimmten Paragraphen der Polizeiordnung oder des Kriminalgesetzes aufschlägt. Aber da oben — ja, da oben, da haben die Gespenster freies Spiel! Wo die Polizei nicht hinreicht, da kommt wohl etwas anderes, viel Schlimmeres hin und schlägt eine andere Polizeiordnung, ein anderes Kriminalgesetzbuch auf — Gott behüte Sie, Frau Schlenker, freuen Sie sich, daß er Sie zur Waschfrau und nicht zum Minister des Innern oder Auswärtigen, oder zum Abgeordneten der ersten Kammer gemacht hat, oder Sie sonst bei der Verfassungsverfasserei angestellt hat."

„Hat er doch recht, ganz recht!" ruft der alte Jude, der während dieser Rede wohlgefällig mit dem Kopf genickt und sich die Hände gerieben hat. „Hat er ganz recht — ein braver Mann, ein lieber, ein gelehrter Mann, der Herr Doktor —"

„Maul halten!" schnauzt der Privatdozent den Begeisterten an, sein Lob im besten Flusse abschneuzend und einen Effekt in der Versammlung hervorbringend, wie er entsteht, wenn in einer fröhlichen Gesellschaft auf einmal das Licht ausgeblasen wird.

„Na, viel Vergnügen, ihr — ihr Gespensterseher!" sagt der Naturforscher und trabt seiner Wohnung zu, rennt aber an Herrn Ernst Papphoff, dem er mit seinem Kollegienheft einen Schlag auf die Schulter gibt, und welchem er lachend etwas zuraunt, worauf der junge Mann schleunigst der Firma Rosenstein zusteuert, was zur Folge hat, daß Annchen Seibold sich noch weiter in das Dunkel der Höhle zurückzieht, und Ruth sie kichernd hinter einen Vorhang schiebt. Alle anwesenden Damen halten es für den besten Spaß, der jemals gemacht ist, wenn sie dem vom Tageslicht geblendet eintretenden Papphoff seine kleine Braut verleugnen.

„Fräulein Anna ist nicht mehr hier; Fräulein Seibold ist

schon weggegangen!" tönt es ihm von allen Seiten entgegen, wie er in der Tür steht, und seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen sucht.

„So? Tut mir leid, meine Damen, aber ich komme wichtigerer Angelegenheiten halber, meine Hochzuverehrenden! Fräulein Ruth, darf ich mich auf diesen Tisch setzen?"

„Bitte!"

Herr Ernst Papphoff nimmt den von ihm erwählten Platz ein, wirft einen schlauen Blick in den Hintergrund des Gewölbes und — stößt einen herzzerbrechenden Seufzer aus.

„Ach, Rosenstein!"

„Nun, mein junger Herr. Was gibt's? Kann ich dienen in Ihrer Beklemmung?"

„Ach, Rosenstein, wenn Sie wüßten — —"

„Nun, was ist denn? Herrgott, was gibt's denn?" rufen alle Damen, die vor solch tief ausgeprägtem Schmerz in Miene und Gebärde bereits bedeutend ihre Festigkeit in Hinsicht auf ihren Plan verlieren und verstohlene Blicke nach dem Vorhang werfen, der sich aber durchaus nicht bewegt.

„Ach, Rosenstein — gräßlich! — in drei — drei Monaten — soll meine — — Hochzeit sein! schauderhaft!"

Die Frauenzimmer schlagen die Hände zusammen und starren sprachlos, mit offenem Munde, den Buchhändler an, der mit herabhängender Unterlippe, gefalteten Händen und zur Decke gerichteten Augen dasitzt, ein wahres Bild des Jammers. Der Vorhang regt sich bedeutend.

„Mein, und das sagen Sie, als ob Sie sollten geköpft werden?" ruft der alte Jude.

„Ach, Rosenstein! — drei Monate! Darf ich mir eine Zigarre anzünden, Ruth? — Sehen Sie diese Zigarrentasche, Rosenstein! Sie hat sie mir zum Geburtstage angefertigt — ach, teures Kleinod einer zarten Neigung, geh! ich Barbar verdiene

dich nicht! — Rosenstein, — kaufen Sie mir den unpraktischen Gegenstand ab!" —

Der Vorhang bewegt sich mächtig.

„O du mir teurer als alle Schätze der Welt — Was wollen Sie dafür geben, Rosenstein? — Ach, nur noch drei Monate! — Sie da, Frau mit dem Kinde, gehen Sie mir gefälligst einmal ein bißchen aus dem Licht! — Schon in drei Monaten! — ach, es ist unmöglich, — daß ich sie in so kurzer Zeit zu einer — vernünftigen, liebenswürdigen, gefälligen Ehehälfte — heranbilde; ich —"

„Nein, nun wird es mir zu toll! Der Bösewicht!" ruft Annchen Seibold, hervorstürzend und ihren Verlobten beim Kragen nehmend. „O du unverschämter Mensch, warte —"

„Ha, ha, ha! Rosenstein geben Sie mir meine Zigarrentasche zurück, Sie sind ein viel zu schlechter Zahler! Hab' ich dich hervorgelockt, Annchen? Was für einen gescheiten Mann du doch an mir kriegst! Nun komm nach Hause, für heute haben wir uns genug gezankt, morgen ist wieder ein Tag!"

„Da kommt Rahel!" ruft Ruth, und Klärchens Mitarbeiterin erscheint, ihr Körbchen am Arm, am Eingange der Dunkelgasse.

Ernst Papphoff tritt ihr entgegen, grüßt höflichst die junge Putzmacherin, führt sie, zierlich ihre Hand haltend, in den Laden, und fragt feierlich: „Was macht Fräulein Laura Laurentia Sauer, meine holdeste Freundin und Gönnerin?"

„Wird Sie nicht zu ihrer Hochzeit einladen, Herr Papphoff. Sehen Sie hier; — da Klärchen Aldeck krank ist, so muß ich dem Fräulein Sauer das Brautkleid machen! Was sagen Sie zu diesem Glanz?"

„Donnerwetter!" ruft der Buchhändler. Alle Weiber im Laden drängen sich um Rahels Körbchen.

„Nicht anfassen, Herr Papphoff! Um Gottes willen —"

„Dieser Schollenberger! O Götter, Annchen, wie habe

ich mich vergriffen! — Komm schnell fort, Kind! O Laura Laurentia!" . . .

„Die schwarze Dame! Da geht die schwarze Dame!" ruft plötzlich eine der Nachbarinnen; die Köpfe aller Weiber und jungen Mädchen fahren auseinander und von dem Brautkleide in die Höhe.

„Wo, wo, wo?" — „Wahrhaftig!" — „Wer mag sie sein?" — „Ruth, ach, wenn Sie doch sprechen wollten!" — „Hat denn noch niemand sie ohne ihren Schleier gesehen?" — „Sie geht wieder zu dem Doktor Hagen!"

Nach allen Seiten hin zerstreuen sich die Gevatterinnen. Ernst und Annchen, Ruth und Rahel und der alte Rosenstein bleiben allein zurück.

„Komm, Ernst, wir wollen nach Haus!" sagt Annchen. „Vielleicht begegnen wir wieder dem armen Georg. Er tut mir so leid, daß es mir fast das Herz bricht!"

Der Buchhändler nickt und drückt den beiden jungen Jüdinnen und ihrem Vater die Hand; dann entfernt sich das junge Paar in friedlicherer Stimmung, als es gekommen ist.

„Wunderliche Welt, wunderliche Welt!" brummt der alte Jude vor sich hin. „Wollt' ich doch sein ein großer Dichter, wenn ich hätte gelernt zu schreiben Verse!" — — —

22. Kapitel. Hic et ubique.

So scheu und verstohlen die Leutchen in dem Kleiderladen der hohen, schwarzverschleierten Gestalt der Sängerin nachgeschaut hatten, so wenig schien sie selbst sich um ihre Umgebung zu kümmern. Sie sah nicht nach rechts, noch nach links, als sie durch die Dunkelgasse glitt, und erst als sie am Hause, wo der „fremde Doktor" wohnte, angelangt war, hob sie das Auge vom Boden empor.

„Da ist sie wieder!" sagte die Frau des Schuhmachermeisters Plock, und Meister und Gesellen fuhren mit den Köpfen hervor und blickten vorsichtig dem Rätsel der Dunkelgasse nach, bis der letzte Zipfel des schwarzen Gewandes verschwunden war. Die Sängerin stieg die Treppen hinauf und klopfte leise an die Tür des Doktor Hagen. Niemand antwortete.

„Sollte er nicht zu Hause sein?"

Alida legte die Hand auf den Griff des Schlosses, die Tür öffnete sich. — An seinem Schreibtische mitten in dem leeren, weiten Zimmer saß der Arzt, der Eintretenden den Rücken zugewandt, den Kopf auf die linke Hand gestützt, — wie es schien, in tiefen Gedanken. Er hörte den Schritt der Sängerin hinter sich nicht, er sah sich nicht um; erst als Alida ihm die Hand auf die Schulter legte, fuhr er erschrocken auf, aber fast noch mehr erschrak die Sängerin.

„O, mein Freund, mein väterlicher Freund," rief sie, „so habe ich Sie noch nie gesehen. O, ich begreife, so sehen Sie aus, wenn Sie allein sind; wenn Sie glauben, daß niemand Sie belausche!"

Der Doktor reichte der Sängerin die Hand.

„Mein Kind!" . . .

„O, lassen Sie mich vor Ihnen knien, Sie Edler, der Sie mit solchem Schmerz in der Brust uns Schwachen gegenüber so stark sind!" . . .

„Mein Kind!“ . . .

„Was haben Sie mir alles getan! Was sind Sie mir alles gewesen! Mir, der Verblendeten, welcher erst Tage, wie die letzten, Blicke, wie dieser eben, deutlich machen konnten, was ich Ihnen schulde! O Sie, der Sie der Menschen Herzen kennen, sagen Sie mir, daß Sie wissen, wie ich jetzt fühle, wie ich jetzt — bin! O, könnte ich Ihnen doch helfen, könnte ich Ihnen doch helfen!“

„Mein Kind, mein liebes Kind; wir wollen, wir müssen zusammenhalten, — wir haben einander nötig, jetzt und in Zukunft! Ja, es ist mir gelungen, dich aus den Wellen des Lebens zu erretten, — verlassen darfst du mich nicht! Es ist ein schmales, gebrechliches Brett, welches uns trägt, von welchem wir in das wilde Spiel der Fluten schauen! Lida, mein liebes, liebes Kind, seit jener Nacht, wo ich zum ersten Male im Leben dich erblickte, zu Rom, in der Via Maligna, bis zu dem Augenblicke, in welchem deine Mutter das Geheimnis deiner Geburt mir entdeckte, habe ich stets gewußt, daß dein Schicksal das meinige sein müsse; war es mir stets, als müsse der Zickzackflug, welchen du mich führtest, derjenige sein, welcher mich endlich zur Sühne, zur Reinigung, zur — Ruhe führe! Alida, meine Tochter, ich glaube, unsere Zeit in dieser Stadt ist zu Ende! — Entfalte deine Schwingen, wir wollen von dannen.“

„Fort? Fort, ohne ihn — deinen Vater, gesehen, — versöhnt zu haben?“

Der Arzt lächelte trübe.

„Mein Kind, das Leben löst manches nicht, was die dramatischen Dichter oder die Romanschreiber in einem harmonischen Schluß verklingen lassen müssen, wenn ihr Werk das Gemüt befriedigen soll. Die Dichter aber haben auch das Recht, ein Glied aus der großen Kette des Daseins herauszuheben und abgeschlossen künstlerisch zu gestalten; im Leben jedoch fließen die Ringe dieser Kette ununterbrochen durch die Hand des

Demiurgos, des Urkünstlers, der nichts vom Anfang, nichts vom Ende weiß, und welchem alles Harmonie und schönste Blüte ist, was uns Mißlaut und Vernichtung scheint. — Ich sehe den Schatten des alten Mannes nicht mehr nächtlich an den Fenstervorhängen dahin schweben. Das Kind, welches ihm der Dichter Weltgeist in den Weg geführt hat, ist zum Leben erwacht, wie ich von einem alten Freunde vernommen habe; an diesem jungen, schönen Dasein wird sich der Greis aufrichten, so weit es möglich ist. Wir haben in diesem Kreise nichts zu schaffen, Lida! Nur störend würden wir dazwischentreten. — Du sagst von mir, ich kenne das Menschenherz! Sieh, Alida, anfangs wird der alte Mann, mein Vater, das kleine Klärchen wie ein hübsches Spielzeug betrachten. Klärchen gleicht ein wenig meiner gestorbenen Schwester Kornelie, sie wird diese wehmütig süße Erinnerung mehr und mehr wieder anfachen in der Brust meines Vaters. Der Medizinalrat Schwertfeger hat mir schon mancherlei von den Absichten und Plänen des Grafen mitgeteilt: das Kind kann einst in Purpur und Byssus einhertreten! — Die beiden jungen Herzen, Georg und Klärchen, werden sich schon wiederfinden, und ihre Liebe wird hübscher, glänzender aufblühen, wie die Flur nach einem Frühlingsgewitter. Alida, im Frühling haben wir nichts mehr zu suchen! Wir wollen fort!"

„So führe mich!" sagte die Sängerin. „Im Frühlinge haben wir nichts mehr zu suchen . . ."

„Du bist also bereit?"

Die Sängerin nickte.

„Ziehst du eine Stadt, ein Land vor?"

Die Sängerin schüttelte das Haupt und sagte mit halberstickter Stimme: „Aber ich kann nicht singen! Überall ist der Schatten meiner Mutter vor mir, überall würde ich sie an den Pforten der Theater sitzend sehen — in Lumpen — ah! Nicht singen, singen!"

„Wollen wir zurück nach deiner Mutter Heimatland? Nach Italien?“ fragte der Arzt, und die Sängerin verbarg das Haupt an seiner Brust.

Er fuhr fort: „Komm, ich bringe dich nach Hause, unterwegs können wir das Weitere besprechen. Quäle dich über nichts, ich will schon alles besorgen.“

Der Doktor nahm seinen Hut.

„Ich — ich möchte wohl noch — einmal — hinauf!“ flüsterte die Sängerin.

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Es flutet rasch in diesen großen Städten!“ sagte er. „Du findest da oben nichts mehr von deinen erschütternden Erinnerungen. Vorgestern schon ist ein anderes Elend dort eingezogen: ein armes Ehepaar mit vielen Kindern. Letztere spielen auf der Stelle, wo deine Mutter starb. Im Leben wie im Märchen, Alida, darf man sich nicht umsehen, wenn man sicher durch die Schrecknisse gelangen will. Sieh geradeaus oder nach oben, und die Schemen weichen, du gehst ungefährdet durch! Blicke zurück, — du wirst zu — Stein! Alle Völker kennen die Sage.“

„Du hast recht. Befiehl immer; ich folge dir —“

„Willst du auch wieder singen?“

Die Künstlerin schaute einen Augenblick in die Augen des Doktors.

„Ja!“ sagte sie leise.

„Nicht gleich! — später!“

„Ich danke dir! Du bist gut!“ sagte Alida.

„Nun denn, komm! Nimm dich in acht, in der Dunkelgasse sind die Treppen steil und dunkel!“

Sorgsam leitete der Arzt seinen Schützling zur Straße hinunter. Wir aber suchen den Naturforscher, Privatdozent Doktor Justus Ostermeier, einmal wieder in seiner Behausung, den Fenstern Hagens gegenüber, auf. —

Zum ersten Male seit Klärchen Aldecks Krankheit treffen wir den Privatdozenten in einer seiner früheren heitern Gemütsstimmungen. Sein fröhliches, frisches Herz schüttelte gern so schnell als möglich alles ab, was es bedrückte. Bei dem leisesten Hoffnungsschimmer von Klärchens Erhaltung hatte der Naturforscher hoch aufgeatmet und heute, wo er die Versicherung empfangen hatte, daß sein Schoßkind am Leben bleiben würde, war er so selig, als solch ein lustiger, kleiner Bursche und gelehrter Herr von sechsundsechzig Jahren nur sein kann. Seinen sechsundsechzigsten Geburtstag, welcher mit dem Klärchens auf einen Tag fiel, hatte der Alte übrigens noch gar jämmerlich, im Vergleich zu anderen solchen Tagen der letzten Jahre, hingebracht. Niemand hatte sich darum bekümmert und er selbst am wenigsten. Heute aber saß er unbeschreiblich gemütlich in seinem Zimmer und zerlumpten Schlafrock, in welche beide er gekrochen war, nachdem er der Dunkelgasse seine Ansichten über Gespenster dargelegt hatte, und beschäftigte sich eifrig mit der — Zerlegung einer Maus, über deren Besitz er am morgen einen harten, bedenklichen Kampf mit Peter, dem Kätzchen, geführt hatte. Gegen Billigkeit und Recht, wie gewöhnlich, war er als Sieger aus dem Streite hervorgegangen.

Um den vortrefflichen Naturforscher her lag ein buntes Gewirr von Mineralien, Pflanzen, Präparaten aller Art, Büchern, Schriften, Messern und Messerchen, und ohne Groll saß Peter in der Fensterbank im Sonnenschein, putzte sich Bart und Brust, fuhr mit der Pfote über die Ohren und schnappte nur von Zeit zu Zeit nach einer Fliege, warf nur dann und wann einen ärgerlichen Blick nach seiner Maus zwischen den gelehrten Fingern des Privatdozenten. Zierliche Tabakswölkchen umkräuselten diesen, und wirklich anmutig war es anzusehen, wie er oft, seine Seziermesser hinlegend, einen kunstvollen Ring in die Luft blies, in der höchsten Vollendung desselben vor-

sichtig die Nase auf das Gewölk legte und es langsam wieder einzog, als ob die Natur bei der Erfindung des menschlichen Riechwerkzeuges niemels einen andern Zweck im Auge gehabt habe. Von Zeit zu Zeit lief aber durch diese angenehmen Beschäftigungen des Alten doch ein Zeichen mißmütiger Ungeduld. Wer kann alle trüben Gedanken bannen, wenn er auch den besten Willen dazu hat? —

„Beim Anubis," brummte er, „kann ich wohl an etwas anderes denken als an das verwünschte Mädchen?! Was sie jetzt wohl anfangen mag? Daß doch ein solcher kleiner Kobold einem so ans Herz wachsen kann! Hm, hm. — Es ist auch kein Wunder, daß ich sie vermisse: ich mag schön aussehen! Niemand näht mir jetzt die Knöpfe an den Rock! Wer stopft mir meine Strümpfe? Ich führe das kümmerlichste Leben in der Welt. Na, corruptio optimi pessima! auf deutsch: Justus, was warst du doch vor dreißig Jahren für ein netter Kerl! — O Isis, damals hätte ich heiraten müssen; aber jetzt! beim Anubis, jetzt sind Linnés sponsalia plantarum alle Sponsalien, auf welche ich mich einlassen darf! Klärchen, Klärchen, was werden sie aus dir machen? Komm zurück, wie du weggegangen bist, mein fröhliches Kind! Ach, wie ein Kolibri sich in einer Bignonie fängt, hat sie sich in dem großen, vornehmen Hause gefangen — horch! da kommt der Verräter, der Bösewicht, der Georg! — er hat's ja eilig! Ist da etwas passiert? O Isis und Osiris, wenn der arme Teufel nur nicht so jämmerlich reuevoll und elend aussähe, ich hätte ihm schon verschiedene Male das Genick gebrochen . . . Da ist er!" . . .

Stürmisch ward die Tür aufgerissen, Georg stürzte herein, dem alten Gelehrten an den Hals.

„Sie lebt! sie lebt! Sie kennt mich! O, ich träume, ich träume, sie — kennt mich nicht!"

„Sechshunderttausend Schock Anubisse, Ibisse und anderes Ungeziefer, was ist? was gibt's?" rief der Naturforscher.

„Ich bin der Glücklichste, der Unglücklichste der Menschen! Gerettet und rettungslos verloren!"

„Sie lebt, Klärchen lebt! das weiß ich wohl! Was geht's dich an? Du bist nicht daran schuld! . . . Na, na . . . ich wollte damit nur sagen, daß du dich deutlicher ausdrücken solltest. Wozu habe ich dich Logik — hol' der Teufel den Unsinn! — gelehrt?"

„Sie haben recht," sagte Georg tonlos, „ich habe sie verloren . . . ich —"

„Bursche, nicht dieses Gesicht! Sprich, was trieb dich auf diese tolle, verrückte Weise her?"

„Ich komme von ihr!"

„Von Klärchen?" . . .

„Ich habe sie gesehen, sie — gesprochen!"

„Wa— was?" rief der Naturforscher verwundert. „Und das hat man gelitten?"

„Ach, Sie wissen nicht . . ."

„So sprich! schnell! Da, setze dich, du scheinst nicht viel Atem übrig zu haben."

Den gebotenen Stuhl abweisend, stehend, hin und her laufend, atmend, stockend vor innerer Bewegung erzählte Georg Leiding: „O, mein väterlicher Freund, ich war wieder an ihrer Tür, atemlos horchend auf den leisesten Laut darin. Seit jenem Tage, wo sie so aufgeregt wurde, als ich in ihre Nähe kam, hatte ich sie ja nicht wiedergesehen! Mit dem schrecklichen Bilde ihres bleichen Gesichtchens, ihrer fieberglühenden Augen, die mich ewig verfolgen werden, vor der Phantasie, saß ich da, als plötzlich die Tür sich öffnete und der alte Minister von Hagenheim erschien. Er faßte meine Hand und führte mich hinein, — der Boden zitterte unter meinen Füßen, ich wäre gesunken, hätte

der Alte mich nicht unterstützt. Es waren Leute da: meine Schwester Eugenie, der Medizinalrat von Schwertfeger, — ich weiß es nicht! — Ich glaube, daß jemand mich zurückhielt, als ich vorstürzen wollte; — — sie! sie! sie vor mir, bleich, mager, dem Tode nahe, sie mir ihre liebe Hand entgegenstreckend, mir winkend! . . . ‚Georg, lieber Georg, da bist du?' flüstert sie. ‚Erst jetzt wollten sie mir erlauben, dich zu sehen, lieber Georg! Vergib, ich kann mich noch nicht recht besinnen, — sie wollen mir nicht sagen, wie ich in diese Pracht komme, wo ich bin . . .' Sie konnte vor Mattigkeit nicht weitersprechen, erschöpft sank sie zurück in ihre Kissen. Ich aber hielt ihre süße Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen und Tränen; ich bat sie um Verzeihung, mein ganzes schuldbeladenes Herz war ich im Begriff ihr auszuschütten. Sie sah mich mildlächelnd an, legte den Finger an ihre durchsichtige Stirn und schüttelte leise den Kopf, als verstehe sie mich nicht. Der Medizinalrat legte mir bedeutungsvoll die Hand auf die Schulter, und ich schwieg, als sie wieder anfing zu sprechen! Süße, milde Worte waren es. Sie sprach von Einzelheiten unserer ersten Bekanntschaft und von Ihnen, Herr Ostermeier! von ihrem Stübchen, ihren Blumen, ihren Arbeiten — nichts von dem kürzlich Geschehenen! Eine schreckliche Ahnung dämmert in mir auf, — sie kennt meine Schuld nicht mehr! — Fortgespült hatte das Fieber alles, was in der letzten Zeit Böses über uns, über sie gekommen war! Nichts in ihrer Erinnerung als das ungetrübte, süße Glück der früheren Tage, welches unwiederbringlich vernichtet ist, — durch mich vernichtet ist! — Ich verbarg den Kopf in ihre Kissen; sie ward besorgt, sie sah, daß Eugenie weinte; der Medizinalrat zog mich fort und führte mich hinaus. War das alles ein Traum? War das Wirklichkeit? — ‚Die Kranke hat Sie sehen wollen, wir mußten ihr genügen' sagte der Arzt, ‚hoffen wir, daß die Zeit das übrige tut! Erinnern Sie aber bei ferneren Zusammenkünften um Gottes willen nicht an das zwischen Ihnen Vor-

gefallene, sprechen Sie den Namen Alida nicht aus, — leben Sie mit der Kranken nur in der Zeit, die sie kennt, von welcher sie spricht; — Sie werden sie nun öfter sehen müssen, — ich brauche nicht mehr zu sagen — Ihre Pein kenne ich — dies ist die reinigende Strafe.' — Was nun weiter um mich geschah, weiß ich nur dunkel: ich glaube, daß Eugenie mich küßte, ich glaube, daß der Minister zu mir sprach, — ich fand mich auf der Straße, — ich bin hier! . . . sie kennt nur ihre, unsere Liebe! Sie hat vergessen, was daraus geworden ist . . . ich erliege vor dem Glück, vor der Verzweiflung, dem Hohn dieses Gedankens!" . . .

Auf seinem Sitze hin und her rückend, hatte der Privatdozent seinem Zöglinge zugehört, jetzt sprang er auf, rannte einige Male im Zimmer auf und ab, blieb plötzlich vor dem jungen, gebeugten Manne stehen, legte ihm beide Hände auf die Schultern, schob ihn so weit als möglich von sich ab, um ihn besser ins Auge fassen zu können, und rief: „Bursche, Georg, ich zermalme dich! Ich seziere dich wie die Maus da auf dem Tische, wenn du mir mein Klärchen, mein Klärchen Aldeck nicht wieder heraufhebst aus dem Jammer, in welchen du sie gestürzt hast! Beim Anubis, Georg, eine bessere Buße ist nie erdacht, als dies Aufsichnehmen dieser verwirkten Liebe! Holla, all ihr Schulknaben! Psychologen, Physiologen, Philosophen, laßt euer Senkblei hinab in die Tiefe der Menschennatur und hebt den Finger in die Höhe, wenn ihr Grund gefunden habt! — Dank dir, Isis, große Mutter, Dank dir für diesen Traum, diesen Fiebertraum meines Kindes! Leite es zurück ans Licht, Osiris, wie du selbst zum Licht geführt wurdest aus dem Kampf mit dem Typhon!" . . .

Eine geraume Zeit saßen die beiden Männer einander wortlos gegenüber. Längst hatte Peter, ohne den Privatdozenten davon zu benachrichtigen, die zerstückelten Reste der Maus davongetragen; da erhob sich Georg.

„Und nun?“ fragte der Naturforscher.

„Ich muß zurück!“

„Ah, und ich will dreimal um die abgeschmackte Säule auf dem Waterlooplatze rennen, damit ich wieder ins Gleichgewicht komme. Vorwärts, Georg!“

Davon eilten beide.

23. Kapitel. Es war einmal.

Sie lag still und regungslos auf ihrem Lager in dem Gemache Korneliens in dem großen Hause am Opernplatze. Die Augen waren das einzige Lebendige an ihr; glänzend und fest, wie tief sinnend, hafteten sie auf einer Rosenknospe in dem Blumengewinde des Plafonds über ihr. Eugenie Leiding war allein im Zimmer zugegen, sie saß neben dem Lager Klärchens in einem hohen Lehnstuhl. — Von der Decke glitt das dunkle Auge, ohne daß das müde Köpfchen sich regte, hinunter, schoß einen Blitz über die elegante Ausstattung des Zimmers und hing sich dann liebevoll besorgt an das Gesicht der blinden Freundin, die aus der Regungslosigkeit Klärchens den Schluß gezogen hatte, sie müsse schlafen, und müde, mutlos, traurig das Haupt in die Kissen ihres Stuhles zurückgelehnt hatte.

„Mütterchen!“ sagte die Kranke leise.

Sogleich richtete sich die Blinde auf; einen Augenblick lang zuckte es auf ihrem schönen Gesicht, als kämpfe sie schmerzvoll mit ihrem letzten Gedanken; dann ebnete sich alles und ihre Züge waren heiter wie immer, wenn sie sich dem genesenden Klärchen zeigte.

„Mütterchen, was fehlt dir? Anfangs dacht' ich, du schlummertest, da du deine lieben Augen geschlossen hattest; aber du wachst und bist traurig! Sei nicht traurig, — ich fühle mich so unsäglich wohl! Es ist mir immer, als sei mir während der Zeit, in welcher ich nichts von mir wußte, etwas recht Erfreuliches begegnet. Ich kann es gar nicht sagen, wie wohl mir ist!“

„Liebes Klärchen . . .“

„Mütterchen, ich bin in der Zeit meiner Krankheit um viel Plaudereien gekommen: ich muß das nachholen! Soll ich dir ein Märchen erzählen, Eugenie?“

„Wenn es dich nicht angreift, Herz!“

„Ganz und gar nicht. Höre! Weißt du, Eugenie, meine Mutter hat es mir erzählt; den Schluß nur mache ich selbst. Höre! Als die Jungfrau Maria sterben wollte, da senkte sich eine rötliche, goldige Wolke vom Himmel herunter, die umhüllte die Mutter Christi und hob sie leise auf. Plötzlich stand die heilige Frau wieder lebendig, jugendlich-schön auf ihr, in ihrem blauen Gewande, ihrem weißen Mantel; und langsam, langsam ward sie von der prächtigen Wolke emporgetragen, dem Reiche Gottes zu. Sie faltete die Hände auf der Brust und betete, und ihr Herz war voll Wonne, denn schon verschwand die grüne Erde, wo sie so viel Schmerz erduldet hatte, unter ihr; schon glänzte es über ihr in viel hellerem Glanz, als Sonne, Mond und alle Gestirne geben können. Das war die Herrlichkeit des Kindes, welches sie geboren hatte! Höher und höher schwebte die Wolke; aber häßliche Geister lauerten an der Grenze von Himmel und Erde, die waren plötzlich da und hingen sich an die heilige Wolke und zerrten und zogen daran, um sie zurückzuhalten in der Vergänglichkeit. Die Jungfrau stand ruhig, selig da, denn keiner der Geister wagte es, sie zu berühren, nur das äußerste Zipfelchen ihres Mantels streifte einer mit seinen schwarzen Flügeln. Da sank der Mantel sogleich von ihren Schultern und flatterte weit hinaus in die blaue Luft, und die bösen Geister jubelten und wollten ihn höhnend davontragen zu Hohn und Spott. Aber die Winde, die Boten Gottes, kamen und litten es nicht. Sie entrissen den heiligen, weißen Mantel den bösen Händen und führten ihn davon, hoch, hoch in die Lüfte. Da zerrissen sie ihn in unendlich viele und feine Fädchen, und wenn es nun Frühling wird auf der Erde, oder wenn der Herbst zu Ende geht, dann schweben diese Fädchen hernieder, flattern hin und her und glitzern auf den Feldern im Sonnenschein, und die Menschen nennen sie Marienfädchen! Das ist mein Märchen! O, Eugenie, nun ist mir immer, seit ich wieder von mir weiß, als schwebe über mir, um mich etwas,

das ich nicht begreifen kann, und welches ich doch kenne, welches da ist! — Komm, Eugenie, halt dein Ohr an meinen Mund: — das ist Georgs Liebe! . . . Nur die bösen Geister und die Mutter Maria haben damit nichts zu tun, sonst aber paßt es! Nieder sinkt's über mich, über die Welt in silberglänzenden Fädchen und legt sich über Blumen und Blüten und Halme und macht alles hübsch und selig! Das sind meine Gedanken und Erinnerungen, wie sie nach und nach zurückkehren — und kein häßlicher, trauriger ist darunter, — o, mein liebes, kleines Mütterchen, wie liebe ich dich!" . . .

Eine Träne folgte diesen Worten, eine Träne, welche die Blinde nicht sah, aber ahnte. Eugenie legte ihr Haupt mit auf das Kopfkissen Klärchens, und Wange an Wange ruhten die beiden Kinder aneinander; die eine das Herzchen voll unsäglicher, wonniger Seligkeit, die andere kaum fähig, den wilden Schmerz über die zerstörte Reinheit des Grundes dieser Seligkeit zu verbergen.

Klärchen hatte ihren Arm um den Nacken der Blinden gelegt und flüsterte ihr ins Ohr, lachend und weinend: „O, er liebt mich noch, — ich bin gewiß nicht gar zu häßlich geworden — sie haben mir gottlob meine Locken nicht abgeschnitten! — Ah, und ich glaube, ich bin viel vernünftiger geworden! — Wie artig und gut will ich sein, wenn — ich mich erst wieder ganz besinnen kann! — — Da ist die gute Frau, welche mich so sorgsam gepflegt hat —"

„Nun, Fräulein," sagte Sibylla, die eben eintrat, — „gut geschlafen? Sie bekommen ja schon wieder rote Backen! Das ist prächtig! — Fräulein Eugenie, ich soll Sie für einige Augenblicke hier ablösen, der gnädige Herr wünscht Sie zu sprechen. Fräulein Klärchen, wollen Sie so lange hübsch artig sein, bis ich die junge Dame zum Herrn hingeführt habe?"

„Der gute Herr!" sagte Klärchen. „Wie ich nur in diese Pracht, in dieses vornehme Zimmer komme? Ach, warum

wollt ihr es mir nicht sagen? Wartet nur, bald wache ich einmal am Morgen auf, dann — weiß ich alles. Ich träume mich in alles, was mir geschehen ist, wieder hinein . . . ‚O Isis und Osiris!' wie der Papa Ostermeier sagt. Ach, der hat auch gewiß um mich gesorgt, und Peter —"

Das genesende Kind schloß die Augen wieder; es hatte die Absicht, zu sinnen wie zuvor, aber einige Augenblicke später war es sanft und fest eingeschlummert; so wollte es die gute, heilende Mutter Natur.

„Sie schläft!" sagte Sibylla. „Wollen Sie mitkommen, Fräulein?"

Die Blinde legte ihren Arm in den der alten Dienerin, und diese führte sie sorgsam fort, langsam, als leite sie ein Kind, welches eben das Gehen erlernt.

Öfter schon hat das genesende Klärchen zwischen Traum und Wachen einen staunenden, halb erschrockenen Blick von ihrem Lager in die Reihe der glänzenden Gemächer geworfen, wenn die hohe Flügeltür etwas geöffnet war und der feenhafte Luxus, in welchem einst die lebenssüchtige, stolze Gemahlin des Ministers von Hagenheim sich bewegte, im Schein der Sonne hindurchblitzte. Gemälde, Bildsäulen, Vasen, Gold und Silber überall!

Welche Gestalten, welche Gesichter hatten diese hohen Spiegel widergespiegelt! Die vornehme Dame hatte sich wohlgefällig darin beschaut, ehe sie zu ihren glänzenden Festen fuhr, die kleine Kornelie hatte in kindlicher Freude ihr Bild darin beäugelt, — die finstere Gestalt des einsamen Greises hatten sie wiedergegeben, wie er nächtlich ruhelos vor ihnen auf und ab wandelte; — rein und klar warfen sie das Bild Eugeniens zurück, wie sie, auf den Arm ihrer Führerin gestützt, an ihnen vorbeischritt. Vor diesen Spiegeln hat sich im Schein der Lichter, unter den Klängen der Musik, flitternd, geist- und witzsprühend, selbstvergessen gedreht, was „auf den Höhen des Lebens" zu stehen glaubt. Auf die Tragödien der Familie haben diese Spiegel

herabgesehen, — die Särge des Hauses Hagenheim sind vor ihnen vorübergezogen: man könnte sich vor diesen Spiegeln fürchten! —

Die blinde Eugenie Leiding aber fürchtete sich nicht; sie konnte auch nicht durch den bizarren Kontrast des Wohnzimmers des Ministers mit der Pracht, welche sie eben, unbewußt, durchwandert hatte, berührt werden. Mit dem Augenlicht waren ihr ja alle Verstimmungen, welche die sichtbare Welt jedem Seelenschmerze hinzufügt, genommen! Jedes Gefühl, — Schmerz und Freude erhielt sich in ihr rein und lauter, unangetastet von dem Äußerlichen, welches Freude und Schmerz allzugern zerzaust und zerwühlt, allzugern die heiligste Freude, den schönsten Schmerz befleckt!

Nur die letzten Strahlen der Abendsonne des achten Juni, welche ungehindert durch die großen Scheiben der Fenster fielen, gaben dem Zimmer des alten Hagenheim ein freundlicheres Aussehen, sonst war es unbehaglich und öde wie das des Arztes auf der Nordseite der Dunkelgasse, welches von der Sonne nie erreicht wurde. Beide Naturen, Vater und Sohn, waren auf ihrem Wege zu dieser aszetischen Verachtung des Lebens gekommen, welche entweder ihren Grund in tiefster geistiger Befriedigung, oder aber in tiefster geistiger Zerrüttung hat. Wo aber Richard Hagenheim den Blick auf die Weltkarte an seiner Wand heftete, da richtete sein alter Vater den trüben, müden Blick auf das lebensgroße, schöne, lächelnde Bild seines Kindes Kornelie, welches seinem Schreibtische gegenüberhing. —

An der Tür schon empfing der greise Mann die Blinde, winkte der Dienerin zurück und führte Eugenien zu einem Sessel, der neben dem seinigen stand. Einen Augenblick lang schaute er schweigend, überlegend in das stille Gesicht des jungen Mädchens, welchem der schwarze Neufundländer schmeichelnd die Hand leckte, dann begann er: „Ich habe Sie bitten lassen, zu mir zu kommen, meine Liebe, um mit Ihnen über etwas zu

sprechen, was vielleicht nur Sie allein begreifen und verstehen können, Sie, der die traurige äußere Welt verschlossen ist, Sie, die Sie auf die Schätze, das Wohl und Wehe der eigenen Brust einzig und allein angewiesen sind —"

Die Blinde machte eine abwehrende Bewegung, als wolle sie die letzten Worte von sich abweisen; aber der Alte, welcher den Blick zu Boden gerichtet hatte und ihre Mißbilligung nicht sah, fuhr fort: „Wir haben noch nicht miteinander über das gesprochen, was mich bewogen hat, jenes kranke Kind in mein Haus aufzunehmen, was mich geführt hat, mich mit mehr Liebe an dasselbe anzuschließen, als ich vielleicht seit dem Tode meiner eigenen Tochter" — er sah auf das Bild Korneliens — „gegen irgendein menschliches Wesen gezeigt habe. Gutes Mädchen, Sie sehen einen sehr unglücklichen Mann vor sich, einen Mann, der nach und nach alles erlangt hat, was den Menschen an der Wiege als menschliches Glück gewünscht wird: Macht, Ehre, Reichtum und so fort, — einen sehr unglücklichen Mann, Eugenie! Ach, die Macht habe ich von mir geworfen; sie dient am Ende nur dazu, uns zu größeren Sklaven zu machen. Die Ehre — ja, die Ehre? Lauschen Sie einmal der Stimme des Volkes, dem, was es spricht — von mir, von meinen Mühen, meinen Sorgen! — Der Reichtum? Ich will ihn dem kranken Kinde schenken, durch das wenigstens ein Strahl in die dunkle Nacht gefallen ist, welche nach und nach über mich herabsank, wie jetzt der Abend herabsinkt."

Eugenie machte wieder eine Bewegung, aber der Alte fuhr sogleich fort zu sprechen, und unwillkürlich legte sie die Hand an die Stirn, um sich zu versichern, daß sie nicht träume.

„Heute morgen saß ich am Bette Klärchens und beobachtete ihre Züge, während sie schlummerte. Plötzlich erwachte sie, und lange dauerte es, bis sie mich erkannt hatte. ‚Erschrick nicht, Kind!' sagte ich. — ‚O, nein,' antwortete sie; ‚aber Sie sahen so traurig, so finster aus!' — ‚Ach, mein Kind,' sagte ich, ‚oft

fliegen einem gar häßliche Gedanken mit Fledermausflügeln um den Kopf, welche man nicht leicht verscheuchen kann!' — Ihr Geist haftete an dem Worte Fledermaus. ‚Der Papa Ostermeier hat mir einmal ein solches Tier gezeigt,' sagte sie. ‚Anfangs fürchtete ich mich, aber bald ward ich mutig, und nahm es in die Hand, — Sie müssen Ihre traurigen Gedanken auch fangen und mutig angucken, alter Herr, dann sind sie so schlimm nicht!' — — Eugenie, ich will Ihnen ein wenig von dem erzählen, was mich auf Fledermausflügeln umschwirrt. Horchen Sie!"

Mit leiser, eintöniger Stimme, als ob er etwas ihm durch vieles Übersinnen und Wiederholen ganz und gar gleichgültig und gewöhnlich Gewordenes mitteile, erzählte nun der alte Minister von Hagenheim dem blinden, jungen Mädchen seine Geschichte, die seiner Söhne, und ließ sie Blicke in die Tiefe seiner Brust tun, welche sie mit einem geheimen Schauder erfüllten. Atemlos lauschte sie, die Hände im Schoß gefaltet, ohne sich zu regen. Wenn sie auch den Schmerz über das verfehlte, vernichtete, politische Wirken des Mannes vor ihr nicht begriff, so fühlte sie desto inniger das Zusammenbrechen des häuslichen Glückes desselben nach. Auf einmal aber durchzuckte es sie blitzartig, sie griff in die Luft mit der Hand, sie rang nach Atem — — der Mann, der so oft neben ihr gesessen hatte in der Blutgasse, der Mann mit der ernsten, traurigen Stimme, der Arzt, welcher die Kranke in der Dunkelgasse pflegte, der Mann, welcher dem kleinen Klärchen Aldeck und dem Naturforscher gegenüber wohnte, war — war — der Sohn desselben Mannes, welcher ihr eben das düstere Bild seines Lebens entrollte! Es stürzte alles auf sie ein; die Seelenlast, die sie für Klärchen tragen mußte, diese Entdeckung! Ihr schwindelte — sie erhob sich; mit einem lauten Schrei sank sie zu den Füßen des alten Mannes.

„Was ist Ihnen? Eugenie! Um Gottes willen, was ist Ihnen?"

„Ihr Sohn! Ihr Sohn! . . . O, verzeihen Sie Ihrem

Sohne! Ich kenne ihn, — ich kenne die Frau, von welcher Sie sprechen . . ."

Sie hatte die Hand des Alten ergriffen und bedeckte sie mit heißen Küssen und Tränen. Der Greis aber richtete sich wild und hoch auf, — er wollte sprechen, er vermochte es nicht. Die Sonne war während seiner Erzählung längst untergegangen, ohne daß er es gemerkt hatte; das Bild Korneliens an der Wand war in die Dämmerung schon zurückgetreten, sein suchender Blick fand es nicht, er sah sich erschreckt um. —

„Lassen Sie mich ihn suchen! Lassen Sie mich ihn herführen! Er ist so edel, so gut. Verzeihen Sie Ihrem Sohne, — die Toten zürnen nicht! Ich beschwöre Sie bei Ihrer Tochter, lassen Sie mich ihn suchen!" . . .

Der Greis antwortete nicht; aber plötzlich zog er die Blinde fest an sich. Sie fühlte, daß eine Träne auf ihre Stirn fiel, — sie riß sich los aus seinen Armen, sie fand die Tür, ohne daß der Alte sie zurückhielt, sie stürzte hinaus. — Auf dem Korridor stieß sie an eine Gestalt. Es war der Medizinalrat, welcher von dem noch immer schlummernden Klärchen kam. Ein alter Diener des Hauses, eine Lampe tragend, begleitete ihn.

„Kommen Sie! Kommen Sie!" rief die Blinde, als sie die Stimme Schwertfegers erkannt hatte. „Sie sendet der Himmel. Helfen Sie mir! Leihen Sie mir Ihren Wagen, er will seinen Sohn sehen, — ihm verzeihen! . . . Helfen Sie mir, ihn zu suchen, ich kenne ihn!" . . .

Die Lampe erzitterte in der Hand des alten Dieners.

„Fräulein?!" rief der Medizinalrat.

„O, ich kenne ihn; fort, fort, ihn zu suchen! Kommen Sie, kommen Sie!"

„Ich kenne ihn auch!" rief der Arzt. „Aber ist es denn möglich? Ist es wahr?"

„Ja, ja, ja — er will ihm verzeihen! Er hat geweint."

„Geweint?! Kommen Sie, Kind, wir wollen keinen Augenblick verlieren! Und das haben Sie bewirkt? Sie sind der gute Engel dieses Hauses!“ — — —

„Nach der Dunkelgasse!“ rief auf der Straße der Medizinalrat seinem Kutscher zu. Er hob die blinde Eugenie in den Wagen, und fort rollte dieser durch die Straßen.

In dem großen, düstern Hause am Opernplatze aber erhob sich ein Flüstern und Raunen, es schlich die Treppen hinauf und herab, es lauschte an den Türen, es vereinigte sich zu einer großen Gruppe am Fuße der Treppe: „Er kehrt zurück! Er ist wiedergefunden! Der Herr hat ihm verziehen!“ — —

„Willst du die Lampen oben nicht anzünden, Franz?“ fragte der alte Jäger.

„Ich wage es nicht. Ich möchte ihm nicht begegnen!“

„Laßt, laßt!“ flüsterte ein anderer. „Was wird daraus werden? Was wird daraus werden?“ — — —

„Was ist das? Was habe ich gesagt, was habe ich getan?“ rief der Greis oben, beide Hände auf die Stirn drückend. „Er? Er?! . . . Er, der Mörder seines Bruders! Er, den ich verflucht habe! Habe ich gesagt, ich wolle ihn sehen? . . . Fort, fort! Diese Nacht erstickt mich! . . . Er! Er!“

Aus seinem Zimmer heraus stürzte der Greis. Durch die Dämmerung der Gemächer, an den hohen Spiegeln, die so manches gesehen hatten, eilte er vorüber; an der Tür, hinter welcher Klärchen Aldeck schlummerte, hielt er erst, atemlos, an.

„Das Kind soll mich vor mir selber schützen!“ murmelte er dumpf und trat ein, der Hund aber blieb wedelnd zurück.

Die etruskische Lampe beleuchtete mit ihrem milden Schein bereits wieder das Krankenzimmer. Noch immer schlummerte Klärchen, bewacht von der sorgsamen Sibylla.

Der Greis trat auf das Lager zu.

„Geh hinunter, Sibylla,“ sagte er, „und laß dir erzählen, was geschieht! Die Toten kehren zurück. Geh!“

Zitternd vor dem Blicke ihres Herrn verließ die Dienerin ihren Sitz und das Gemach; ihre Stelle nahm der Alte ein. Tief auf atmete er.

„Wie sie schläft! So friedlich! Sie sagt, sie träume sich in das Bewußtsein zurück, — sie lächelt — armes Kind! — Sie ahnt nicht, was sie sich erträumt! Horch, sie murmelt etwas —"

„Gib mir den Brief wieder, Georg!" flüsterte Klärchen — „sie necken mich so bei der Madame Mecker, — ach, der arme Herr Schollenberger!" . . .

Ein Wagen rollt über den Opernplatz. Der Greis horchte atemlos, bis das Geräusch sich wieder in der Ferne verlor.

„Sie suchen ihn! Er ist hier in dieser Stadt! Ich bin ihm vielleicht begegnet! . . . Und das böse Weib! Was ist aus ihr geworden?" . . .

„Ich muß noch zu der kranken Frau drüben, Papa Ostermeier," träumte Klärchen weiter, — „halten Sie mich nicht auf, — da kommt der Herr Doktor Hagen!" . . .

Zum erstenmal horchte der Greis auf den letzten Namen, welchen Klärchen Aldeck murmelte.

„Doktor Hagen? Doktor Hagen?"

„Die italienische Frau ist sehr krank. Sie stirbt doch nicht, Herr Doktor?" sagte Klärchen.

„Er ist's! Er ist's! — sie kennt ihn auch!" rief der Greis, sich vergessend, daß Klärchen erschrocken aus dem Schlummer auffuhr und sich hoch aufrichtete auf ihrem Lager.

„O armes Kind, habe ich dich erweckt? Vergib, ich bin's . . ."

„Ah," sagte Klärchen, — „der gute, vornehme Herr!"

„Schlafe, schlafe, kleines Klärchen. Schlaf wieder ein! Doch — sage mir vorher noch eins: hast du einen Doktor Hagen gekannt?"

„Doktor Hagen? Sieh, auch an den erinnere ich mich wieder. Er wohnt mir gegenüber, über ihm die kranke Frau, — Angela nennen wir sie in der Dunkelgasse —"

„Schlafe, schlafe, mein Kind!“ sagte der Alte, zitternd vor Aufregung.

„Dank!“ murmelte die Kranke. „Wenn ich nur — die — Augen aufhalten — könnte — ah —“ — — —

„Sie sind es!“ flüsterte der Greis. „Und das Kind schläft schon wieder. Niemand neben mir. Horch — da! da! Richard ... Walter! — Kornelie!“ ...

Jetzt hielt wirklich ein Wagen unten vor dem Hause. Der Neufundländer kratzte draußen an der Tür und stieß ein dumpfes Geheul aus. Die Lehne des Sessels zerbrach fast unter den Händen des Alten. —

Sibylla schaute bleich, weinend, in die Tür.

„Wer ist da?“ rief der Alte. Die Stimme kam heiser aus tiefster Brust und zischte kaum vernehmlich zwischen den Zähnen durch. „Führe Fräulein Eugenie Leiding in das rote Zimmer, — dann — komm zurück; — ich bleibe solange hier — bei dem Kinde ...“

Die Tür fiel wieder hinter der Dienerin zu.

„Da ist er!“ — murmelte der Greis; hoch richtete er sich auf. „So sei es denn; ich will ihn sehen!“

Seine Stimme hatte nichts Bewegtes mehr; seine Augen funkelten. Als Sibylla zurückkehrte, schritt er festen Schrittes an ihr vorüber, indem er sagte: „Fülle die Lampe mit Öl, sie wird sonst erlöschen.“

Die Hand, mit welcher er die Tür hinter sich schloß, zitterte nicht, wohl aber zitterten die Hände der alten Dienerin, als sie auf den nächsten Stuhl sank und sie leise betend faltete. — — —

24. Kapitel. Was aus einem Grabe wächst.

An eben diesem Tage saßen gegen Abend auf einem der großen Kirchhöfe vor dem Tore der Stadt ein Mann und eine Frau, letztere in tiefer Trauer, neben einem frisch aufgeworfenen Grabe auf einer kleinen Ruhebank. Nur einige welke und ein frischer Kranz bedeckten den Erdhügel, der sonst ganz schmucklos, ohne Stein und ohne Kreuz war. Wie unter dem Vestatempel zu Tivoli war der Doktor Hagen der Sängerin Alida hier wieder in ihrem Schmerz zur Seite.

„Erhebe dich, Lida," sagte er, „wir wollen noch ein wenig umherwandeln. Welch ein schöner Abend! Sieh, wie hübsch alle diese Baumgruppen und Blüten um die Gräber sich zusammengefunden haben! Jeder Leidtragende hat nur für die Stelle, welche ihm am Herzen lag, gesorgt, und doch — welches wohltuende harmonische Ganze ist daraus entstanden!"

„Es ist sehr schön . . . Könnten wir diesen Hügel nicht gleich mit frischem Rasen belegen lassen? Er sieht so traurig aus. Die Kränze verwelken so bald! Sieh nur, wie die Blüten des heutigen schon zusammenschwinden —"

„Es mag geschehen, wenn du es wünschest, Lida; aber schau hin, lebenskräftig drängt es sich bereits hervor. Laß die Natur walten, Kind, sie wird dieses Grab bald genug mit frischem Leben bedeckt haben. Wir wollen ein hübsches Gitter um diesen Platz ziehen und die schaffende Mutter nicht stören, wie — dein Schmerz ungestört bleiben soll, bis alles sich zurechtgefunden hat! Siehst du die zarten, keimenden Pflänzchen? Bald werden sie zierliche, kaum bemerkbare Samenkörner herabschütteln zu neuen Bildungen, und während wir auf der Erde wandern — auf dem Meer —, wenn sie dir im Theater entgegenjubeln —, wenn das Leben dich umrauscht; dann magst du an dieses stille, sich selbst überlassene, von niemanden besuchte Plätzchen denken, über das nur die milde Mutter Natur schützend und

verschönend ihre Hand deckt, und der Gedanke wird dir teurer, heiligender sein als das köstlichste Monument hier."

Die Sängerin erhob sich schweigend und legte ihre Hand in den Arm Hagens. Beide schritten nun langsam auf den vielverschlungenen Pfaden zwischen den Gräbern umher.

„Sieh diese ewig wechselnden Lichter, diese durcheinander spielenden Farben im Gezweig!" sagte der Doktor zu seiner Begleiterin. „Wie freudig alles dieses unbewußte Dasein blüht! — Es müssen hier manche liegen, die ich einst gekannt habe: Kinder, welche Aurora entführt hat, wie die alten Griechen euphemistisch sagten, Schulfreunde — Männer! Ihre Namen würden mir freilich nur dann einfallen, wenn ich sie auf diese Steine geschrieben erblicken würde. Es werden viele hinabgegangen sein während der langen Jahre meines Umherschweifens in der Welt!"

Ziemlich nahe der Kirchhofsmauer hob der Arzt eine Ranke von einem Grabsteine, die einen Namen halb bedeckte . . .

„Ulrich Georg Strobel!" las er. — —

„Hier? hier finde ich dich wieder?" rief er erschrocken. „So bald schon? Alas, alas poor Yorick! Hier, bist du zur Ruhe gegangen?" . . .

„Kanntest du ihn?" fragte die Sängerin. „Wer war er?"

Auf der großen Landstraße, die dicht an der Mauer des Kirchhofs vorüberführt, herrschte das lebendigste Leben. Wagen, Reiter, Fußgänger der verschiedensten Art zogen hin und her, von Zeit zu Zeit wurde eine aufgetriebene Staubwolke halb über die Mauer geweht und bedeckte die Blätter der äußersten Bäume und Gesträuche, die ersten Gräberreihen mit einem feinen Überzug. —

„Sie haben dir eine gute Stelle gegeben, Ulrich!" murmelte der Arzt. „Eine Stelle, wie du sie dir selbst ausgesucht haben würdest. —"

„Da steht noch etwas," sagte die Sängerin.

„Securus adversus homines,
Securus adversus deum."

las der Arzt. Er schüttelte traurig das Haupt und fuhr fort: „Ich kannte den Mann gut, wenn auch nur kurze Zeit. Wir sind uns begegnet, wir sind miteinander gezogen, wir haben uns die Hände gedrückt und — sind geschieden. Lida, der Schatten und das Licht spielen über diesem Grabe nicht wechselnder durcheinander, als die Gefühle und Stimmungen dieses seltsamen Mannes. Zu einem Kinderherzen hatte ihm die Natur ein Auge gegeben, dem alles Schöne zwar schön blieb, dem aber alles Häßliche und Schlechte doppelt dunkel sich darstellte. Ich weiß nicht, wie er gestorben ist, aber ich weiß, woran er gestorben ist! Komm, Alida! — eine gute Lanze weniger im großen Menschheitskampf!"

„Wer war denn der tote Freund?" fragte Lida wiederum.

„Ein Maler, Tochter! Einer von jenen Einsamen, die von denen, welche den Namen Gottes stets im Munde führen, und denen doch die Welt leer ist von Gott, nie begriffen werden! In Neapel lernte ich ihn kennen, ehe ich nach Rom kam, wo ich dich fand. — Ruhe sanft, Ulrich Strobel, und —"

„Treffe ich euch hier?" fragte plötzlich eine Stimme hinter dem Arzte und der Sängerin. Der Naturforscher Ostermeier stand hinter ihnen.

Aus seinen Rocktaschen ragten Wurzeln und Blätterwerk, ein ausgerissenes Gewächs trug er in der Hand; der Privatdozent Doktor Justus Ostermeier hatte auf dem Kirchhof — botanisiert!

„Beim Anubis, eine niedliche Glut!" rief er und trocknete sich mit einem alten, rotweißen Taschentuch die Stirn. „Es ist doch gut," fuhr er lachend fort, „daß wir den eben von mir genannten Gott nicht mehr verehren, bei solcher Hitze

müßte ihm die Polizei unbedingt einen Maulkorb anlegen — uff!"

„Haben Sie vielleicht den Mann, der unter diesem Steine ruht, gekannt?" fragte Hagen.

„Ulrich Strobel?! . . . Ah, ich besinne mich, der Karikaturenzeichner! Der Künstlerklub hat ihn hier beigescharrt und ihm diesen Stein auf den Leib geworfen. Lassen Sie mich einmal sehen: Securus adversus homines — wer Pech angreift, besudelt sich! Securus adversus deum — Theist? Deist? Pantheist? Atheist? . . . Soll ein verteufelter Gesell gewesen sein, dieser Strobel!"

„Was macht Klärchen Aldeck, Herr Ostermeier?" fragte schüchtern die Sängerin, da sie sah, daß ein mißfälliges Zucken über das Gesicht des Arztes lief.

„Gestern habe ich sie gesehen; sie hat mir viel erzählt von Peter, ihrem Kätzchen, noch nichts von Ihnen, gnädiges Fräulein!" sagte der Privatdozent, mit einem bösen Seitenblick auf die Sängerin.

„Zürnen Sie nicht mehr, Ostermeier!" sagte der Arzt. „Wir haben eben hier einem Grabe einen letzten Besuch abgestattet; den letzten, hören Sie, Ostermeier! Der nächste Morgen findet uns nicht mehr in dieser Stadt."

„Was?" rief der Privatdozent. „Ihr reist ab?"

„So ist es."

„Allida?! Hagen?!"

„Verzeihen Sie mir die Störung Ihres Friedens," sagte die Sängerin mit feuchtglänzenden Augen, die Hand des Alten ergreifend. „Wir sehen uns schwerlich wieder; — Klärchen, das arme, liebe Klärchen wird gerettet werden — o, könnte ich ihr doch mein Leben geben! — Sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!"

„O Isis und Osiris!" rief der Naturforscher, der seine Rührung unter seinem barocken Wesen zu verbergen suchte.

„Meine eine Pfote haben Sie, — da ist die andere! Ich habe auch ein wenig von jener Frau erfahren, deren Hügel Sie eben besucht haben — ich kann Ihnen nicht gut grollen! Leben Sie wohl und glücklich, wie Sie — schön und berühmt sind, Alida! Hagen, schützen Sie die arme Dame; das kleine Klärchen will ich unter meine kurzen Flügel nehmen, so gut und warm ich kann —"

„Und noch eine Bitte!" sagte die Sängerin. „Wollen Sie ein wenig für jenes Grab dort sorgen, wenn ich nicht mehr hier bin?"

„Gewiß — ich komme oft genug hierher und springe humoristisch neben den Gräbern umher und reiße Pflanzen aus — ah, verzeihen Sie einem alten Narren, Alida!"

„Unsere Zeit ist um, Kind," sagte der Arzt. „Ostermeier, wenn wir uns auch meistens nicht verstanden haben, wir sind doch gute Nachbarn gewesen! Erinnern Sie sich meiner freundlichst! Viele Menschen sind nicht gemacht, sich zu verstehen, — die Töne sollen oft auch einzeln aufklingen. Leben Sie wohl und glücklich, alter Freund!"

„O Isis und Osiris, wie könnte man einen Burschen wie Sie vergessen?! Warten Sie, ich will Ihnen wenigstens ein Andenken geben! Na — —"

Der Naturforscher griff in alle Taschen und brachte mancherlei zum Vorschein: ein Brillenfutteral, eine Schachtel mit feinen Stecknadeln zum Aufspießen seiner Beute, ein Messer, eine Schnupftabaksdose, ein Gläschen mit einer dicken Spinne als Gefangenen darin; — schob aber alles kopfschüttelnd wieder zurück.

„Osiris, habe ich denn gar nichts? Halt!"

Schnell zählte er seine Rockknöpfe über: „Eins, zwei, drei! Einer zu viel! Da, nehmen Sie," rief er und drückte dem Arzte den abgerissenen Knopf in die Hand.

Dieser nahm ihn lächelnd und betrachtete ihn, schaute aber plötzlich verwundert, fragend den Alten an. Sechs Buchstaben waren auf die kleine Metallplatte gekritzelt:

S. A. H.
S. A. D.

„Securus adversus homines, securus adversus Deum!" sagte der Naturforscher ernst und zeigte auf das Grab zu seinen Füßen. „Ich habe diesen Mann wohl gekannt, Medikus! In diesem Spruche hängen doch viele im grünen Deutschland miteinander zusammen, die da glauben, sich nicht verstehen zu können!"

Hagen faßte beide Hände des Alten, der seine Pflanzen fallen ließ und den Druck herzlich erwiderte.

Einen letzten Blick warf die Sängerin noch über den Friedhof nach der Stelle, wo ihre Mutter ruhte, dann folgte sie dem Arzte, der schon langsam von dem Naturforscher weggeschritten war, ohne daß er noch ein Wort gesprochen hatte. Der Privatdozent Justus Ostermeier blieb allein am Grabe des Malers zurück. — Bis sie verschwunden waren, sah der Alte den beiden nach; dann murmelte er die Schlußworte der Germania: „Securi adversus homines, securi adversus Deos, rem difficillimam assecuti sunt, ut illis ne voto quidem opus sit! zu deutsch — ach was, beim Anubis, keine alberne Redensart!" ...

Er beugte sich über das Grab und legte die Ranken, welche der Arzt vor den Namen des Karikaturenzeichners gezogen hatte, mit sorgsamer Hand wieder zurecht, unterließ aber nicht, einen Käfer, den er dabei entdeckte, zu fangen und schleunigst in ein Spiritusfläschchen zu versenken. Dann knöpfte er mit den beiden ihm noch gebliebenen Knöpfen den Rock vor dem kühleren Abendwind zu, sammelte seine Pflanzen vom Boden auf und verließ ebenfalls den Friedhof. Die Sonne war längst untergegangen, und als er die Dunkelgasse erreichte, war es vollständig Nacht, flammte eben die Gaslaterne unter seinem

Fenster auf und zeigte ihm den Wagen des Medizinalrats von Schwertfeger, der vor der Tür Richard Hagenheims hielt. —

„Da kommt der Doktor Ostermeier!“ rief der Medizinalrat, welcher mit Eugenie Leiding eben wieder aus dem Hause trat. „Warten Sie, Eugenie, vielleicht gibt er mir Nachricht. Ostermeier, heda! hier!“

Der Naturforscher trat verwundert heran; als er Eugenie erblickte, erschrak er heftig.

„Was ist, was ist? Ist Klärchen —“

„Nein, nein! wo ist der Doktor Hagen?“ rief Eugenie. „Man sagte uns eben, er sei abgereist; sprechen Sie! Es ist nicht möglich!“

„Sein Zimmer ist unbewohnt, wo ist der Doktor Hagen?“ rief der Medizinalrat, den Arm des Alten fassend.

„Jagen Sie einem doch wahrhaftig einen Schrecken ein! — Abgereist ist der Doktor noch nicht; vorhin bin ihm begegnet auf dem Kirchhofe — aber er ist im Begriff zu verschwinden; die Sängerin Alida nimmt er Gott sei Dank mit, Eugenie.“

„Wo wohnt die Sängerin?“ fragte Schwertfeger rasch.

„In der Ritterstraße, Numero sechzehn, eine Treppe hoch. Was gibt es denn, Schwertfeger?“

„Nach der Ritterstraße!“ rief der Medizinalrat, ohne auf die Frage des Naturforschers zu achten, seinem Kutscher zu. „Schnell, schnell!“

Schon war er wieder mit der Blinden im Wagen, und der Privatdozent stand halb ärgerlich, halb verblüfft allein inmitten der Bevölkerung der Dunkelgasse, die sich um die ungewohnte Erscheinung einer so eleganten Equipage in ihrem Reiche zu versammeln begann.

„Beim Anubis,“ rief er, „seit sie diesen Quacksalber geadelt haben, wird er fett wie eine Schnecke . . . auf der Schule nannten wir ihn ‚Dicker‘ seiner jammervollen Magerkeit wegen.

Was doch alles aus einem Menschen werden kann?! . . . Was mag da nun wieder los sein?"

Kopfschüttelnd stieg der Naturforscher die Treppen zu seiner Wohnung hinauf.

— — — — — — — — — — — — — —

In der Ritterstraße hielt der Wagen des Medizinalrats.

„Gottlob, da oben ist Licht!" sagte Schwerdtfeger. „Wir haben sie!"

Er hob die Blinde wieder aus dem Wagen und führte sie die Treppe hinauf. Der Schein einer Lampe fiel durch die halboffene Tür auf den Vorplatz; das leitete den Arzt; er trat mit der Blinden ein. Wie zur Reise gerüstet saß Nina im Vorzimmer und erhob sich beim Eintreten der beiden erstaunt und zweifelnd.

„Ihre Herrin zu Haus? Ist der Herr Doktor Hagen bei ihr?"

„Jawohl! Ich will Sie melden; darf ich um den Namen bitten?"

Schon ist der Medizinalrat mit Eugenie an der Fragenden vorüber — vor der Sängerin Alida und dem Sohn des Ministers von Hagenheim stehen die Boten der Versöhnung.

„Eugenie Leiding?! Mein alter Freund und Lehrer?!" ruft Richard Hagenheim aufspringend. Die Sängerin aber weicht scheu beim Anblick der Blinden gegen die Wand zurück.

„Richard — Richard, — er — will dich sehen! Wir kommen, dich zu holen, — dich — zu deinem Vater zu führen!" . . .

Der Graf wird bleich, — er taumelt, — Alida faßt ihn zitternd in die Arme.

„Richard Hagenheim, hier dies blinde Mädchen ist dein guter Engel — Richard, Richard, fasse dich! besinne dich!"

Der Graf schaut wild und wirr um sich: „Wer sprach hier von meinem Vater?"

Die Blinde ist ungeleitet ihm nahe getreten, sie findet seine Hand und führt sie an die Lippen und sagt mit weicher, tränen-

unterdrückter Stimme: „Wollen Sie mit uns kommen? O, kommen Sie, Herr Graf — Hagenheim! . . . Mein edler, teurer Freund! Lida, Lida, sprich zu ihm!"

„Mein Vater!" . . . murmelt der Doktor Hagen. „Ah — securus adversus Deum! Alida, wo bist du? — sollen wir — zu ihm? . . . Eugenie, Eugenie Leiding, weißt du gewiß, daß wir nicht träumen? Weißt du sicher, daß dies alles kein Traum ist?"

„Sie ist ihr guter Engel gewesen, Graf!" sagt der Medizinalrat. „Sie hat ihn weinen gesehen."

„Er hat geweint? Mein Vater hat geweint?"

„Er hat verziehen!" sagt die Blinde.

Der Graf Richard Hagenheim steht wieder hoch und ruhig da; er nimmt die Hand der Sängerin und führt sie zwischen den alten Arzt und die Blinde.

„Schwerdtfeger," sagt er, „wissen Sie, wer diese ist? Eugenie Leiding, wissen Sie, wer das Kind war, welches einst in das Haus Ihres Vaters gebracht wurde? Wissen Sie, wer die ist, welche von Ihnen Lida, von der Welt die — Sängerin Alida genannt wurde? Ihr schweigt? Ahnt ihr es nicht? . . . Ich will es euch sagen: dieses Weib ist die Tochter meines — Bruders, ist die Tochter jener unseligen Frau, die in der Dunkelgasse starb, jener Frau, welche mein Bruder — einst mir nahm! . . . So kommt denn zu meinem — Vater!"

Die Sängerin hatte das Haupt an der Brust ihres Beschützers verborgen; sprachlos, zitternd standen die blinde Eugenie und der berühmte Arzt da. —

In all seiner Düsterheit wartete das große Haus am Opernplatz; nur die Fenster des Krankenzimmers Klärchen Aldecks warfen, schwach erhellt durch den Schein der kleinen Totenlampe Korneliens, einen matten Lichtschimmer in die Nacht hinaus. —

25. Kapitel. Die Nebel sinken.

Der Graf Richard Hagenheim stand am Fenster des Vaterhauses, die Arme über der Brust gekreuzt, hinausschauend in das weiße Meer des Morgennebels, welcher den weiten Opernplatz fast ganz verhüllte. Die gegenüberliegende Häuserreihe war dem Auge vollständig entzogen, gespensterhaft schaute das Opernhaus selbst durch den Schleier, welcher es verdeckte, und nur der eherne Apollo, der auf der Giebelspitze sein Viergespann lenkt, trat klarer in der reinen, höhern Luft hervor.

Der Tag brach eben an. Der Mann am Fenster regte sich nicht. Wie die Nebel vor ihm sich senkten und hoben, zerrissen und wieder sich vereinigten, so wogte es in seiner Seele und ballte sich zusammen in alle die Gestalten und Gestaltungen seines Lebens, die in langer, langer, unabsehbarer Reihe an ihm vorüberzogen.

Kein Laut im Hause störte ihn; das frühere, finstere Schweigen, welches gestern abend auf einen Augenblick unterbrochen worden war, schien wieder Besitz von seinem Reiche genommen zu haben; — der zur Heimat zurückgekehrte Wanderer hatte Muße zu träumen!

Richard Hagenheim hatte nicht geschlafen in dieser Nacht; in dem Zimmer seiner Mutter war er sitzengeblieben, in dem Fauteuil, in welchem sie zu sitzen pflegt — umgeben von allen den Gegenständen, die ihn in seiner Kindheit, in seiner Jugend umgeben hatten, die er jetzt wieder alle, alle kannte. Er hatte wohl recht, der Doktor Hagen: das Leben löst manches nicht, was die dramatischen Dichter in einer Schlußszene lösen müssen. Es war dem viel gewanderten, vielgeprüften Mann gar weh und dunkel ums Herz. Wohl hatte er seinem alten Vater gegenübergestanden, wohl hatten sich beide scharf Auge in Auge gesehen, wohl hatten sie sich — die Hände gereicht, wohl hatte der Sohn dem Vater die schöne berühmte Enkelin zugeführt,

wohl ruhte das Kind Walter Hagenheims in diesem Augenblicke unter dem Dache des Verwandten und doch — — —

Dieses arme Märchen möchte mehr sein als ein Märchen, darum kann keine schöne Fee aus dem blauen Himmel niederschweben, das heilige, befriedende Wasser der Versöhnung aus goldener Schale heilend über alle Wunden zu sprengen. Ach, und wenn sie auch käme, die schöne Fee: selbst der homerische Nepenthe vermochte ja nur auf Augenblicke „Kummer zu tilgen und Groll, und jeglicher Leiden Gedächtnis!" —

Bald hat die heiße Sonne des Lebens den kühlenden Tau wieder aufgesogen, und der alte Kampf des Daseins beginnt von neuem!

Was die hohen Spiegel der prächtigen Gemächer des großen Hauses am Opernplatz je in sich aufgenommen hatten, war in der Nacht, die eben zu Ende ging, wieder erwacht und herausgetreten in unheimlicher Lebendigkeit. Die Gestalten, die Bilder, die da sich loslösten aus dem dunkeln Glase, litten es nicht, daß der Augenblick ausglich, was ein Menschenalter hindurch miteinander gerungen hatte. Aber schon forderte der Augenblick wieder sein Recht; der Doktor Hagen schrak auf und wandte sich schnell um. Eine Hand hatte ihn leise berührt: die Sängerin stand hinter ihm.

„Lida," fragte er, „was beginnst du? Was treibt dich so früh heraus?"

Die Sängerin war vollständig angekleidet; sie war bleicher noch als gewöhnlich.

„Herr Graf Hagenheim, ich . . ."

„Weshalb nennst du mich mit diesem fremden Namen, Kind? Mit diesem Titel, dessen Last ich nie wieder auf mich nehmen werde? Wie früher bin ich der Doktor Richard Hagen, liebe Tochter!"

„Mein väterlicher Freund, ich — gehe!"

Der Arzt trat einen Schritt zurück und sah fragend der Sängerin ins Gesicht; diese fuhr fort: „Ich habe gesonnen, gebetet und wieder gesonnen in dieser Nacht: — meine Stelle ist nicht in diesem Hause, mein väterlicher Freund."

„Lida, mein Kind, deine Stelle ist an meiner Seite!"

Die Sängerin schüttelte traurig das Haupt: „Nicht hier, nicht hier! Halte mich hier nicht fest — bitte! Diese Wände erdrücken mich, diese Decken müssen mir auf den Kopf stürzen, diese Gemächer haben keine Luft für mich! Laß mich gehen; ich bin nicht mehr die alte Alida; du kannst mir trauen! Laß mich gehen! Meine Mutter — das kranke Kind — dein Vater! Laß mich gehen! laß mich gehen!" —

Erschrocken faßte die Sängerin den Arm Richard Hagens, — ein Schrei — wie in furchtbarer Angst — durchzitterte die Stille des weiten Hauses. Eine Tür schien in der Ferne schnell aufgerissen zu werden, — Schritte näherten sich eilig, Sibylle stürzte die Hände ringend, in das Zimmer —

„Herr Graf, Herr Graf! . . . die Kranke! — sie stirbt! Kommen Sie, Herr! — Sie ruft auch Ihren Namen, gnädiges Fräulein! Alida! Alida! . . . Retten Sie das Kind, Herr Graf Richard, Sie sind ja ein Arzt gewesen —"

„So ist sie denn erwacht! Erwacht zum Licht, wie die Blume, die nach dunkler Nacht ihre Blüten erschließt und sie befleckt findet durch giftigen Mehltau!" rief der Graf. „Erwarte mich, Lida!" sagte er, indem er davoneilte.

Starr, tränenlos schaute ihm die Sängerin nach; sie preßte ihr Taschentuch auf die Lippen, welche sie zerbiß, daß ein Blutstropfen den feinen Batist rötete. Dann schlug sie die Hand vor die Stirn und verließ, scheu um sich blickend, das Gemach. —

Einige Augenblicke später glitt die dunkle Gestalt einer Frau aus dem Einfahrttore des Hauses der Hagenheim hinein in den

Morgennebel. Von den Fenstern aus erschien sie wie ein schwarzer Schatten, als sie noch einmal stillstand, sich umwandte und einen letzten Blick auf das große Haus warf.

Wie ein Schatten verschwand sie auch. —

Die Sängerin Alida war gegangen! . . .

Während das große Haus allgemach lebendig wurde, während die große Stadt allgemach anfing sich zu regen, beugte sich der Graf Richard Hagenheim über das Bett Klärchen Aldecks. Das Kind hatte das Köpfchen tief in seine Kissen vergraben; krampfhaft hatte es die Hände über dem Haupte ineinandergewunden; im Krampf zuckten die Schultern —

„Klärchen, liebes Klärchen, du hast geträumt, — wach auf, es ist nichts!“ . . .

Klärchen hörte nicht!

„Es war ja nur ein böser Traum, Klärchen! Es ist ja alles gut!“

Das Kind schaute empor und richtete einen verzweiflungsvollen Blick auf den tröstenden Mann.

„Eugenie, Eugenie!“ murmelte es, — „o, das ist der Tod!“

Sie wandte das Gesicht wieder ab. —

„Wie ging es zu?“ fragte der Graf die alte Dienerin.

„Ich schlief dort auf dem Diwan, — unruhig; denn seit Mitternacht schon hatte das arme Fräulein oft im Schlafe geseufzt. Sie schien gar ängstlich zu träumen! Die Dame, welche gestern abend mit Ihnen kam, Herr Graf, schien sie zu ängstigen, — sie sprach, man solle sie forttreiben, sie sprach wilde, klagende Worte; und als sie den Namen Georg rief, war ihre Stimme so schmerzlich, daß ich nicht mehr wußte, was ich tat, und sie erwecken wollte. Sie ließ sich aber nicht ermuntern, wie Blei schien es auf ihr zu liegen! — Da dachte ich, der Schlaf würde alles am ehesten wieder gutmachen und ließ sie. — Trotz meiner Angst muß ich nach drei Uhr wieder eingeschlafen sein, — der Schrei, den Sie, gnädiger Herr, auch gehört haben müssen,

da Sie schon auf waren, erweckte mich wieder, — sie hatte sich hoch aufgerichtet, — ich war auf den Füßen, — ich war im Korridor . . . sehen Sie, sehen Sie!"

„Ich will fort, ich will fort!" rief Klärchen in wilder Angst. „Laßt mich; ich bin nicht mehr krank — ich weiß ja alles — o, wäre ich tot!" . . .

„Klärchen, liebes, liebes Klärchen, besinne dich doch — die Schatten sind ja verschwunden — sieh, Alida ist fortgegangen, sie kommt nie mehr zurück, und er, er — o, wüßtest du doch, was er gelitten hat! Hörst du? Kennst du mich nicht mehr, mein gutes Kind?"

„Ich kenne Sie — ich weiß ja alles — Sie sind der Doktor Hagen, der in der Dunkelgasse wohnte! O Georg, Georg!"

„Sieh zu, Sibylle, ob du das blinde Fräulein herführen kannst," sagte der Arzt leise zu der Dienerin. „Erschrecke sie aber nicht!"

Sibylle eilte fort.

„Klärchen, — er ist kränker, unglücklicher, elender, verzweiflungsvoller als du — auch er hat geträumt, auch sein Traum ist vorüber — hörst du mich? — Rette ihn, Klärchen, — er liebt dich noch, — er hat dich immer geliebt!" . . .

Längst hatte sich der Nebel draußen in einen leisen Duft aufgelöst, der jetzt auch bereits zu schwinden begann. Der Giebel des Opernhauses glänzte rot in der Morgensonne, dumpf drang das Getöse des Marktes herauf in das Gemach. Die kleine Lampe, die das Totenbett Korneliens beleuchtet hatte, brannte matt im Morgenlicht fort, — Klärchen Aldeck weinte bitterlich.

„Heil! Heil!" flüsterte der Arzt.

Er versuchte nicht mehr dem jungen Mädchen zuzusprechen, Eugenie und die alte Dienerin traten ein.

Die Blinde kannte den Weg zu Klärchens Lager schon gut genug, — sie war neben ihr, — sie sank auf die Knie, faßte das

arme Kind in die Arme, bedeckte sie mit ihren Küssen und Tränen, flüsterte ihr zu — süße, leise, heimliche Worte der Liebe, der Hoffnung, der Bitte; wieder lagen die Wangen der Freundinnen aneinander —

Der Arzt winkte der alten Sibylle, und beide zogen sich zurück! — Wie hieß doch der griechische Maler, der auf dem Bilde der Opferung Iphigeniens dem Vater das Gesicht verhüllte? —

26. Kapitel. Georg und Klärchen.

Im Nebenzimmer traf der Arzt auf seinen Vater; — zum erstenmal standen sie sich einander im Tageslicht wieder so nahe gegenüber. Nachdem sie sich begrüßt hatten, prüfte jeder den andern stillschweigend; — sie fanden sich sehr verändert. Keiner war mehr derselbe! —

Der Blick des Alten verlor von seiner Kälte.

„Du bist auch älter geworden, Richard!“ sagte er.

Darauf aber, ohne die Antwort seines Sohnes abzuwarten, reichte er ihm ein Papier. „Ich fand dieses vor meiner Tür. Lida ist gegangen?! Weshalb?“

Der Arzt nahm das Dargereichte und las, dann antwortete er: „Sie sagt, sie gehöre nicht in dieses Haus; sie sagt, ihre Gegenwart würde zum Unglück werden; sie — mag recht haben.“ —

„Sie ist sehr schön! Ich hätte sie gern im Licht des Tages gesehen! Ist ihre Existenz gesichert?“

„Sie ist reich!“

„Und du, Richard?“

„Ich stehe fest auf den Füßen, mein Vater.“

„Wirst du die Lehensgüter der Familie nach meinem Tode weiter tragen?“

„Mein Vater — nein!“

„Ich dachte es mir! Ich biete dir nochmals Willkommen in diesem Hause! . . . Was wird aus dem Kinde drinnen werden? Ich habe bereits gehört, was ihr die Nacht gebracht hat.“

„Sie mag sich ausweinen! Man muß aber nach dem jungen Manne schicken.“

„Er wird bald genug hier sein. Woher hast du die Narbe, Richard?“

Der Arzt lächelte und sagte: „Verjährt, wie das geschichtliche Moment selbst, dem ich sie verdanke. Es ist ein Angedenken

an die Schlacht bei Nisibis, — ich wollte die ägyptische Augenkrankheit kennen lernen! Die arabische Reiterei Ibrahims war gut; die Türken aber haben letzthin besser geschlagen. Da ist der Georg! . . . Vorsicht, mein Vater!"

Über das Gesicht des alten Ministers lief ein Ausdruck von Wohlgefallen, wie er der hohen Gestalt seines Sohnes nachschaute, der dem jungen Gelehrten, welchen Sibylle einführte, entgegentrat.

„Wir werden uns finden!" murmelte er. „Er weiß die Affekte auseinanderzuhalten, — ich habe ihn mir anders vorgestellt!"

Der Arzt aber reichte dem totbleichen, aufgeregten Georg die Hand.

„Weißt du es, Georg?"

Dieser nickte. „Es ist vorbei — die Welt ist dunkel — o, Klärchen, Klärchen!"

„Ruhig, Georg!" sagte der Arzt. „Du glaubst, daß dein Schmerz der schlimmste, furchtbarste sei: du stehst hier auf einem Boden, über den viele Menschenalter in Leid und Freude gezogen sind, — weißt du, was das bedeutet, Georg?"

Der alte Minister trat näher.

„Erwecke die Geister nicht, Knabe! — Du hast gesündigt; büße, büße, büße; aber — aufrechtstehend! Hörst du, Knabe!"

„Ich gehe zu ihr!" sagte der Arzt. „Wenn es möglich ist, magst du sie sehen. Gib ihr dann dieses, Georg."

Er reichte ihm das Stückchen Papier von vorhin. Georg versuchte, die Schriftzüge Alidas darauf zu lesen, er vermochte es nicht.

„Alida ist fort!" sagte der Arzt; Georg verstand ihn nicht. Er zitterte nur zusammen, als der Doktor die Tür öffnete und wieder hinter sich zuzog.

Qualvolle Minuten vergingen. Der alte Minister versuchte es ebenfalls, zu dem jungen Manne zu sprechen; er schwieg auch

bald und schüttelte nur das Haupt, als er sich in einen Lehnstuhl am Fenster setzte, von welchem Platze aus er den jungen Gelehrten nicht aus den Augen ließ.

Der Zeiger auf dem Zifferblatte der Konsolenuhr rückte weiter, weiter, immer weiter! Eintönig pickte das Werk fort; mehr und mehr drängte sich das Herzblut Georgs zusammen! —

Da! — endlich, endlich! Der Doktor winkte! Aber Georg — rührte sich nicht. Geradeaus in die Luft starrend, stand er da. Der alte Minister sprang auf; er schüttelte ihn, — der Arzt nahm seine Hand, — Georg Leiding stand vor Klärchens Lager!...

Er griff nach einem der geschnitzten, künstlich ausgelegten Pfosten am Fußende, um sich aufrechtzuerhalten; die andere Hand mit dem Papier Alidas hing kraftlos herab. Er hatte die Kranke, die halb in den Armen Eugenies lag und ihre braunen Augen feuchtschimmernd zu ihm aufschlug, noch nicht angesehen! Der Minister und der Arzt zogen sich leise zurück, — die drei Kinder waren allein! . . .

Der Ausdruck der toten Augen, des Gesichts der Blinden war unbeschreiblich; sie hörte nicht nur das Klopfen des eigenen Herzens, sie hörte auch das Schlagen der Pulse Klärchens, das Schlagen der Pulse ihres Bruders! —

„Georg!“ . . . sagte endlich kaum hörbar Klärchen Aldeck, und alles, was die Welt Süßes und Schmerzvolles hat, lag in dem Klange dieses Wortes.

„Georg, weshalb siehst du mich nicht an? O, lieber Georg, was ist das gewesen!“

Georgs Blick hing die Hälfte einer Sekunde hindurch an dem bleichen Gesichte Klärchens; er legte die Hand auf die Augen mit einem Ausdruck, als habe ihm dieser blitzschnelle Lichtstrahl Jammer genug für sein ganzes künftiges Dasein gezeigt.

„Du bist sehr bleich, Georg,“ sagte Klärchen. „Sie haben mir gesagt, daß du um mich gesorgt hast! — Ach, ich wollte dir niemals Schmerz bereiten, armer Freund!“

„Niemals Schmerz bereiten" — murmelte Georg.

„Bitte, bitte, Georg! nicht dieses Gesicht!" . . .

„Sie hat unsere Blumen einst zertreten auf der Stelle, wo wir uns gefunden haben, — ich habe dein süßes Herz zertreten! Klärchen, Klärchen, o, stirb nicht! Sage mir, daß du nicht sterben willst! Ich kann dir kein Glück mehr geben; — denn ich habe alles, alles verloren — mit dir!" . . .

Klärchen Aldeck klammerte sich fester an die Blinde, deren Lippen vor innerer Aufregung zuckten.

„Willst du dieses Blättchen noch von mir annehmen?" fuhr Georg fort. „Tue es, sie haben es gesagt!"

Klärchen Aldeck streckte ihre magere, weiße Hand aus, Georg trat einen Schritt vor und legte das Papier hinein: die Finger der beiden Kinder, an welche zum erstenmal das Böse herangetreten war, berührten sich — jenes Weh der ewigen Sehnsucht, welches kein Menschenwort ausspricht, jenes Weh, welches vielleicht der erste Lichtstrahl einer höheren Welt ist, durchzog ihre Seelen! . . .

Durch die Tränen in ihrem Auge las Klärchen die Abschiedsworte der Sängerin, und leise legte sie das Blättchen wieder auf die Decke ihres Lagers.

„Sie ist sehr, sehr unglücklich gewesen!" sagte sie. „Ach, der gute Herr Doktor, — der Herr Graf hat mir eben ihre Geschichte erzählt. Sie sagt: ich solle ihr verzeihen; sie sagt: ich würde sie nie wiedersehen. Arme Lida! Ach, Georg, wir sind alle durch einen großen Schmerz gegangen, — ich hatte nicht gewußt, daß es solches Herzeleid in der Welt geben könne! Ach, ich bin gar klug und vernünftig geworden, — weh, weh, als ich noch ein Kind war, da liebtest du mich. In der dunkeln Stube wartete ich mutwillig, töricht auf den glänzenden Weihnachtsbaum des Lebens, — wehe, der Tod war hinter der Tür —"

„O, mein Herz, mein verlorenes Glück, ich, ich habe die bunten Schätze, die unserer warteten, zerbrochen; ich habe

mich — dich um alles betrogen, was es Süßes und Schönes gibt. Laß mich sterben, laß mich hier sterben mit dir!"

Er stürzte nieder auf die Knie, faßte ihre Hand in schmerzlicher Angst; laut auf weinte Klärchen und legte ihm die Arme um den Hals.

„Georg, Georg, verlaß mich nicht! Wenn du gehst, schreitet er herein, der Tod! ich sterbe, wenn du gehst, Georg! Georg, Georg, verlaß mich — nicht —"

Ihre Arme lösten sich von dem Nacken Georgs, schwer sank sie an die Brust Eugeniens zurück. —

„Hilfe, Hilfe! sie stirbt!" rief diese; — regungslos blieb Georg liegen, der Doktor Hagen stürzte herein. —

„Sie haben sich wiedergefunden, aber sie — stirbt!" rief die Blinde.

„Sie wird leben!" sagte der Arzt. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

27. Kapitel. Frühlingsende.

Wo unsere Geschichte begonnen hat, mag sie abbrechen! Zum letzten Male werfen wir einen Blick in die Dunkelgasse, wo wir einst unser Klärchen auffanden, ein fröhliches, glückliches Kind, wo wir heute wieder mit ihr zusammentreffen werden, mit ihr, die kein fröhliches, sorgloses Kind mehr ist, sondern eine Jungfrau, schön und bleich, still und träumerisch! Kaum zwei Monate liegen zwischen dem Einst und dem Heute! — Es ist Sommer geworden! —

In der Wohnung des Naturforschers, dem alten Ostermeier gegenüber, sitzt Georg Leiding über einen Folianten gebeugt; er scheint sich tief darin versenkt zu haben, hat aber in Wahrheit das Auge nur auf einen gleichgültigen, roten Initialbuchstaben geheftet: die Phantasie ist in diesem Augenblicke seine tätigste Geisteskraft. Neben ihm auf einem andern Stuhle liegt Peter in einen Knäuel gerollt, um die Musik zu Georgs Träumen zu schnurren. Der Naturforscher selbst aber hat seine Brille auf seine Schreibereien geworfen und sieht, in seinen Lehnstuhl zurückgelegt, den blauen Wölkchen seiner Pfeife nach, die still und langsam dem offenen Fenster zuziehen. Es ist spät am Nachmittag und noch sehr heiß in der Dunkelgasse. Die Fliegen stoßen draußen von den sonnebeschienenen Hauswänden ab, als ob sie sich die Füße verbrennten; die Spatzen, die Schwalben zwitschern wie gewöhnlich. Neben dem Mikroskop im Fenster des Privatdozenten hat sich aber ein neuer Gast und Aftermieter Ostermeiers eingefunden, — ein grüngekleideter ansehnlicher Laubfrosch! Ziemlich mißmutig, grüner als grün vor verhaltenem Ingrimm, gleich einem Bankier, der auf Baisse gespielt hat, sitzt er hoch oben auf der Leiter in seinem Glase, beständiges Wetter wider Willen anzeigend.

„Georg!“

„Herr Ostermeier!“

„Erlaubst du mir wohl, daß ich dich durch eine Frage belästige, Jüngling?"

„Bitte!"

„Bist du jemals einer Störung der öffentlichen Ruhe wegen eingesperrt, inkarzeriert, eingespundet worden?"

„Nein, Herr Ostermeier! Wie kommen Sie darauf?"

„Junger Mensch, ich sorge um dich! Die stillschweigendsten Individuen verfallen doch bekanntlich am leichtesten und sichersten bei einem Skandal den Klauen der heiligen Hermandad, und beim Anubis! etwas — Maulhaltenderes als dich, Georgius Leidingius, habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht zu sehen bekommen! Bursche, du wirst mir unerträglich langweilig, — meine Hyla arborea da im Fenster ist ein Ausbund von Lebendigkeit gegen dich! Beim Anubis, ich kann mancherlei ertragen, schlechte Witze, kalte Füße, eine feierliche Sitzung der Akademie der Künste und Wissenschaften: — eine Fratze wie diese aber wird mich bald genug unter die Erde bringen, und Stinkblumen, Lausewenzel und dergleichen Schnödigkeiten mehr aus meinem Kadaver aufsprießen machen! — Osiris, ein verflucht poetischer Gedanke! He?!"

Damit stand der Alte auf und schüttete die Asche seiner Pfeife aus dem Fenster.

„Kostet eigentlich fünf Taler!" brummte er, sich hinauslehnend und die Gasse hinauf und hinab schauend.

Georg aber versank in ein womöglich noch tieferes Sinnen. Man kann sonderbare Gedanken, die durchaus nicht dazu gehören, über einem Folianten Johann Matthias Gesners haben: wer sagt mir zum Beispiel, was Fräulein Klara Louise Auguste Aldeck mit dem alten Polyhistor zu schaffen hatte? Von jedem Blatte schaute sie dem jungen Gelehrten entgegen, daß die Buchstaben vor seinen Augen tanzten und Purzelbäume schlugen, wie der Sultan von Babylon mit seinem Hofstaat beim Klange von Oberons Horn!

Tief auf seufzte Georg. Ach, an demselben Tisch hatte sie ja so oft gesessen und den Naturforscher Justus Ostermeier aus Leibeskräften an alledem verhindert, was er vernünftige Gedanken nannte! Jene Vorhänge vor den Fenstern hatte sie befestigt, — ihr lächelndes Gesichtchen von früher schaute ja aus jedem Winkel.

„Klärchen, Klärchen!" —

„Ich wollte, da drüben, wo der — ahm — der Doktor Hagen wohnte, ließe sich wieder irgendein Menschenkind so bald als möglich häuslich nieder," sagte der Privatdozent, sich halb nach Georg umwendend. „Ich kann diese leeren Räume, diese öden Fenster nicht gut leiden, Georg! Es ist doch ein seltsamer Bursch, dieser Hagenheim; wir haben wunderbare Gespräche hinüber und herüber geführt! O Isis und Osiris, Georg, ich will dir etwas sagen, welches ich sehr ernst meine —"

„Ich höre, Herr Ostermeier."

„Georg Leiding, suche nicht über die Pfütze des Lebens auf die Weise zu gelangen wie jener Mann, der da drüben ausgezogen ist! Es ist nicht das Wahre, durch den Kot zu waten und unterwegs das quarkbespritzte Ich auf die eine oder die andere Weise aufzublasen und zu rufen: Wehe über mich, über euch, seht das Unglück, den Schmerz des Daseins! oder was der anmutigen Redensarten mehr sind. Ich will dir drei Steine zeigen, Georg Leiding, die wirf in den Sumpf und schreite von einem zum andern, so wirst du trockenen Fußes an das andere Ufer kommen. Der erste Stein heißt Selbstachtung, — der zweite Selbstironie, — der dritte Selbsttat! — Was dich drüben erwartet, ist gleichgültig! — Verstanden?"

„Ich danke Ihnen, mein Lehrer, — der Rat ist gut; aber das Schicksal ist's allein, welches uns diese Steine in die Hand geben kann. Das Kraut Moly konnten nur die Götter pflücken."

„Dummes Zeug! Allium nigrum kann jeder ausreißen. Lassen wir das! Der Doktor Hagen ist ein braver Kerl, mag

er nun über das Leben springend, watend oder schwimmend wegkommen. Es ist schön von ihm, daß er jetzt der Sängerin nachgelaufen ist. Beim Anubis, eine Geschichte wie ein Roman! Aber daß sie uns unser Klärchen Aldeck zu einer solchen Goldprinzessin machen wollen, — Georg, dürfen wir das dulden?"

Georg Leiding seufzte beklommener als je am heutigen Tage und sagte: „Sie weiß noch nichts davon. Seit sie das Bett verließ, haben sie uns ungestört uns selber überlassen; — sie sind so gut! — Wir aber haben dann in einem der hohen Zimmer im dunkelsten Winkel gesessen, Hand in Hand! Wir haben nicht viel miteinander gesprochen! Seit der Graf Richard wieder fortgegangen, ist Eugenie stets dem alten Minister zur Seite gewesen; sie hat ihn nicht verlassen dürfen. Will denn der Mann all unser Glück behalten?!"

„Beim Anubis!" rief der Naturforscher mit solcher Emphase, daß der Laubfrosch in dem Glase neben ihm erschrocken einen wahren Salto mortale von seiner Leiter tat und sich schleunigst auf dem sichersten Grunde seines Behälters verbarg. „Beim Anubis," schrie der Naturforscher, „der Teufel soll ihn holen! Er ist — ich meine den alten Minister — ein exzellenter Bursche, und er hat das kranke Klärchen gut gepflegt; aber herausgeben soll er beide Weiber wieder; ich werde ihm sonst beweisen, daß das Menschtum in seiner Formierung als Doktor der Philosophie Justus Ostermeier bedeutend unangenehm werden kann! Such mir meinen Hut, Jürgen; gleich, auf der Stelle will ich mir die Sachen einmal in der Nähe ansehen. Auf den Beinen ist Klärchen wieder, also — holla, was hat der Peter?"

Aus seiner zusammengerollten Lage hat sich das Tier, die Ohren spitzend, aufgerichtet. Es macht einen gewaltigen Buckel, springt vom Stuhl und beginnt unter den Zeichen der größten Aufregung und Ungeduld an der Tür zu kratzen und zu miauen.

„Ein vernünftiges Tier!" sagte der Privatdozent. „Da,

geh Peter — quod bonum, felix faustumque sit" — er öffnete die Tür —

„Klärchen — Klärchen, mein Klärchen!" . . .

Er hatte das ihm entgegentretende junge Mädchen in seine Arme gezogen, er herzte und küßte es! Georg mußte sich wieder einmal an einer Stuhllehne halten! —

„Klärchen, mein liebes, liebes Klärchen, du? du?! Du wieder in der Dunkelgasse? Du wieder bei mir?" Er hielt das Kind auf Armeslänge von sich ab, und betrachtete es so, er zog es wieder an sich; Peter hakte die Vorderpfoten in ihr Kleid und hob sich so hoch als möglich an ihr in die Höhe! Blieb denn dem armen Georg gar nichts?

Weinend und lachend macht sich Klärchen aus den Armen des alten Freundes los. —

„Da bin ich! Da bin ich!" ruft sie schluchzend, Georg in die Arme sinkend.

Was der alte Ostermeier während der Minuten, die nun kamen, anfing, würde ihn in den Verdacht der Tollheit bringen; wir schweigen also lieber freundschaftlichst darüber und sagen nur, daß er eine Viertelstunde nachher noch seinen Gefühlen dadurch Luft machen mußte, daß er den durchaus damit unzufriedenen Peter in die Höhe schleuderte und wieder fing, bis Klärchen ihren kleinen Freund aus den naturforschenden Händen rettete.

„Sie sollen mich nicht reich machen!" schluchzte Klärchen — „o, ich habe ja dich, dich!"

„Nichts, nichts außer dir!" rief Georg mit Tränen in den Augen, — „nichts außer dir! Du überall!"

„O, sie wissen vielleicht gar nicht, wo ich bin! Sie haben mich so erschreckt! . . . Sein großes Haus, sein vieles Geld wolle er mir einst geben, sagte der gute, alte, vornehme Herr! Er gab mir einen Brief von dem Doktor — seinem Sohne, der wieder fortgereist ist — auch er schreibt, ich solle es haben! . . .

Nein, nein, nein! Um Gottes willen, sie mögen es Eugenien geben oder dem Papa Ostermeier —"

„Beim Anubis, verbitte mir das höflichst!" ruft der Alte.

„Oder wem sie wollen! Als sie nicht auf mich acht gaben, bin ich fortgeschlüpft — sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich fort bin — und nun! . . . Hier bin ich, lieber Georg! Hier bin ich, Papa Ostermeier! Ich will den guten, vornehmen Herrn ja so lieb haben, wie ich kann; aber sein Geld will ich nicht, Georg! . . . Und nun kommt; nun will ich mein Stübchen beschauen! Ach, Sie haben gewiß schön gewirtschaftet, Papa Ostermeier?!"

„Sei ganz unbesorgt,Liebchen! Es muß alles noch am rechten, Fleck stehen. Niemand ist darin gewesen! O Isis und Osiris ich selbst nicht! Das Schlüsselloch habe ich mit Wachs zugeklebt!"

„Ach, meine armen Blumen!" rief Klärchen, die Hände zusammenschlagend und über den dunklen Gang ihrer Tür zueilend.

Das Schloß kreischte, die Tür ging auf —

„Ah!" rief Klärchen. „Ach, Papa Ostermeier, es ist ja nicht wahr! — Da ist meine Myrte, ah, welch schöne Rosen! O, ihr habt dafür gesorgt! Dank, Dank!"

„Wir haben nur von der Tür aus hineingeguckt!" lacht der Naturforscher. „Rahel und Ruth aber haben gebürstet, gefegt, gescheuert und die Fenster geputzt nach Herzenslust — — da! da!"

Lebendig wurde es im Hause! Stimmen wurden wach: „Klärchen! Klärchen Aldeck ist wiedergekommen." Kinder und Alte waren plötzlich um die kleine Putzmacherin her versammelt: alle mußten ihr Glück und Freude wünschen, alle wollten ihr die Hand drücken, und die kleinsten der Kinder wollten sogar einen Kuß haben!

Binnen fünf Minuten hatte die Nachricht von Klärchen Aldecks Wiederkunft die Dunkelgasse vom einen bis zum andern

Ende durchlaufen. Viele arme Blumentöpfe in der Dunkelgasse wurden ihrer schönsten Blüten beraubt, die, zu Sträußen gebunden, dem kleinen Klärchen Aldeck von den Kindern gebracht wurden. Mit Rahel und Ruth kam Annchen Seibold, welcher letzteren natürlich Herr Ernst Papphoff folgte . . .

Freudenmatt saß Klärchen inmitten der Freundinnen auf ihrem gewohnten Stühlchen neben ihrem alten Arbeitstischchen.

„Prosit, alter Junge!" flüsterte der Buchhändler dem jungen Gelehrten ins Ohr, und fügte noch hinzu: „Weißt du wohl, daß unser guter Freund Louis Schollenberger heute seine Auserwählte heimführt?"

„So?!" sagte Georg gleichgültig; er wandte das Auge nicht ab von seiner kleinen, träumerischen Braut! —

Endlich hatte das letzte Kind der Dunkelgasse seinen Strauß gebracht; Rahel und Ruth, Ernst und Annchen hatten sich wieder entfernt: Georg Leiding konnte endlich seinen Stuhl an die Seite Klärchens ziehen. Müde lehnte sie ihr Köpfchen an seine Brust und schloß die Augen: der Naturforscher aber stand im Winkel und betrachtete mit ernstem Blick seine beiden Schützlinge. Er schüttelte wehmütig das Haupt und fuhr mit der Hand über die Augen. War das noch das ehemalige Klärchen? — Nein, nein, nein! — Wer hatte diese frühe Falte auf die bleiche Stirn des jungen Gelehrten gegraben? . . .

„Der Frühling ist zu Ende! O Isis, große Mutter, schütze, schütze, — segne den Sommer!" flüsterte der alte Mann.

Er verließ still das Zimmer und zog leise die Tür hinter sich zu. In seiner Wohnung angekommen, setzte er sich an seinen Schreibtisch und stützte das Haupt auf die Hand: eine Träne rollte über seine Wange und fiel glänzend auf das alte, zerrissene Kollegienheft vor ihm. — —

Soll ich noch von Eugenien, soll ich noch von dem alten Minister sprechen? Das Schicksal legt alles im Lauf der Zeit zurecht! —

Einen Blick aber wollen wir noch weit in die Ferne, über Höhen und Ebenen, Ströme und Seen werfen! Ein Reisewagen erreichte in dem Augenblick, wo der Naturforscher Justus Ostermeier seine Schützlinge in Klärchens Stübchen allein ließ, — Airolo am Fuße des St. Gotthard. Eine Dame schaute bei einer Wendung des Weges aus dem Schlage, — Alida! Im Hospiz aber schrieb ein Wanderer, welcher zu Fuß angekommen war, seinen Namen unter den der Sängerin: Doktor R. Hagen.

Auch dieser Wanderer zog die italienische Seite des Berges hinunter! —

Halb Mär, halb mehr

Erzählungen, Skizzen und Reime

Eingang.

Dämmrungsgedanken haſcht' ich ein
Und ſperrt' ſie in dies Büchelein;
Im Dämmerwinkel fein verſtecket,
Hab' ich dies Büchlein ausgehecket.
Welk Blatt, grün Blatt und Blütenblatt
Der Wind mir hergetrieben hat; —
Ich hätt' ſie können treiben laſſen,
Ich hätt' ſie können liegen laſſen,
Allein, allein der Dichterſinn
Hält manch Verſchmähtes für Gewinn,
Hält manch Vergeſſnes lieb und wert
Und ehret, was die Welt nicht ehrt!

Der Weg zum Lachen.

I.

Es war einmal einer, der zog aus — nicht um das Gruseln, sondern um das — Lachen zu erlernen. Ein gar trübselig-seltsamlicher Gesell!

Der gute Mann hatte mancherlei gelernt. Er konnte den Eintritt einer Sonnenfinsternis auf die Minute berechnen, — nicht um, wie vernünftige Leute bei solchen Gelegenheiten, nach einem um Mittag hervorlugenden Stern auszuschauen; nicht um über den Hahn zu lachen, der dann wohl gravitätisch seine Damen zu Bette bringt; nicht um zu jubeln, wenn eins der jungen Mädchen der lustigen, Astronomie treibenden Gesellschaft das angeschmauchte Glasstück an der geschwärzten Seite auf die Nase drückt und eine ganz andere, viel hübschere Verfinsterung hervorbringt: — nein, nur um — die Tiefe des menschlichen Geistes im allgemeinen und die seines eigenen Geistes im besonderen zu bewundern, und um noch einmal so griesgrämlich wichtig in seinen Augen — und seinen herabgetretenen Pantoffeln dazustehen. Brr! . . .

Himmel, was konnte der gelehrte Herr alles! Sanskrit, Latein und Griechisch war ihm gar nichts. Den Aristophanes las er ohne Wörterbuch und Eselsbrücken; aber lachen — lachen konnte er über ihn nicht, und das war der Mangel! Nur ein Harlekin, der lachen muß, mag sich noch unbehaglicher fühlen, als der Professor der Astronomie Jodocus Homilius sich fühlte! —

. . . „Wie gesagt, alter Knabe," sagte zu ihm sein einstiger Universitätsfreund, der Medizinalrat Zappel, „wie gesagt, — lache oder stirb! Das ist mein letztes Wort. Da schlägt es zwölf! Guten Appetit!"

„Den habe ich ja nicht!" seufzte der Proffessor mit herabhängender Unterlippe.

„Lache! — Auf Wiedersehn!“ . . .

„Uff!“ sagte der Professor und zog den grünen Augenschirm tiefer über die Augen, als die Tür hinter dem wohlbeleibten, rotwangigen Arzt zugefallen war.

„Lache oder — stirb! Das ist leicht gesagt! O, o, o!“

Die Fenster des gelehrten Mannes gingen auf einen dunkeln, schmutzigen, stillen Hofraum, in dessen Mitte eine Wasserpumpe stand, welche von Zeit zu Zeit die Mägde des Hauses um sich versammelte und die dem Professor ein größeres Ärgernis war, als dem Mann im Gleichnis der Splitter im Auge seines Nachbars. Ihr Kreischen, die Unterhaltungen neben ihr hatten schon manche tiefe Berechnung, manchen sublimen Gedanken ums Leben gebracht: was wäre aus dem Professor Homilius geworden, wenn er nach vorn heraus, unter dem Lärm der Gassen, hätte wohnen und grübeln sollen?! — — —

„Lache oder stirb!“ rief der gelehrte Mann, sprang auf und schritt, die Hände auf dem Rücken, hin und her. Seine Wirtschafterin deckte den Tisch, — der Professor sank maschinenmäßig auf seinen gewohnten Platz, führte einen Löffel voll Wassersuppe zum Munde, ließ ihn wieder sinken und seufzte: „Stirb!“

Die Wirtschafterin spitzte das Ohr und schaute ihren Herrn verstohlen von der Seite an. Hätte der Gelehrte in die Tiefe ihrer Seele blicken können, ein Paragraph seines Testamentes wäre sicher gestrichen worden, so aber schob er nur den Teller zurück und seufzte: „Lache!“ —

Die Wirtschafterin räumte schnell den Tisch ab und meinte, sobald sie draußen war: „Lange kann er's nicht mehr treiben! Ach, der arme, liebe, brave Mann! Gott schütze ihn!“ — —

2.

Die Kindermärchen seiner Jugend hatte der Professor Homilius lange vergessen; er wußte also auch nicht, daß jener, welcher das Gruseln lernen wollte, auf die „große Landstraße“

gehen mußte, um endlich, endlich sein Ziel zu erreichen. Aber Gott verläßt ja keinen Deutschen, viel weniger deutsche Philosophen, welche ihn um so nötiger haben, da sie ihn oft genug vergessen.

Der Professor begann seinen Spaziergang wieder, schritt auf und ab, hin und her; von der Ecke des dritten Bücherschrankes bis zu dem Pfeifenwinkel, wie es seit zwanzig Jahren seine Gewohnheit war, eine halbe Stunde nach Tisch, wenn vernünftige Leute ihre — Siesta halten.

Seit zehn Jahren war es ihm nicht begegnet, daß er auf diesem Wege einmal ans Fenster getreten wäre. Damals hatte ihn ein brennender Schornstein dazu bewogen; heute — — —

Ach, die menschliche Brust hat viele psychologische Rätsel, das Faktum ist sicher, aber nicht erklärbar — —

Heute stand der Professor plötzlich, an den Scheiben trommelnd da, ohne daß jemand Feuer, Mörder, Diebe! auf dem Hofe geschrieen hätte. Nur das Scheusal, die Pumpe, kreischte wieder und stöhnte wie ein — wie ein Kommerzienrat, der von einem Zweckessen nach Haus gekommen ist. (Bitte, bitte, schönste, liebste Leserin!) — — —

Ein junges Dienstmädchen bewegte den Schwengel, ohne zu bemerken, daß der Eimer längst überfloß.

„Er ist voll!" hätte der gelehrte Mann beinahe gerufen, so ärgerte er sich über eine Geistesabwesenheit, die ihm natürlich an andern um so unerträglicher schien, als er ihr selbst im höchsten Grade unterworfen war. Glücklicherweise faßte er aber das Gesicht der Jungfrau am Brunnen näher ins Auge. Das Kind hatte geweint! . . . weinte noch! . . .

„O, o, o!" brummte der Professor kopfschüttelnd. Seit langen Jahren hatte er keine Träne gesehen. Er weinte nicht, seine Wirtschafterin auch nicht, seine gelehrten Freunde weinten ebenfalls nicht. —

Eine Träne im Auge einer jungen Dienstmagd brachte den Professor Homilius zum — Lachen, wenn auch nicht gleich! Gut Ding will Weile haben. Vorerst ließ der Professor die Unterlippe noch einmal so lang herabhängen!

3.

Eben wollte er wieder das Fenster mißmutig verlassen, um seinen Brummweg von neuem zu beschreiten, als er plötzlich eine Veränderung im Wesen und im Gesicht des Mädchens am Brunnen bemerkte. Das Kind schaute nach der Haustür unter dem Fenster des gelehrten Mannes, der Pumpenschwengel gelangte zur wohlverdienten Ruhe. — Ein Handwerksbursche, das Ränzel auf dem Rücken, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, kam leise und scheu in den Hof geschlichen, als fürchte er, im nächsten Augenblicke hinausgeworfen zu werden. Das Mädchen sprang ihm entgegen, zog den jungen Burschen zu dem Vorsprung unter dem Fenster des Professors, und dieser belauschte folgendes Gespräch:

„Ach, Gottfried!"

„Ja, Minchen, 's ist nun nicht anders. Wir müssen uns zufrieden geben! 's ist ja nicht für ewig."

„Ach, das sagst du wohl, Gottfried . . ."

„Ich konnte doch nicht ewig Lehrling bleiben, Minchen?! — Da wär' mir mein Leben lieb gewesen! — Nimm doch Verstand an! Drei Jahre sind bald herum. Bleib mir nur treu und drehe immer den Ring, den ich dir gegeben habe, dreimal herum, ehe du mit einem andern tanzest!"

„Ach Gott, ich tanze gar nicht, solange du fort bist, Gottfried."

„Nanu?!"

„Ganz gewiß nicht!"

„Na, nur ein bißchen! Du verlernst es ja, bis ich wiederkomme. Heule doch nicht so, — ach, wenn mich so der Straubinger sähe, der mit mir geht! — Treu sollst du mir nur bleiben!"

„Ach, Gottfried!"

„Sei lustig und gib dich zufrieden. Denkst du, ich würde mich diese drei Jahre hindurch nicht oft genug auf den Kopf stellen? Prosit! Lustig wollen wir sein und uns treu bleiben! Das andere macht sich!"

„Ach Gott, nun wird keiner mehr des Abends unter unserm Küchenfenster den alten Dessauer pfeifen!"

„Alle Wetter, das wäre mir auch was Schönes! Das wollt' ich auch keinem raten! — Ich will ihn dir schon oft genug vorblasen, wenn ich wiederkomme . . ."

„Ach! . . ."

„Nu, nu hör auf, du solltest dich freuen, daß die Püffe und Knüffe endlich ein Ende haben! Quäle dich um mich nicht; Frau Meisterin wirst du doch, und lustig ist's auf der freien Landstraße auch. Komm, gib mir noch einen letzten Schmatz! Sieh, wie du deine Schürze naß geheult hast."

„Ach, die hast du mir auch geschenkt . . ."

„Ach, Minchen, du machst mir doch das Herz schwer . . ."

„Gottfried! . . ."

Das übrige verlor sich in dem Hausgange; der Professor Homilius schloß leise das Fenster und schritt . . .

4.

. . . wieder seinem Pfeifenwinkel zu.

„Ob ich ihm wohl seinen Kaffee bringe?" fragte sich die Haushälterin, das Ohr an die Zimmertür des gelehrten Mannes legend. — Auf einmal fuhr sie zurück und schlug die Hände zusammen: „O Gott, er pfeift! Er pfeift den alten Dessauer!"

5.

„Magdalena, meinen Rock und meinen Hut!" rief um fünf Uhr nachmittags der Professor Homilius. Er stand wiederum

am Fenster und hatte das Auge fest auf einen Streifen Sonnenlichts an der gegenüberliegenden Hausmauer gerichtet.

Eine dicke Brummfliege summte um seinen Kopf, als sei es seine letzterzeugte Grille. Sie schoß gegen das Fenster und schien die gefrorene Luft durchaus nicht begreifen zu können. Wie ein Dichter, der durch ein philosophisches System zur Gottes- und Weltanschauung gelangen will, arbeitete sie sich ab, stieß sie gegen das Glas.

Der Professor — öffnete ihr das Fenster!

Es geschah zwar hauptsächlich in der Überlegung, daß das Gesumme des kleinen Wesens ihm heute abend bei seiner Arbeit sehr störend werden könne; aber es wirkte doch auch ein anderer Grund ein ganz klein wenig zu dieser Handlung des gelehrten Mannes mit.

„Wollen der Herr Professor ausgehen?" fragte die Haushälterin, Frau Magdalena. „Ich glaube fast, es wird regnen!"

„Dann gib mir meinen Schirm mit, Magdalena."

„O je, o je, was ist mit dem?" dachte die Dame, indem sie nicht sehr bereitwillig den Befehlen ihres Herrn nachkam. „Wenn der wieder auflebt, dann kann er noch viel Geld für seine alten Schwarten verschwenden, und unsereins hat das Nachsehen! . . ." Laut brummte sie: „Hier ist der Rock, hier der Stock, hier der Hut, hier der Schirm! Wenn Sie naß und krank werden, ist's nicht meine Schuld!"

Damit warf sie die Tür hinter sich zu, und der Professor Homilius war mit seinen Gedanken: Lache oder stirb! allein.

„Hier komme ich nicht dazu!" rief er in Verzweiflung. „Alle Tage eine halbe Stunde ordentlich, herzhaft lachen?! O, o, o! 's ist wirklich zum — Weinen."

Und mit dem Mute, den die Verzweiflung gibt, warf er den Schlafrock ab, fuhr in den Oberrock, setzte den Hut auf, nahm den Regenschirm unter den linken Arm, den Stock in die rechte Hand,

warf einen bitter-wehmütigen Blick auf seine Bücherreihen und seinen Schreibtisch und — schritt hervor aus seinem Studierzimmer, gravitätisch wie — ein Storch aus einem Sumpfe.

6.

„Rühre mir meine Papiere nicht an, Magdalena!“ sagte er auf dem Vorplatze zu der Wirtschafterin, die in der Küchentür erschien und ein Gesicht machte, als überlege sie, was sie dem braven Manne am liebsten nachwerfen würde, ihren alten Schuh oder den Kehrbesen.

„Warte nur!“ brummte sie. „Scheuern will ich, bis du — schwarz wirst!“

7.

Auf der Erde ging es in dem Augenblicke, als der Professor Homilius sein Studierzimmer verließ und die Treppe eilig hinabstieg, her wie immer. Es blühte und es welkte, es sproßte und verging; eine Schlacht wurde geschlagen, und ein Brautpaar verließ die Kirche; — zwei Länder, welche die See trennte, wurden durch einen elektrischen Telegraphen verbunden, und von einem Blütenbaume ließ sich eine kleine grüne Raupe an einem kaum bemerkbaren Faden zur Erde nieder! — Millionen weinten, Millionen lächelten. —

„Ach, wer doch lachen könnte!“ seufzte der Professor, an der nächsten Straßenecke stehen bleibend. „Wer lehrt mich das Lachen? Wer lehrt mich das Lachen?“

„Schenken Sie mir einen Dreier, gnädiger Herr, und ich schlage Ihnen ein Rad!“ rief ein kleiner, zerlumpter Gassenbube, welcher den Gelehrten wohl belauscht haben mußte. „Hopp!...“

Der Professor warf dem Kobold einen Groschen zu, und dieser sprang jubelnd davon.

„Das ist's, was die Welt kann!“ brummte Homilius. „Ich

denke, ich gebe es auf! Ich denke, ich gehe wieder nach Haus. Ich bin wirklich nicht dazu gemacht, zu lachen!"

Es tat dem Alten leid, daß sich nicht einmal ein Wölkchen am blauen Sommerhimmel zeigte; er hätte was darum gegeben, wenn es hätte regnen wollen.

Aber ein junges Mädchen schritt singend an ihm vorüber; die Sonne tat seinem Rücken so wohl, daß er sich doch noch etwas bedachte, ehe er seiner Wohnung wieder zulenkte.

„Ach, ich bin einmal draußen; ich will die Folgen auf mich nehmen!" sagte er. „Aber wohin? Ich wundere mich nur, daß die Leute sich nicht um mich versammeln wie die Tagesvögel um einen Uhu!"

Er griff in die Rocktasche, um das Schnupftuch hervorzuziehen. „Ach," rief er, „da ist ja mein Horaz! Das ist noch ein Trost! Nun suche ich mir eine stille Bank im Grünen! — Staub und Schatten sind wir! — 's ist ja doch bald einerlei, ob ich gelacht habe oder nicht!"

8.

Gesagt, getan! Eine halbe Stunde später treffen wir in einem öffentlichen Garten auf der einsamsten Bank im dichtesten Gebüsch unsern braven Alten wieder an; vor ihm auf dem Tisch ein Glas — Zuckerwasser und neben demselben der Horaz; letzterer zwar aufgeschlagen, aber — ungelesen!

Frau Magdalena würde sich sehr gewundert haben, wenn sie in diesem Augenblick das Gesicht ihres Herrn hätte sehen können. Eine eigentümliche Veränderung war mit ihm vorgegangen; eine Veränderung, bewirkt durch die allereinfachste Ideenassoziation, in welche sich ein bißchen Vogelgezwitscher, Sonnenschein und der Klang fröhlicher Menschenstimmen gemischt hatte. —

Der Professor Homilius hatte heute seinen Taschentröster einmal von einer andern Seite angesehen. Er hatte sich erinnert,

daß das Büchlein — ein Andenken seiner Jugendzeit — ein Schulbuch sei, und so hatte er es betrachtet!

Da standen hie und da auf den gelben, befleckten Blättern Namen von Jugendfreunden, Mädchennamen, fratzenhafte Illustrationen, und so weiter, und so weiter. Die ganze alte fröhliche Zeit war plötzlich dem alten Gelehrten wieder aufgetaucht; jene herrliche Zeit, wo es noch nicht des Befehls eines Doktors bedurfte, um einen zu bewegen, das Lachen zu suchen! . . .

„Ludwig Richter! — Wer war doch das?" murmelte der Professor Homilius, das Büchlein in der Hand haltend. „Ach richtig, ich erinnere mich! Was mag aus dem geworden sein? . . . Und hier — Maria Marcus — Maria Marcus? . . . Hier noch einmal, Maria Marcus? — — Ganz vergessen, vergessen! — Ich glaube, ich habe einmal leidenschaftlich gern getanzt, o, o! — — — Und hier . . . bei Gott, das ist der alte Subrektor Bausemann! Heut noch sehe ich seine hellblonde Perücke vor mir. — Wie haben wir den gequält; Gott verzeihe mir die Sünde!

Und hier — — —

Ach, wie wütend war ich, als mir meine Schwester das Tintenfaß über diese Seite goß . . . Tot, tot! Wie lang ist das her, seit sie starb?! . . ."

Der Professor rechnete an den Fingern: „Zehn, zwanzig, dreißig, — fünfunddreißig! Fünfunddreißig Jahre! — Was sie für schöne Locken hatte — meine süße Mathilde, was für Augen! . . . Sie war sechzehn Jahre alt, als sie sterben mußte! Und ich habe kein anderes Andenken von ihr als diesen Tintenfleck! . . . Daß ich daran auch heute denken muß, wo ich ausging, das — Lachen zu suchen!"

Der Alte stützte den Kopf in die Hand; er hatte vergessen, daß nur Tränen die Staub- oder Steinrinde, die sich um ein Menschenherz gelegt hat, lösen können.

„Ich wollte, ich wäre zu Haus!" murmelte er. „Die Luft bekommt mir nicht; — ich wollte, ich wäre zu Haus! . . ."

9.

„Ja, ich will nach Hause gehen!“ sagte der Professor der Astronomie Jodocus Homilius, trank einen kleinen Schluck Zuckerwasser und schüttelte sich, als ob ihn fröstele. „Uff!“ sagte er und schaute zu einer lichten Stelle zwischen dem Baumgezweig über ihm empor. Eine kleine, rötliche Wolke zog langsam am Abendhimmel daher, und unwillkürlich verfolgte der Alte sie mit dem Auge.

„Wenn sie vorüber ist, marschiere ich ab!“ sagte er.

Der Professor Homilius war ein systematischer Mann und berechnete gern alles, was er tat oder ließ; er erschrak daher nicht wenig, als er sich nach einer halben Stunde noch immer in die Luft starrend fand. Er hatte nicht bedacht, daß in gewissen Seelenstimmungen der unbedeutendste Fleck dem Menschen zu einem Theater werden kann, auf welchem alles mit der größten, wenn auch unbewußtesten Aufmerksamkeit verfolgt wird. Auf ein duftiges Wolkengebild war ein anderes gefolgt; einzelne Vögel, Scharen weißer Tauben waren hin und her geschossen, Mückenwolken hatten vor der Nase des gelehrten Mannes getanzt, und sonderbare, wehmütig-lustige Gedanken hatten sich zwischen das alles geschlungen, segelnd mit den Wolken, flatternd mit den Vögeln, tanzend mit den Mücken. —

„O, o, o,“ sagte der Professor, als er endlich durch ein trockenes Zweiglein, welches ihm auf die Nase fiel, erweckt wurde. Ein warmer, duftender Windhauch, von Süden her, bewegte das Blätterwerk der Laube und schüttelte auf den Tisch, auf das Liederbuch des Quintus Horatius Flaccus, in das Glas Zuckerwasser des gelehrten Mannes und auf den gelehrten Mann selbst, neckisch seinen Regen von welken und grünen Blättchen, trocknen Blütenhülsen, Käfern und Raupen.

Über die Ode: „O Venus, Königin von Knidos und von Paphos“ — lief eine kleine, rote Glücksspinne, und in dem Wasser-

glase zappelte ein winziges Käferchen mit goldglänzenden Flügeldecken und suchte sich vergeblich auf ein Blütenblatt zu retten. Es ruderte — es arbeitete mit seinen Beinchen — verzweiflungsvoll — es sank! . . .

„Hm, hm!" brummte der Professor, „'s ist doch ein schöner Abend; — wir wollen den kleinen Kerl retten!"

Mit dem hölzernen Löffel wurde das kleine Wesen hervorgeholt; und aufmerksam betrachtete es der Professor, wie es regungslos in seiner hohlen Hand lag.

„Es ist tot! — Nein, — halt! es bewegt ein Bein! — Sollte es wohl wieder zum Leben erwachen? — Wahrhaftig, wahrhaftig! Es sucht wieder auf seine Füße zu kommen! Hm, hm; ich wollte, ich könnte hier eine Parallele ziehen! — Da fliegt es hin! . . ."

10.

„Es ereignet sich doch mancherlei in der Welt!" sagte der Professor Jodocus Homilius und wiegte bedächtiglich das Haupt. Wie kam er plötzlich von dem wieder aufgelebten Käferchen auf den jungen Handwerksgesellen, der vor einigen Stunden vor der Pumpe vor seinem — des Professors — Fenster seine Wanderschaft angetreten hatte? Was ging den gelehrten Herrn in diesem Augenblick die kleine, traurige Dienstmagd an, welche jetzt wahrscheinlich schluchzend in ihrer verrauchten Küche saß?

„Ich bin doch eigentlich recht verknöchert!" brummte der Professor und schielte seitwärts auf seinen Regenschirm, der neben ihm auf der Bank lag. — Er atmete aus voller Brust auf.

„Wie ist mir denn? Das Zuckerwasser kann mich doch nicht berauscht haben?!"

Was würde Frau Magdalena gesagt haben, wenn sie ihren Herrn in diesem Augenblicke gesehen und gehört hätte? Der alte Bursche hatte beide Beine weit von sich gestreckt, die Hände auf dem Magen gefaltet und — brummte — nach dem Abend-

himmel hinaufblinzelnd — — ein Studentenlied seiner Jugend vor sich hin.

„Ich wollte, — ich hätte — jemand, mit dem ich jetzt — — ein — — Glas Wein trinken könnte! ‚Der Herr Professor — liest — hm — kein Kollegium, drum ist es besser . . .' Ich glaube, ich komme doch noch einmal zum Lachen!"

Der Alte hatte seinen Horaz aufgegriffen und schlug damit den Takt zu seinem Gebrumm. Eben hätte er beinahe das Buch in seinem taumelnden Behagen in die Luft geworfen, um es wieder zu fangen, als es ihm glücklicherer und anständigerer Weise entglitt und zur Erde fiel. Es schlug auseinander, und als der Professor es aufnahm, warf er natürlich einen Blick auf die zutage liegenden Seiten und — — erblickte — einen — Druckfehler in der Ode an die Lydia!! . . .

„O, o, o!" brummte er, und fast hätte er alles um sich und in sich wider darüber vergessen. Die Unterlippe fing schon an herabzusinken, als plötzlich ein Name, welcher über die Seite gekritzelt war, seinen Blick fesselte und den Gesichtsausdruck des gelehrten Mannes total veränderte.

II.

„Natalie Born!" sagte der Professor.

12.

War das noch dieselbe Laube von Geißblattranken, Holunder und jungen Buchen? War das noch derselbe Professor der Astronomie, Jodocus Homilius, vor dem alten wackeligen Tisch? Hatte ein Zauberstab die Laube, den Tisch, das Glas Zuckerwasser und den alten Herrn selbst berührt? War das Wort „Natalie" eine Zauberformel, vor welcher alle vertrockneten, versandeten Quellen des Lebens von neuem aufsprudelten, vor dem das Tote auferstand und das Gegenwärtige Vergangenheit wurde?

„Natalie!" seufzte der Professor und senkte sinnend das Haupt.

Er nahm den Hut ab und blickte lange vor sich hin, sein Auge ward feucht, eine — Träne rollte langsam über die runzelige Wange des alten Mannes: — der Professor war auf dem besten Wege zum — Lachen!

. . . „Es wäre manches anders gekommen! . . . es hätte manches anders kommen müssen!" murmelte der Alte . . . „O Natalie Born, Natalie Born! — Ach, es war nicht deine Schuld . . . Ob sie wohl noch lebt? Ob sie wohl glücklich ist? — — Träume ich denn oder wache ich?" fuhr er lauter fort. „Bei Gott, wenn ich mich nicht durch eine Gewalttat ermuntere, wird es mir gehen wie dem Zauberer Merlin in seiner Waldwildnis! . . . Kellner, Kellner! Heda, Kellner, eine — Flasche Wein — Rheinwein! . . . O, Natalie Born!" . . .

13.

„Hier, Herr," sagte der Kellner, den begehrten Trank auf den Tisch stellend und mit einem eigentümlichen Blick auf den alten Herrn das Glas Zuckerwasser fortnehmend.

„Was hindert mich, noch einmal jung zu sein?" rief der Professor, ein gefülltes Glas gegen das Licht haltend:

„Der Erinnerung!"

Eine wohltuende Wärme durchströmte den Alten.

„Dem Leben! . . . Ich wollte, — ich säße hier nicht so allein!"

„Dem Vergangenen! . . . Ich will mit der Erinnerung trinken." —

„Dir, — dir — Natalie Born! Natalie Born!"

Eine kleine, weiße Hand, die zwischen den zierlichen Fingern ein gefülltes Weinglas hielt, schob sich vorsichtig leise zwischen dem Gezweig im Rücken des Professors durch; zwei braune, zwischen Lachen und Weinen funkelnde Augen leuchteten aus dem Grün hervor. Der Hand folgte ein hübscher, runder Arm, und — der Professor schrak nicht wenig zusammen, als sein Glas

plötzlich berührt klang, und eine weiche Stimme wie ein süßes Echo seinen Trinkspruch aufnahm und sagte:

„Natalie Born!"

14.

Mit weit offenen Augen blickte der Astronom in das Gesichtchen, welches jetzt ganz aus dem Blätterwerk neben ihm lugte, wie ein Genienkopf aus einem Blumenkranz von Cornelius de Heem. Er fuhr mit der Hand über die Stirn: War sein langes Leben wirklich nur ein Traum gewesen? War er allein alt und grau geworden, während alles um ihn her jung und blühend geblieben war?

„Natalie, Natalie!" murmelte er, „bist du es? Sprich, sprich! bist du es wirklich, Natalie Born? Habe ich nur geträumt? — Träume ich!?"

„Ich heiße Ida Weber," sagte das junge Mädchen. „Meine Mutter und mein Vater . . ."

„Ida Weber? Ida Weber!" murmelte der Professor.

„O, o — und deine, — Ihre Mutter war — ist — heißt Natalie . . ."

„Natalie Born! Verzeihen Sie, daß wir Ihr Selbstgespräch belauscht haben, Herr Professor Homilius! Sehen Sie da — —"

„Ich träume, ich träume!" rief der Gelehrte. — Ein ältliches Paar — eine freundliche, grauhaarige Frau, gestützt auf den Arm eines behäbigen Mannes — erschien an dem Eingange der Laube des Professors.

„Guten Abend, Homilius!" rief der Mann, lachend seine Hand dem Professor entgegenstreckend. „Kennst du mich nicht mehr? Meine Frau scheinst du noch gar gut zu kennen! Na, na, alter Junge, — eifersüchtig werde ich nicht mehr. Gib ihm die Hand, Natalie, geborene Born, verehelichte Weber!"

Die Frau machte sich von den Armen ihres Gatten los, faßte

beide Hände des Professors, der einem erweckten Nachtwandler gleich dastand, und schüttelte sie herzlich.

„Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen!“ sagte sie.

„Ich träume, ich träume!“ rief der Astronom.

„Und hier ist unsere Tochter!“ rief der alte Weber. „Komm heran, Törin! — Was meinst du dazu, Jobst? He, willst du sie haben?“

Errötend drängte sich das junge Mädchen an ihre Mutter, drehte sich aber rasch nach einem plötzlich eintretenden jungen Manne um, welcher die letzten Worte des alten Weber gehört haben mußte; denn mit eifriger Stimme rief er:

„Ich protestiere, ich protestiere! Verschenken Sie gefälligst, was Ihnen gehört, Papa Weber! Was der Papa sich doch einbildet, Ida!“

„Jawohl, Papa, du weißt:

Einmal gegeben und wiedergenommen,
In die Hölle gekommen!“

rief Ida und ward dabei womöglich noch röter als zuvor; der Papa Weber kratzte sich lächelnd hinter dem Ohr und sagte: „Jobst, Jobst, ich glaube, du bist wieder einmal zu spät gekommen!“

„Alter Freund,“ sagte Natalie, indem sie sich zu dem Professor, der auf seine Bank gesunken war und von einem zum andern schaute, herabbeugte, — „alter Freund, ich — freue mich — in der Tat sehr, Sie wiederzusehen!“

„Na, Alte!“ rief Weber und wandte sich, komisch die Achseln in die Höhe ziehend, an den jungen Mann. „Da hast du das Weibervolk, Fritz! laß es dir eine Warnung sein!“

Dann wandte er sich wieder an den Professor. „Erlaube, Jobst, daß ich dir hier meinen künftigen Schwiegersohn, den Herrn Supernumerar Galldorf, einstigen Vizesupernumerarrentkammerjustizkollegialdeputationsassistenzrat vorstelle! — Herr Professor Homilius — Herr Friedrich Galldorf, — und umgekehrt!“

Der Professor machte zwar seine Verbeugung, aber sein Auge

hing wie festgebannt an dem lächelnden Gesichtchen Idas. War es doch dieselbe sonnige Stirn, dasselbe klare Auge, in welchem sich ihm vor langen, langen Jahren einmal alles konzentriert hatte, was ihm die Welt Schönes und Seliges bieten konnte! Eine unendliche Wehmut bemächtigte sich seiner, ein Gefühl, welches nur durch den Begriff — Heimweh bezeichnet werden kann. Himmel — leitet die deutsche Sprache von dem alten Worte Heime, Heimat — ab, und des Menschen Heimat ist im — Glück. Sehnt sich das Erdenkind nach einem höheren, seligeren Glück, seiner weiteren, — unbekannten Heimat, so nennt es sein Sehnen — Glaube; sehnt es sich nach einem verlorenen irdischen Glück, so nennt es sein Sehnen — Heimweh!

„O Jugend, Jugend!" seufzte der Professor und schauete in alle die alten und jungen lächelnden Gesichter um ihn her.

„Da kommt die Schwester Cäcilie mit den Kindern!" rief Ida. „Hierher, hierher, Schwager!"

15.

War es möglich, daß ein Ehepaar eine solche Schar von Kindern aufweisen konnte?! — Von allen Größen waren sie plötzlich da und kamen jubelnd in die Laube gestürzt, — eine wahre Sturmflut rotwangiger Gesichter! Kinder überall! — Auf dem Tische, unter dem Tische, an den Rockschößen des Großvaters, an den Kleidern und auf den Armen der Großmutter und Tante saßen sie, krochen sie, hingen sie, ohne daß man wußte, wie sie dahin gekommen waren.

Ganz betäubt saß der Professor da. „Das ist mein Schwiegersohn, der Assessor Werder, das ist meine älteste Tochter Cäcilie!" schrie ihm der Großvater Weber ins Ohr. „Hier, Lenchen — Wetter, kann man wohl sein eigenes Wort hören?! Hier, der Professor Homilius, — ein Jugendfreund von uns beiden Alten! Ist es denn möglich, diesem wilden Heer die Mäuler zu stopfen?! Heda, junges Volk! Achtung! — Wer in zehn Minuten

die meisten Schneckenhäuser gefunden hat, ist der — Beste und kriegt — das dickste Butterbrot! Fort mit euch! . . ."

Hurra! Allgemeines Getümmel! Freudengeschrei! Aufbruch nach allen Seiten! — leer die Laube!

„Gottlob!" rief der Großvater, lächelnd wie ein Diplomat nach einem gelungenen Staatsstreich. „Also, Cäcilie, Assessor! — hier — der Professor Jobst Homilius, ein großer Gelehrter, Kinderfreund und — Bewunderer des schönen Geschlechts, einst mein . . ."

„Nimm dich in acht, Alter!" rief lächelnd die Großmutter.

„. . . gewaltiger Widersacher, der mir beinahe einmal das Lebenslicht ausgeblasen hätte, weil — nun — ich schweige ja schon! Ein braver Schläger — du kannst hier noch die Narbe sehen, Assessor! Hurra, Jobst! — jetzt wollen wir aber auch unser Wiedersehen feiern, alter Träumer! Haben wie hier alle Platz?"

„Wir Alten wohl!" rief der Professor, seinen Regenschirm von der Bank schleudernd. „Aber die Kinder?! da kommt schon eins, — da ein zweites! Die Kinder müssen dabei sein!"

„Wir wollen den — Onkel Homilius mit in unsere Laube nehmen," sagte Ida. „Seien Sie fröhlich, Onkelchen — wir wollen schon gute Freunde werden! Wenn ich Sie besuche, lassen Sie mich wohl auch einmal durch ein großes Fernrohr nach dem Monde gucken; — nicht wahr?! Das ist einer meiner höchsten Wünsche!"

„Nun, kleines Volk, wer hat die meisten Schneckenhäuser?" fragte der Assessor.

„Ich!" — „Ich!" — „Ich!" — „Ich habe sechs!" — „Ich habe acht!" — „Ich habe die meisten! . . ."

„Ach Gott, ach Gott, die reinen Schürzen und Kittel! Liebste, beste Kinder, bringt die Tiere wieder fort!" rief die Frau Cäcilie. „Bitte, setzt sie wieder ins Gras! . . ."

„Kinder!" rief der Großvater Weber. „Könntet ihr wohl diesen Onkel Jobst, wie er da ist, ganz leise und behutsam in die

nächste Laube bringen? In dieser ist nicht genug Platz für uns alle!"

Sechzehn braune, blaue, graue Kinderaugen richten sich auf den Professor. Stille — wie vor einem ausbrechenden Sturm! Jetzt! — — Allgemeiner Jubelruf! Sturm, — Orkan, — Hurrikan! . . . Sechzehn Händchen bemächtigen sich des Alten. Er steht auf den Füßen, ohne zu wissen, wie! Er wird gezogen — geschoben; — er schwankt, — er verliert den Hut . . .

„Langsam, langsam!" ruft der Assessor, vergeblich die wilde Schar von dem Alten abwehrend. Den Horaz und den Hut faßt Ida, den Regenschirm und Stock rettet die Großmutter, der halbgeleerten Weinflasche bemächtigt sich der Großvater Weber; — der Professor der Astronomie Jodocus Homilius ist hinter dem grünen Gebüsch der Nachbarlaube verschwunden! . . .

. . . . . .

16.

„Wo mag er nur stecken?" sagte kopfschüttelnd Frau Magdalena, die angezündete Lampe auf den bücherbedeckten Arbeitstisch in der Studierstube des gelehrten Mannes stellend. „Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist! Da schlägt es schon zehn Uhr! Ich habe seine Schreibereien so schön geordnet; ach Gott, ach Gott! wenn er sich nur kein Leid angetan hat?! Die Nachbarin Klappmann hat immer gesagt, er würde sich noch einmal erhängen . . ."

Ein Schritt ließ sich auf der Treppe hören.

„Ist er das? Sein Gang ist's! — Nein, — doch nicht! Wahrhaftig, er ist's! — — Alle Heiligen! . . ."

Die gute Frau prallte drei Schritte zurück, als sie die Tür öffnete.

Der Professor trat ein! Frau Magdalena erkannte ihn fast nicht wieder! —

Der Hut saß ihm etwas seitwärts auf dem Kopfe und gab

ihm ein ganz jugendliches Ansehen; in der linken Hand trug er einen großen Blumenstrauß, und in der rechten schwang er den Stock. Den Regenschirm hatte er verloren.

„Ob ich's wag', und ob ich's tu',
Ob's die Herrn auch lassen zu?

Guten Abend, Frau Magdalena!" sang und sagte er und fuhr fort:

„Hinunter den Plunder!
Hinunter den Plunder!
Hinunter, hinunter, hin — unter mit ihm! . . ."

„O je, o je, Herr Professor!" stammelte die Wirtschafterin. „Aber, Herr Professor . . ."

„Frau Magdalena!" sagte der Professor. „Ein Wort für tausend! Morgen besucht mich der Hans, der Fritz, Fräulein Jettchen, Lottchen, Lieschen, und so weiter, und so weiter — große Gesellschaft habe ich morgen, Frau Magdalena: alte Leute, hübsche Leute, kleine Leute, große Leute, niedliche Leute! — Magdalena, sieh doch nicht so verstört, so — brummig aus! — Ha, ha, ha! — Eine große Gesellschaft, Magdalena! Großväter und Großmütter, Väter und Mütter, — Braut und Bräutigam! — Wie ich sehe, Magdalena, hast du wieder einmal meine Schriften und Bücher auf deine Weise geordnet — du hast mich dadurch ärgern wollen — ha, ha, ha! — ich danke dir dafür! Bin ich nicht Onkel geworden? Werde ich nicht bald Pate, — Gevatter, he?! — Also, — alles blank gemacht auf morgen, die Spinngewebe heruntergerissen und die Fenster geputzt!! — Viele Damen kommen und — die hübscheste darunter heißt — Ida! — Ida! ist das nicht ein hübscher Name? . . ."

„Der jüngste Tag ist gekommen!" rief die Wirtschafterin, schlug die Hände zusammen und stürzte hinaus.

Der Professor aber füllte ein Glas mit frischem Wasser und setzte seinen Blumenstrauß hinein.

„Ida!“ sagte er. „Einst dachte ich, es gäbe keinen schöneren Namen als — Natalie! . . .“

Er zog seinen alten Lehnsessel an den Tisch, stützte das Haupt auf beide Hände und richtete das Auge fest auf die Blumen. In seiner Rocktasche regte und bewegte es sich. Eine Schnecke nach der andern kroch daraus hervor, den Rücken des Alten herauf. Daran waren der Hans und der Fritz schuld.

„Ich hab's gekonnt! Ich hab's gekonnt! Wer hätte gedacht, daß ich heute noch zum — Lachen kommen würde?!“ jubilierte der Professor der Astronomie Jodocus Homilius. Er schüttelte sich dabei wie jener, der endlich das Gruseln gelernt hatte, aber er schüttelte sich vor Behagen. — Hundert Jahre alt kann der Professor Homilius werden! —

Der Student von Wittenberg.

Sin swebendez herze daz verswank;
Sin swimmende fröude ertrank;
. . . . . .
Ein swinde vinster dunreslak
Zerbrach im sinen mitten tak;
Ein trübez wolken unde dik
Bedaht im siner sunnen blik.
(Von dem armen Heinriche.)

Vor dem Fenster der Studierstube des Schulrektors und Scholarchen, Herrn Georg Rollenhagen, in der alten, berühmten Stadt Magdeburg war der Frühling erschienen, schöner und blütenvoller, als ihn das deutsche Land seit langer Zeit geschaut hatte. Grüne Zweige schlugen an die Scheiben, Vögel sangen in den Bäumen, schmeichelnd und lockend, als wollten und müßten sie jemanden hinausrufen in die lustige, grünende, blühende Welt. Und doch war es gar still und ruhig in dem kühlen, finstern Rektorhause. Nichts rührte sich drinnen; kein Fußtritt, keine Stimme, kein Laut gab Kunde von dem Leben der Bewohner. Freilich, die Frau Rektorin Magdalena war abwesend und saß im Pfarrhause zu Osterburg am Kindbett ihrer Stieftochter Dorothea, die, wie jedermann weiß, den ehrwürdigen, achtbaren und wohlgelahrten Herrn Christophorum Straus, den Pfarrherrn, geehelicht hatte; weder die Stimme der Frau Rektorin, noch das Klirren ihres Schlüsselbundes, noch das Klappern ihrer Pantoffeln konnte also die Stille unterbrechen. Der Rektor selbst aber war mit den Söhnen und einer erlesenen Schülerschar schon hinausgezogen in den grünen Wald, auf des Frühlings Gebot, zur Käfer- und Pflanzenjagd. Magd und Knecht hatten ebenfalls das Weite gesucht; wen oder was also wollten die blühenden Zweige, der Sonnenschein, die Vöglein herauslocken aus dem alten, dunkeln Schulhause? . . .

Da lag schon wochenlang auf dem Schreibtische des Rektors Rollenhagen ein Bündel Papiere mit der Inschrift darauf:

„An Meister Andreas Gehn, Buchdrucker allhier zu Magdeburg."

Das war das Manuskript des Froschmeuseler, welches der alte Gelehrte am 21. März 1595 — „als am St. Benedictitag dies Jahr unser Frösch ihr erstes Benedicamus anfingen" — beendet hatte, und welches hier auf den Druck wartete. Das war es, was der Frühling hinausrief in die Welt, allen fröhlichen Gesellen und frommen Jungfrauen zu Lust, Nutz und Ergötzen! . . .

Der Fink wiegte sich auf schwankem Zweige nach dem Takte seines wechselvollen Gesanges; der Kuckuck aber, der subjektivste aller Vögel, vagabundierte im Holz umher und ließ bald hier bald da, bald nah bald fern, seine Stimme erschallen, und gab einem jungen Mann und Dichter, welcher mit einem Büchlein voll weißen Papieres und einem Kreidestift im Waldschatten lag, ein gar böses, böses Beispiel: denn Kuckuck, Kuckuck! kann wohl jeder rufen; während der lustig-wehmütige Finkenschlag wahrlich nicht so leicht nachzuahmen ist! Nun, wir sind im Jahr eintausend fünfhundert und fünf und neunzig nach der Geburt unsers Herrn Jesus Christus; — da wußten die Leute noch, was sie wollten, und ruhig können wir Herrn Jonas Rollhagen, einen wackern Studenten der Medizin, seinen poetischen Feriengedanken überlassen. Lag doch der Dichtertrieb in der Familie, und gab es doch in der alten, vortrefflichen Stadt Magdeburg eine gewisse Gasse und in dieser ein gewisses Fenster, aus welchem zwei glänzende Augen gar verschämt vorlugten hinter den Gelbveigelein, Basilien und Rosen, jedesmal wenn Herr Jonas, pochenden Herzens, in seinem zierlichen Studentenkleid vorbeischritt.

Eia, reime, Jonas Rollenhagen, einsam im grünen Wald; schlage die Zither nächtlich vor ihrer Tür, sammle die Gesellen

zu einem wohlgesetzten Ständchen, im Mondenschein, ihr zu Ehren: die Liebe ist schön im deutschen, treuen Vaterland; schöner als sonst auf Erden; was sie auch sagen mögen vom lustigen Frankreich, vom berühmten Italien, vom stolzen Hispanien!

Eine anmutige Stelle hatte sich der junge Student auserwählt unter den letzten Bäumen des Gehölzes, an welchem die große Heerstraße nach der Stadt Magdeburg, deren Türme in der Ferne ragten, vorbeiführte. Die fruchtbare, hie und da mit Gebüsch bewachsene, mit grünen Wiesen und Kornfeldern bedeckte Ebene flimmerte und schimmerte in der Frühlings-Nachmittagssonne. Da und dort blitzte es auf wie geschmolzenes Silber, das war der Spiegel der Elbe, auf welcher weiße Segel hinauf und hinab zogen. Die Sonne schien durch das junge Grün der Zweige, und das Volk der Waldsänger, Distelfink und Grasmücke, Baumheckel und Baumkletterlein, Rotbrüstlein und Zaunschlüpferlein, Schwäderlein und Greinerlein, begann wieder seinen Lobgesang, welcher während der heißen Mittagszeit geschwiegen hatte. Auf der Landstraße aber herrschte das fröhlichste Leben; Bundschuh und Bürgerschuh zogen darauf in Handel und Wandel hin und her; denn das deutsche Volk benutzte den letzten friedlichen Atemzug, bevor es nach Gottes Geschick und Fügung in die blutigen Wirbel des Dreißigjährigen Krieges gerissen wurde, noch einmal nach Macht und Kraft; bauend, pflanzend und genießend. —

Mit einem Ausruf der Freude und Befriedigung sprang der Student in die Höhe. Der Buchfink über ihm brach seinen Gesang ab und flatterte tiefer in den Wald hinein. Mit dem Finger den Takt in der Luft schlagend, las Herr Jonas Rollenhagen noch einmal sein Lied leise her; dann aber — riß er das vollgeschriebene Blättchen aus seinem Taschenbuch heraus und übergab es in vielen kleinen Stückchen dem lauen Windhauch, welcher in den Bäumen und Büschen spielte und die Worte der Liebe scherzend davon trug, hierhin und dorthin, meistens aber in ein murmeln-

des Bächlein, welches sie lustig weiter schaukelte der Elbe und dem Weltmeere zu: wie es vielleicht ja auch im Liede stand.

Was brauchte Herr Jonas den geschriebenen Buchstaben? Der Jungfrau von der Spiegelbrücke ging wahrlich nichts verloren, wenngleich der Bach davon getragen hatte, was — er erlangen konnte! . . .

Fröhliche Menschenstimmen, Lachen, Hundegebell, welche den ganzen Nachmittag über im Walde erklungen waren, näherten sich jetzt; die Wipfel der Büsche bewegten sich, wie die darunterdurch Schreitenden sie auseinander bogen; das welke Laub auf dem Boden rauschte unter den Füßen der Näherkommenden. —

Ein Knäblein von zwölf Jahren, in hellem Wams und Hosen, ersteres umsäumt mit einem handbreiten Streifen roten Tuchs, sprang auf die sonnige Lichtung.

„Hei, ich bin der erste! Viktoria!" rief es jubelnd dem Studenten zu und zurück in das Dickicht, in welchem es jetzt stärker rauschte. Hunde brachen hervor, und im nächsten Augenblick war schon eine ganze Schar Knaben von allen Größen, und in alle Farben gekleidet, um Herrn Jonas versammelt: alle beladen mit ihrer Beute, Pflanzen, Käfern, Schmetterlingen, alle mit grünen Zweigen auf den Scholarenkappen, alle mit glühenden, schweißglänzenden Gesichtern und lachenden Augen. Eine hoffnungsvolle, lebenskräftige Schar, die jetzt ebenso fröhlich in den Krieg zog gegen alles, was da wächst, kreucht und fleucht; wie sie später ergeben, todesmutig in das Blut und die Flammen des Religions- und Bürgerkrieges sich stürzte; die protestantische Bibel in der Hand, den protestantischen Glauben im Herzen, den Blick nach oben gerichtet — morituri te salutant! . . .

„Falsch, falsch, Philippe!" ertönte es. „Herr Jonas ist der erste! Herr Jonas ist der erste auf dem Platze! Herrn Jonas die Krone! Herrn Jonas die Krone!"

Herr Jonas, der wahrlich nichts dafür konnte, daß er zufällig zuerst, in seinen Träumen, auf den allgemeinen Sammel-

platz des lustigen Heeres geraten war, machte ein ziemlich wehmütiges Gesicht, daß man ihm so sein stilles Plätzchen störte, aber es half ihm nicht. Immer neue Gesichter drängten sich aus dem Grün hervor. Alle Klassen der berühmten Schule am Dom zu Magdeburg hatten ihre Vertreter ausgesandt. Winzige Quintaner, windige Quartaner, leichtsinnige Tertianer, zu schnell gewachsene Sekundaner, bedächtige Primaner, welche schon in dunklerer Tracht gingen, Bücher in den Schaubentaschen trugen und einen Stift in der Hand, um Anmerkungen zu machen, waren vertreten.

„Willst du meinen Federball nun hergeben?"

„Nein, ich hab' ihn ehrlich gewonnen im Kampf!"

„Willst du ihn nicht hergeben?"

„Nein!"

„Wart . . ."

„Quo, quo scelesti ruitis!" rief eine kräftige Stimme, und ein ältlicher, ansehnlicher Mann, in Schwarz gekleidet, trat von zwei andern Männern begleitet aus dem Gebüsch und stellte sich trennend zwischen die beiden erhitzten Quartaner, die sich eben in die blonden Locken gerieten. „Ei, ei," fuhr er fort, „wer wird wohl der Natur anmutigen Lustgarten durch Streit und Kampf entweihen? —"

„Der Herr Rektor! Der Herr Rektor!" ging es von Mund zu Mund.

„Das hat wirklich Mühe gekostet!" sagte der Rektor Rollenhagen. „Magister Aaron Burckhart, Ihr habt auch einen Fetzen Eures Gewandes im Gezweig hängen lassen. Ah! . . ."

Mit Wohlgefallen streifte das Auge des alten Gelehrten über die lebendige Schar der Söhne (der Mann an seiner Linken war Gabriel, sein Ältester, ein wackerer junger Theologe, und unter den Schülern befanden sich David und Kaspar, die beiden Jüngsten) und Zöglinge, welche auf der sonnig-schattigen Wald-

lichtung mit ihren im Laufe des Nachmittags erbeuteten Naturschätzen ihn umgaben und umjubelten.

„Heda, Gesindel!“ rief er, mit dem Sacktüchlein winkend, um sich für einen Augenblick Ruhe zu verschaffen: „Heda, discipuli, sind alle beisammen, — Hunde und Gelehrte?“ Ein allgemeines lustiges Ja und Gebell antworteten ihm.

„Nun denn, die Sonne sinkt; so wollen wir uns unter Gottes Schutz auf den Heimweg machen. Ordnet die Reihen, und stimmet einen lustigen Wald- und Lobgesang an. Vorauf die Hastati, die kleinsten Bürschlein, daß sie den Schritt angeben; darauf die Principes, die Mittelsorte; zuletzt die Triarier der Legion, nach Heeresgebrauch und Gewohnheit! Ach so, — die Hunde, als leichte Reiterei auf den Flügeln, als Kundschafter vorauf und als Nachtrab hinterher! Vorwärts, signa canunt!“

Allgemeines Gelächter der berühmten Schule zu Magdeburg begrüßte diese Anordnung, und schon während man ihr fröhlich nachkam, stimmten einige Kehlen ein Wander- und Schullied an. Als sich aber der Zug gebildet hatte und aus dem Walde herauszog auf die große Landstraße, ertönte es im vollen Chor:

Der Winter ist vergangen,
Jubilate!
Die grünen Felder prangen,
Jubilate!
Ihr Schüler von den Bänken!
Ihr sollt des Mai's gedenken!
Jubilate! Jubilate!

Auf Gottes Weg und Stegen
Jubilate!
Dem Maien frisch entgegen.
Jubilate!
Zum grünen Wald voll Gnaden
Hat er euch eingeladen!
Jubilate! Jubilate!

Grün Zweiglein auf den Kappen
Jubilate!
Seind Zeichen euch und Wappen,
Jubilate!
Geschmücket so aufs beste
Seid ihr zum Maienfeste.
Jubilate! Jubilate!

Herr Mai, Herr Mai, wir grüßen,
Jubilate! . . .

Das übrige machte die Ferne unverständlich, und nur das mit aller Kraft frischer Scholarenkehlen hervorgejubelte Jubilate! drang noch vernehmbar zu den Ohren des alten Rektors, der mit seinen beiden ältesten Söhnen und dem Magister Burckhart eine Zeitlang am Waldrande zurückblieb, dem Zuge der Schüler nach- und in die heitere Abendlandschaft hinausschauend.

„Das war wieder einmal ein anmutiger und nützlicher Tag!" sagte er, sich zu seinen Begleitern wendend.

„Wahrlich, wahrlich!" riefen Herr Gabriel und Jonas, und nur der Magister schauete etwas wehmütig auf das Loch, welches ihm ein mutwilliger Dornenstrauch in sein schwarzes Schulgewand gerissen hatte.

„Ei, ei, Meister Aaron," sagte der Alte, den Magister gutmütig auf die Schulter klopfend, „die edle Kräuter- und Tierkunde erfordert viel Mühen und Schweißtropfen von ihren Jüngern, aber sie belohnt auch mit weidlicher Freud das zerrissene Kleid und die geritzte Hand. Ist's doch im Leben nicht anders: der Weg zum Himmelreich geht auch durch ein dornenvolles Tränental; glücklich der, welcher nur Fetzen vom vergänglichen Erdenkleid zurückläßt und seine unsterbliche Seele ganz und heil behält! — Aber wir verlieren unsere fröhliche Heerschar ganz aus dem Gesicht; wir müssen ihr doch wohl langsam folgen."

Damit setzte der Rektor seinen Stab in den Graben und sprang

frisch auf die Heerstraße. Die drei andern folgten seinem Beispiel, und stillschweigend schritt die cohors praetoria hinter dem Zug der hohen Schule von Magdeburg, den man in der Ferne mehr hörte als sah, her. Der alte Scholarch war in tiefe Gedanken versunken, und seine Begleiter unterhielten sich leise, um ihn nicht zu stören — sie kannten seine Gewohnheit, Reime zu machen im Wandern auf der Landstraße. Aber sie irrten diesmal — der Rektor machte diesmal keine Reime! Plötzlich schauete er auf, und einen Augenblick in die untergehende Sonne; dann wandte er sich an seine Gesellschafter:

„Es liegt mir heute etwas schwer auf der Seele. Vor langen Jahren begegnete mir einmal ein Ereignis, das immer wieder auftauchet, und dessen Erinnerung mich wohl nicht loslassen wird bis an mein Grab. Wie kommt es doch, daß sie heut einmal mit erneuerter Macht mich verfolgt? Ach, es hat mir fast den sonnigen Tag verdunkelt. — Ich will euch die Geschichte erzählen unterwegs. Caput melancholicum est diaboli balneum, sagt das lateinische Sprichwort, und es hat recht! Wahrlich, es ist nicht gut, wenn man aus seinem Herz und Hirn eine Gespensterkammer macht. Horcht, wie die Frau Nachtigall hinter uns im Wald schlägt: ich will Licht in das Dunkel meiner Seele lassen; dadurch verscheucht man die bösen Geister und imaginationes am leichtesten. Wieder einmal ein Stücklein aus meinem Leben, von welchem ich euch sprechen will, Söhnlein und Kollege! Ihr müsset mich aber nicht unterbrechen; denn ihr wisset, daß ich solches nicht leiden kann." Näher schlossen sich die drei jungen Männer sogleich an den alten Meister, stumm und aufmerksam lauschten sie, und der Rektor Rollenhagen begann:

„Als ich euch zuletzt von meiner Jugend, meinem Vaganten- und Scholarenleben erzählte, hab' ich euch gesagt, daß ich im Jahr nach der Geburt unsers Herrn 1558 nach Mansfeld kam zu dem Kanzler des Grafen, Herrn Georg Müller, als Pädagog und Informator. Wahrlich, das war ein hart Leben, und er-

wuchs mir eine ziemliche Gefahr aus dem Streit zwischen Herrn Josias Seidelius und dem Superintendenten, Herrn Coelius, in welchen ich eingriff wie der Aff ins Feuer und entweichen mußte, ein achtzehnjährig Schülerlein anno domini 1559 aus Haus und Futter. Ei, Söhnlein, die Rollenhagen haben nie zu Hofe gut Glück gehabt, und glaubet mir, es ist gar gut sein sub serto virgineo, unter dem magdeburgischen jungfräulichen Kranz; besser als unter den Löwen und Bären, denn eine Jungfrau, wenn man sie auch etwas erzürnet, lässet sich doch leichter wieder erbitten und versöhnen, als das stolze Wappengetier der Löwen und Bären.

So höret denn, wie ich zum erstenmal nach Magdeburg kam, und was mir da geschah. Es ist eine seltsamliche, traurige Geschichte, wohl imstande, den hellsten Sonnentag in die dunkelste Nacht zu verkehren! Nicht allein war ich in das Sudenburger Tor eingezogen, — an einem stürmischen Spätnachmittag im Aprilen, wenige Tage vor meinem Geburtstag — sondern begleitet von einem Wandergenoß, welchen ich in Mansfeld kennen gelernt hatte, und den ich unterwegs wiedergefunden hatte in einer Schenke, wo er den Leuten die Zither schlug. Ein gelehrter Scholar, der in Wittenberg die edle Kunst Medicina, wie du, Jonas, studiert hatte, und Paulus Halsinger hieß. Von ihm wird das meistens handeln, was ich zu erzählen habe. Ach, es ist ein traurig Ding — Paul! Paul!

Es war, wie gesagt, gegen Abend, als wir in das Tor einzogen, und der Winter schnitt dem Frühjahr ein bös Gesicht. Der Stadt Landsknechte auf den Wällen mußten sich wacker dem Wind entgegenstellen, um nicht fortgeblasen zu werden; denn es schnob gewaltiglich und pfiff übel in ihre weiten Pluderhosen. Die Wetterfahnen auf den Giebeln knarrten und knirschten, die ehrsamen Bürgersleute schlossen fürsichtig ihre Laden, und wir beiden armen Schüler standen mißmütig an der Ecke des Domplatzes und schauten das Sudenburger Tor an, durch

das wir eingezogen waren. Zwar hatte ich ein Empfehlschreiben in der Taschen an Herrn Wigandum, den Pfarrer zu Sankt Ulrich; aber wie sollt' ich die Behausung des ehrwürdigen Herrn finden in der großen Stadt voll Dunkelheit und bösen, liederlichen Gesindels. Paulus pfiff zwar eine lustige Weise zwischen den Zähnen, aber auch ihm war wahrlich nicht zu warm ums Herz, und seine Zither guckte gar trübselig unter seinem kurzen Scholarmäntelchen vor. Mit wenig nummum in loculo waren wir in weidlicher Herzensangst, wo unser Haupt hinzulegen die Nacht hindurch, und wußten uns nicht zu raten und zu helfen. Auf dem ‚Breiten Weg' war bald kein Mensch mehr zu sehen, und nur aus der Wachtstube unter dem Tor schallte noch ein wüster Gesang herfür, nicht sehr ergötzlich anzuhören. ‚Wenn ich nur ein Schenkenzeichen sehen könnt', so sollt' uns bald geholfen sein!' sagte mein Paulus, ‚halt, da kommt jemand; sei's auch der böse Feind, unter Dach und Fach soll er uns bringen.' Wirklich stampfte jetzt ein Schritt auf uns zu, und drückte ich mich gegen die Mauer, denn ich vernahm das Klirren eines Schwertes auf dem Pflaster und dachte, es sei einer von den Stadtsöldnern, ein wild übermütig Volk, das noch von der Belagerung her ein weidlich groß Wort hatte. Paul Halsinger aber trat kühnlich dem Nahenden in den Weg und stellte ihn wackern Mutes. ‚Holla,' sagte der Fremde, ‚was ist das, mein Bürschlein? Macht Platz!' — ‚Um Verlaub,' sagte mein Paulus, ‚habet die Güte und weiset uns doch in ein fröhlich Gasthaus; wir frieren, hungern, dursten und sind fremd.' — ‚Ihr seid fremd? So, deshalb wisset ihr also nit, daß auf eines wohlweisen Rats Verordnung niemand bei nächtlicher Weile ohne eine Latern ausgehen soll, der wüsten Zeiten wegen! Nun, saget mir, wer ihr seid, und ich will euch in ein lustig Losament führen!' Frisch antwortete Paulus: ‚Der da ist ein ehrbares Schülerlein, genannt Georgius Rollenhagen, aus Bernau in der Mark, und ich nenne mich Paul Halsinger aus Osterwieck in der Grafschaft Wernigerode.' — ‚Was!?'

schrie der Fremde, ‚heißet dein Vater Martin Halsinger, deine Mutter Christina Beltzer?‘ — ‚Hießen! Mein Vater ist gestorben, vergeben von einer Unhulden, und mein Mütterlein ist an der spanischen Seuche verdorben.‘ — ‚So bin ich dein lieber Ohm Lamprecht Beltzer, deiner Mutter Bruder; Bürschlein, wo kommst du her?‘ — Heiliger Gott, welch Erstaunen meines Pauli! Faßte ihn der Ohm und drückte ihn an sein Lederkoller, daß ihm schier der Atem ausging.

‚Komm, komm!‘ rief er. ‚Kommt beide: also meine Schwester ist tot? Nun, Gottes Will geschehe! Will euch auftauen in Malvasier und was euer Herz begehrt. Beim großen Christoffel, so was lebt nicht weiter. Ach Christina, Christina! — Paul Halsinger, mein Schwesterkind!‘ Mit gewaltiger Faust faßte der Ohm jeden von uns am Kragen und schob uns vor sich her, den Breiten Weg hinab, auf ein Haus zu, aus dessen Fenstern noch ein heller Lichtschein auf die Straße fiel.

‚Zu Magdeburgk uf dem Markte
Da stat ein isern Mann,
Und will ihn der Kaiser gewinnen,
Sein' Spanier müssen dran! . . .‘

erscholl es im Chorus daraus herfür.

„Heda, Holla! Meister Wirt zum Pelikan!‘ schrie der Ohm in den Gesang hinein und schob uns in das Gaststüblein. ‚Schaffet schnell ein heiß Biermus, Meister Idelbach!‘ Hörete der Chorus sogleich auf beim Eintritt Lamprechts, und schaueten alle gar verwundert auf den wohlbekannten Wachtmeister und uns beide schmächtige, nasse, schwarze, zähnklappernde Schüler, welche das Licht blendete, und die in der Wärme nur noch heftiger zu zittern anfingen. ‚Ei, Herr Rottenführer,‘ piepte eine quäkige Stimme aus dem Winkel, ‚was habet Ihr da für ein paar Nachteulen aufgestöbert?‘ — Aber der Ohm Lamprecht ward gar grimmig. ‚Haltet Euer loses Maul, Meister Wendehoike! Ist mein Schwestersohn kein Uhu, kein Kauz, kein lumpiger Rattenfänger und Katzen-

schinder, wie Ihr, Meister Kürschner, sondern ein wohlgelahrter Scholar und Student! Möcht's Euch raten! — Rückt einmal zu, meine Gesellen!' wandte er sich dann an einige bärtige Kriegsleute, die alle der Stadt Wappen — die Jungfrau mit dem freudigen Kränzel über den beiden Türmen — auf der Brust trugen.

„Nun setzet euch ans Feuer und wärmet euch, meine Bürschlein! Ihr schauet ja aus — nehmt's nit übel — wie unsrer Kumpanei welsch Marketenderweib, die Memma Pozzo, als wir sie mit über die Schneealpen nahmen, nach der Schlachtung im Tiergarten zu Pavien.'

Fröhlich kamen wir dem Wort des Ohms nach, setzten uns ans Kamin und begannen bald aufzutauen. Tat das Biermus das übrige, und war bald alles Ungemach vergessen. Der Ohm ließ nun auftragen, daß der Tisch knackte, und begannen Paul und der Oheim einander zuzutrinken, daß das Bürgervolk Augen und Mäuler aufsperrte, die Kriegsleute aber wohlgefällig den beiden zuschaueten. Bald hatte sich auch ein Kreis andächtiger Zuschauer um uns versammelt, denn wunderliche Geschichten gab nun der Paul zum Besten von der großen Universität Wittenberg, von der sie ihn weggejagt hatten, und Ungeheuerliches erzählte der Ohm von seiner Fahrt mit Herrn Georg von Frundsberg, mit dem er als freier Knecht gezogen war, ehe er der guten und festen Stadt Magdeburg Diener in Fried und Fehde ward. Erzählte der Paul, wie ihm sein Väterlein und Mütterlein abgestorben seien, wie er hart studieret habe in Leipzig und Wittenberg, und liefen dem Ohm die hellen Tränen über die Backen, bald vor Weinen, bald vor Lachen, bis er auf einmal, unversehens, in einen wilden Kriegs- und Schlachtgesang ausbrach, in welchen alle Kriegsmänner im Pelikan einstimmten, daß mir der Kopf fast wirbelte, während der Paul weidlich in seinem Element war und mit beiden Fäusten auf dem Tisch den Takt schlug, bis glücklicherweise ein Doppelsöldner kam, den Wachtmeister auf die Wacht an der hohen Pforte zu holen. Da kam das Getös

zum Ende, versprach der Oheim vorzusprechen am andern Morgen und befahl dem Meister Martin Idelbach zum Pelikan, uns ein Losament und gut Bett anzuweisen. Dieses geschah, und führte uns der Wirt hinauf in den Erker des Pelikans am Breiten Wege, den Ihr Euch heute noch ansehen könnt, Magister Aaron! Da brachte ich den Paulus zu Bett, betete selbst fröhlich und flugs den Abendsegen und schlief sogleich ermüdet von des Tages Mühen und Drangsalen ein.

Nun ließ Gott es zu, daß ich in dieser selbigen Nacht einen schweren Traum träumete. Stand ich auf einmal am Fuße der Domtüre, die ich am Nachmittage mit Freude und Wunder betrachtet hatte, und schauete hinauf nach den Spitzen. Da ward ich plötzlich entrückt und hörete eine Red von zwei wüsten Gesellen. Auf der Spitze des linken Turmes, dem die Knospe fehlet — denn nur Gottes Werk ist ganz vollendet — saßen zwei stinkende böse Teufel und ließen die Beine herabhängen und kehrten einander den Rücken zu; denn sie gönnten sich das Höllenfeuer nicht. — ‚Hui,‘ sagte der eine, ‚guck um! Was schaust du!‘ — Drehete sich der andere halb um und blinzte durch die Nacht nach der Gegend, worauf sein Kumpan zeigte: ‚Was soll's? ich sehe einen Markt und Fackeln. Sie schlagen ein Henkersgerüst auf; ist das alles?‘ — ‚Hei,‘ grinste der andere, ‚darauf wollen sie morgen früh meines Faustes Schatz, dem kleinen Gretel, das hübsche Hälsel abschneiden! . . . Ich hab' ihn nun! Mach's mir nach, wenn du kannst!‘ —

Nun hörete ich in diesem Augenblick meinen Schlafgesellen Paulus schwer stöhnen; aber es erweckete mich nicht, und der Traum ging fort.

‚Ich bin dabei,‘ sagte der andere Teufel. ‚Schau durch das Fenster da drunten, das allein noch hell ist und das Kreuz (beide Kobolde schüttelten sich) auf der Straße abmalt. Schau in das Kämmerchen, den mit den blonden Locken hab' ich mir auserwählt.‘ — ‚Puh, ein arm fahrend Schülerlein!‘ lachte höhnisch

der erste. — ‚Kann ein Doktor werden, wie dein Faust!‘ schrie kreischend der andere, entfaltete die höllischen Schwingen und verschwand in der Nacht. Sein Gesell nickte grinsend mit dem Kopf und flog ebenfalls fort, Wittenberg zu. Einen Ruck tat's in mir, und stürzte ich hinunter, tief, tief und erwachte mit einem lauten Angstschrei. Da schien die Sonne hell und fröhlich in mein Kämmerlein, und saß ich im Bett auf und schauete nach dem Paulus mit fast besorgtem Blick. Erschrak mich auch fast sehr, als ich sein Lager öd und leer erblickte; aber mußte über mich selbst lachen, als der Wirt, Meister Idelbach, kam und mir verkündete auf meine Frage, daß der Rottenmeister Lamprecht Beltzer ihn schon vor einer Stunde abgeholt habe nach seiner Behausung auf dem Katzensprung. Darauf betete ich den Morgensegen, zog mich an und ging hinunter in die Gaststube, wo alle bösen Nachtgedanken bald verschwanden, als ich hinausschauete auf die Straße und das fröhliche Leben der großen, volkreichen Stadt. Nachdem ich eine Zeitlang vergebens auf den Paulus gewartet hatte, zahlte ich meine Zeche und ging nun auch meinen Sachen und Geschäften fröhlichen Mutes nach, und gelang es mir durch Gottes Gnade ganz nach Herzenswunsch und Willen, denn der Herr Wigand, der Pfarrherr, an den ich ein Brieflein hatte, kommendieret mich dem Herrn Sigfrido Sacco, dem damaligen Schulrektor (dacht' ich nicht, daß ich noch einmal auf seinem Stuhl sitzen sollt'!), der verschaffte mir ein Hospitium bei Lamprecht Knust, dem wackern Bürger. Da hatt' ich mein Losament und Atzung nach Leibesnotdurft, und ward angestellt als ein privatus praeceptor bei den Werners von Halberstadt, die bei Herrn Ambrosius Emmen zu Tisch gingen. Ach, wär' doch der Paulus Halsinger auch in so guter Leute Hände gefallen! — Der Ohm Lamprecht Beltzer freilich war ein wackerer Mann, wenn auch ein rauher Kriegsknecht und dem Trunke ein wenig ergeben, wie all das wilde Söldnervolk. Er tat dem Paulus nicht viel Schaden, ja, was er konnt', tat er dem Schüler und wieder-

gefundenen Schwesterkind zugut. Aber der Paulus war im Leben wie ein Verirrter in einem Zaubergarten, wo die lockenden Pfade alle immer tiefer hinabführen ins Verderben. Ein hübscher lustiger Gesell war er, schlank und wohlgewachsen mit hellen, klaren Augen und krausem Haar, wie Meister Lucas Kranach den heiligen Johannes malt auf seinen Bildtafeln. Niemand konnt' ihm etwas verweigern, wenn er bat, und hatt' ich mich fast sehr vergafft in sein fröhlich Wesen. Die Zither verstand er zu schlagen wie ein welscher Spielmann, und ein wackerer Scholar war er auch und wußte seinen Horatius und Virgilius an den Fingern herzusagen. Weh, weh! Was ist aus alledem geworden! Wahrlich, o Söhne und Magister Aaron Burckhardt, der Teufel gehet nicht immer umher wie ein brüllender Löwe, quaerens quem devoret; er kann auch seine scharfen, bösen Klauen in weiche, weiße Patschhändlein verwandeln und hold blicken und mit den Augen winken, wie die Schlange Empusa in Afrika, die oben ein schön Weib und unten ein garstiger Wurm ist —

Läßet sich nit ferner anschauen,
Ohn' so weit sie gleicht einer Frauen —

locket die jungen, müßigen Gesellen also und zerreißet sie und trinket ihr Herzblut. Weh, was ward aus dem lustigen Studenten und wackern Gesellen! Muß ich doch heute noch an sein verwüstet Bild mit Schmerzen denken.

Wie's Feuer das Stroh küßt und anlacht,
Bis daß es alles zu Aschen macht —

so hat es auch den armen Paul Halsinger angelacht und geküßt, das Wildfeuer, das der Menschen Herz leer und öde macht, wie eine Kirche Gottes ohne Altar und Orgel, wie eine Kirche, in welcher die Bilderstürmer gehauset haben. — — — In der venedischen Straße hatte sich Paulus ein Gemach gemietet, da hauste er nun nach seiner Gewohnheit. Ei, sie kannten ihn bald, die Schenkwirte und tollen Gesellen und Vaganten zu Magdeburg, die Mägdelein und die Stadtscharwächter! Hing es doch

an einem Haar, daß er mich mit hinein gezogen hätte in das wilde Leben, das er führete, hätten mich nicht Herrn Lutheri Wort und meines frommen, toten Mütterleins Ermahnungen und vor allen ein schön Bild, eine Jungfrau, fast noch ein Kind, — errettet aus der Gefahr. Euphemia hieß der holde Schutzengel, Magister Burckhardt, und sie war die Tochter des damaligen Syndikus, Herrn Pfeils, und ward auch mein eheliches Gemahl, jahrelang nachher, als ich hier in dieser selbigen Stadt Magdeburg nach vielen Fahrten ein Konrektor geworden war, Rectore De Edone. Ach, nun ist mir nichts mehr von ihr übrig, als ihr Gedächtnis und mein Töchterlein Dorothea zu Osterburg, eure Stiefschwester, Jonas und Gabriel, der Gott in ihrer seligen Not und Angst beistehen möge. Hieß auch meine Mutter Euphemia, meine Schwester Euphemia, und meiner ersten Braut und Frau Euphemia Mutter und Großmutter ebenfalls Euphemia — miro quodam omine! Doch was schweif' ich ab: ging es dem armen Paul wahrlich nicht so gut. Der war ein' Waisʼ seit frühesten Jahren und hatte seine Mutter gar nicht gekannt, und keine keusche Lieb hatte ihm ihr seliges Lämplein im Herzen angezündet. Ihn sollt' ein anderes Geschick treffen!

Geschah es eines Tages, daß ich die Staffel zu seiner Stube hinaufstieg und bei ihm eintrat gegen Abend. Ich hatt' ihn wochenlang nicht gesehen und auch nicht von ihm gehöret, welches mir verwunderlich schien, denn man sprach in der Stadt schon viel von ihm und seinem Treiben. Ich traf ihn lauschend am Fenster im Dunkeln, und er antwortete meinem Gruß nicht, sondern drückte mir die Hand auf den Mund und gebot mir so Schweigen. Da hörete ich über die Gasse einen Klang wie eine Harfe; und eine Frauenstimme, wie ich sie noch nie gehört hatte, sang dazu eine ausländische Weise, in ausländischer Sprache. Auf den Zehen schritt ich ebenfalls zum Fenster hin und lugte hinaus in die dunkle Gasse, ob ich nichts von der Sängerin erblicken könne. Da sah ich drüben in einem hohen Hause, welches heute nicht mehr stehet,

ein erleuchtetes Fenster mit einem roten Tuche verhängt, im Mittelstocke, in einem hervorragenden Erker. Ein Schatten fiel dagegen und auf ihn hatte Paul Halsinger den Blick gerichtet, wie ein Hoherpriester auf das Allerheiligste. Solange der Gesang dauerte, blieb er wie versteinert, das Fensterkreuz umklammernd, als habe der böse Geist, den ich einst im Traume sah, Besitz von ihm genommen. Als der Gesang abbrach, seufzte er tief, setzte sich auf einen Schemel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

‚Paul, Paul!‘ rief ich, ‚Was ist das? was ist dir?‘ Er antwortete aber nicht, sondern ließ nur seine Hand leise über die Zither gleiten, die neben ihm lag, und griff wie im Traume einzelne Klänge aus der Weise, welche die Frauenstimme gesungen hatte, darauf nach. Auf einmal bewegte sich drüben der Vorhang und ward zur Seite geschoben, und eine Gestalt beugte sich aus dem offenen Fenster und schaute hinab in die Gasse. Da war Paul wieder auf den Füßen, und zitterte an allen Gliedern und streckte die Hände nach dem Wesen aus, bis der Vorhang wieder fiel und die Gestalt verschwand. Zuletzt erlosch auch das Licht drüben, und nun kam mein Freund dazu, daß er mir auf meine Fragen nach dem Abenteuer antwortete. Da erzählte er denn, daß da drüben der italische Goldschmied Malco Guarnieri mit seiner Tochter Felicia wohne, und daß diese Felicia sein Lieb werden müsse, wenn er nicht elendiglich verderben und vergehen solle. Ich erschrak heftig, denn schon hatte auch ich mancherlei gehört von dem künstlichen Meister Malco und seiner schönen Tochter, und es gingen böse Gerüchte in der Stadt, und schwatzten die Leute mancherlei über den Goldschmied, den die Klügern scheel ansahen als einen Katholiken und Italiener, und der große Haufe als einen Katholiken und Zauberer und Goldmacher. Bat ich und beschwor ich den Paul Halsinger, führte ich ihm Gottes Wort und seinen lutherischen Glauben zu Herzen; aber er wollte mich nicht hören und murmelte

nur den Namen Felicia und war wie ausgewechselt, daß ich ihn mit Kummer und Angst verließ — denn ich liebte ihn — und betrübten Gemütes in mein Dachkämmerlein im Hause Herrn Lamprecht Knusts zurückkehrte. Und konnt' ich die ganze Nacht nicht schlafen vor bösen Gedanken und Träumen.

Nun begab es sich, daß ich den Paul wieder viele Tage hindurch nicht zu sehen bekam, bis einmal ein feierlicher Aufzug der Gewerke in der Stadt war. Es hatten nämlich die Schmiede einen Aufruhr gemacht; die Gesellen hatten den Meistern den Hammer gelegt, und die Stadt war voll Lärms und Getümmels. Nun zogen auf des Rats Anstiften die andern Zünfte auf in Wehr und Waffen, mit Fahnen und Pfeifern, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, die Kompanen zu bändigen.

Da erblickete ich den Paul wieder. Als ein leichtsinniges und leichtfüßiges Bürschlein hatte ich mich auch herausgemacht, das Getümmel zu schauen, und hing an dem Fußgestell des Reiterbildes Kaiser Ottens auf dem Markte. Da spülte eine große Welle Volkes den Scholaren heran. Ich kannte ihn fast nicht wieder! Er war bleich und abgemagert, und sein Lockenhaar hing in Unordnung um seine Stirn, seine Lippen waren zusammengepreßt, und ich mußte an das Wort der Offenbarung denken — — ‚sie zerbissen ihre Zungen vor Schmerzen.' — Er sah mich nicht; ich griff ihn beim Arm und zog ihn hinauf zu meinem ruhigen Standpunkt. Da wollte ich ihn ausfragen, aber er antwortete nicht, sondern schaute nur stieren Blickes in das Getümmel, wie einer, der nichts von sich weiß. Plötzlich aber wurden seine Augen weit und starr und seine Hand fassete die meinige, daß ich vor dem Druck fast aufgeschrien hätte. ‚Da, da!' stöhnete er hervor und wies in die Menge zu unsern Füßen. ‚Felicia!' — Wie ein Blitz war er hinunter von unserm Standpunkt. Ich erkannte in einem tobenden Volkshaufen den Meister Malco, an dessen Arm sich ängstlich ein verschleiert Weib angeklammert hatte; denn der rohe Haufen hatte sich an die Fremden

gehängt, und waren sie in ziemlicher Not. Wie ein Wütender war Paul Halfinger zugesprungen, das Volk abzuwehren, und auch ich eilte ihm zu helfen; aber es wäre uns fast übel gegangen, hätte es nicht Gott gefügt, daß in diesem Augenblicke der Ohm Beltzer mit seiner Schar gezogen kam; der ließ den Meister Malco und die schöne Felicia zwischen die Reihen der Söldner treten, und gelangten wir so glücklich aus dem Aufruhr und der Gefahr heraus auf den Breiten Weg, wo der Ohm uns entließ, indem er mit seinem Manipul nach dem Sudenburger Tor zu zog, während wir die Gasse hinaufschritten, der venedischen Straße zueilend. Der Meister Guarnieri wußte fast nicht, wie er uns seinen Dank aussprechen sollte, und die schöne Felicia hatte ein wenig ihren Schleier zurückgeschlagen und lächelte uns so holdselig zu, daß ich nun wohl den Paul zu begreifen anfing. So kamen wir vor das Haus des Meisters Malco, und dieser bestand darauf, daß wir ihn hineinbegleiten sollten. Ich zauderte fast ein wenig, aber ein Blick Felicias machte allem Verweilen ein Ende und so stieg ich mit die dunkle steile Treppe hinauf. Von außen sah das Haus schier unansehnlich und verfallen aus, und das Geländer der Staffel war feucht und schwarz, aber wie erstaunte ich, als uns, nachdem wir oben angelangt waren, eine alte Frau die Tür des Wohngemaches öffnete! In eine verwunderliche Pracht schauete ich hinein! Ein herrliches Gemach tat sich vor uns auf; rote goldgestickte Tapeten hingen an den Wänden, ein feurig Licht blitzte durch die gemalten Fensterscheiben, und über einem mit köstlichem Geschirr bedeckten Tische schaukelte sich in einem silbernen Ring ein unbekannter Vogel mit funkelndem Gefieder und begrüßte uns kreischend. Die schöne Felicia war uns entschlüpft, und der Meister sagte in seinem gebrochenen Deutsch, indem er uns zum Sitzen einlud: ‚Wird meine Tochter wohl sogleich wieder erscheinen, wird sich aber wohl erst putzen nach alter Weibergewohnheit, ihr wisset ja als gelehrte deutsche Scholaren, dum comuntur, dum moliuntur, . . . und

wie es weiter heißt, meine Gesellen! Ei, was muß ich euch danken für euere Hilfe in der Not. Wie werd' ich doch erfreut sein, wenn ich erst die böse Stadt verlassen kann. Aber da ist meine Tochter. —'

Ein Vorhang erhob sich — ich hätte fast die Hand auf die Augen drücken müssen, so blendete die Erscheinung, die da herfürtrat im purpurnen Sammetkleide, der Nacken und die milchweißen Armlein blitzend im Schmuck der köstlichen Steine, das schwarze Haar wie die Nacht herabfallend auf die Schultern. — Seitwärts beobachtete ich, als wir uns erhoben, den Paul. Er stand wie ein Wachsbild, die Augen fest auf die schöne Maid gerichtet; noch kein Wort hatte er gesprochen.

Lächelnd schritt Felicia auf uns zu und redete uns gar freundlich an, und mußte ich mich fast über mich selbst verwundern, daß ich so gut ihr antworten konnte, da ich doch sonst den Frauen gegenüber vor Blödigkeit fast vergehen wollte. Sie kann kein bös Bild sein, dachte ich bei mir, und erstaunte nur immer mehr über den Paul, welcher keinen Laut hervorbrachte, und der doch seinem Lieb gegenübersaß und sonst bei den Dirnen gar nicht stumm war.

‚Nun wolle es euch gefallen, einen Imbiß mit uns einzunehmen, den ich hab' herrichten lassen,' sagte Felicia, und der Meister Malco schritt uns voran in ein anderes Gemach und führete uns an ein prächtiges Täfelein, da setzeten wir uns, die Maid dem Paul Halsinger gegenüber. Der Goldschmied füllte einen Goldbecher mit funkelndem Wein, reichte ihn der Tochter und sprach: „Kredenz ihn doch dem blöden Scholaren, der vorhin so ritterlich gesprochen und gestritten hat und jetzt tut, als säß' er in einem Collegio, Herrn Melanchthonis oder Herrn Eberi conciones nachschreibend."

Da berührte Felicia mit ihren kirschroten Lippen den Rand des Bechers und reichte ihn, sich verneigend, dem Paul, der ihn zitternd nahm und an die Lippen setzete. Unterdessen hatte der Meister auch mir zugetrunken. Strömte mir ein wild unbekannt

Feuer durch die Adern, und es legte sich mir vor die Augen wie ein roter Nebel, durch welchen die Augen Felicias wie die Sterne funkelten.

‚Eia, Meisterlein,' rief der italische Goldschmied, ‚Wein von Cypern! Wohl bekomm's und laßt euch einschenken! So! ... Schauet euch aber, ehe ihr weiter trinket, einmal das Becherlein an; das ist das Werk des trefflichen Künstlers Benvenuto Cellini, der die Falkaune losbrannte auf der Engelsburg, welche den Connestable niederwarf von der Sturmleiter in den Mauergraben der ewigen Stadt Rom!' Wand sich ein Gewühl nackter Heidengötter und Dirnen, ziegenfüßiger Ungeheuer und wilder Panthertiere um den Becher, und schien's mir fast, als ob das heidnisch Wesen lebendig sei. Tanzten die Menschlein und schwangen Laubstäbe, sprang das bocksbeinige Ungetier mit Schläuchen auf den Schultern einher, streckten sich die Panther, und wand und schlang das alles sich durcheinander, daß ich beinahe das Gefäß hätte fallen lassen, wenn mich nicht das Lachen des Meisters Malco erweckt hätte. Dieses Gelächter galt aber der Tochter, die sich vergeblich bemühete, den erstarrten Paul in ein Gespräch zu ziehen, und drohete der Meister schalkhaft mit dem Finger und sagte: ‚Wenn das dein Verlobter Lucio in unsrer schönen Vaterstadt Florenz ahnen könnte! Ei, ei, Töchterlein!' — Da ward die Felicia rot wie ein weißes Röselein, wenn die Sonne aufgeht, und lächelte gar verschämt und glücklich, und ich mußte bei diesem Lächeln an einen Waldbach denken, der aus dem dunklen Grün lustig hervorspringt in einen hellen, blumigen Wiesengrund.

Weh, weh, was ist aus dem herrlichen Geschöpfe Gottes geworden! ... Der Paul neigte bei den Worten des alten Meisters das Haupt tief auf die Brust, und die Hand, mit welcher er sein Trinkglas hielt, zitterte gleich einem Laubblatt im Sturmwind: Einen andern liebte sie und dachte an ihn und hegte sein Bild in ihrem Herzen! —

Indes lief die Sanduhr auf dem Nebentische aus, und auf den Türmen läutete man die Bet- und Türkenglocke; da mußt' ich scheiden, denn man erwartete mich zu Hause. So nahm ich Abschied von dem Meister und der schönen Felicia, die mich liebreich einluden ferner zu kommen, und ließ ich den Paul zurück in ihrer Mitte. Ging ich fast getröstet fort; denn das holdselige Bild der italischen Jungfrau hatte mich wundersam überzeuget, daß von ihr nichts Böses kommen könne. Wehe, wehe! Nieder fiel es nach der Fügung Gottes wie ein Donnerschlag, und ich weiß nicht, wer von den drei Unseligen die Schuld auf sich geladen hatte, deren Sühne alle drei treffen sollte!

Nun ward es Sommer im Land; still und ruhig flossen mir die Tage und Wochen dahin; denn ich arbeitete viel, weil ich im kommenden Jahr 1560 mit Gottes Hilfe nun auch nach Wittenberg gehen wollt', nach dem Ort, wo das heilige Licht des neuen reinen Glaubens zuerst aufgegangen ist und durch des Allmächtigen Gnad noch hell leuchtet. Traf mich oft die rote Morgensonne über meinen Büchern, und trompetete mich der Hahnenschrei oft genug ins Bettlein, daß ich ganz bleich und mager ward vor vielem Studieren.

Aber leider der Paul Halsinger ward noch viel bleicher als ich, und der Ohm Beltzer klagete mir, daß die Unholdin, die den Vater des Paul vergeben habe, auch den Scholaren ins Verderben gezaubert haben müsse, und schwor gräßlich, zu dem nächsten Scheiterhaufen, welchen der Rat der Stadt einer Hexe anzünden ließe, drei Holzscheite mit eigener Hand zuzutragen. Ach, er wußte noch nicht, daß der böse Zauber, welcher den Paul verdarb, in den schwarzen Augen der schönen Felicia in der venedischen Straße liege! Er erfuhr es aber! —

Der Paul selbst vermied mich schier, obgleich er überall war, und ruhelos mit sich selbst sprechend in den Straßen umherirrte wie ein Verlorener. Die Mädchen in den Fenstern schüttelten die Häuptlein, und die Begegnenden blieben stehen und schaueten

dem Armen verwundert nach und erkundigten sich untereinander nach dem Namen und Wesen des verwüsteten Bildes. Dann hieß es: ‚Das ist der traurige Student von Wittenberg!‘ und das Volk beklagte und bedauerte den verzauberten Paul Halsinger.“ — — —

Der alte Rektor Rollenhagen hielt hier seufzend ein und versank eine Zeitlang in tiefes, trauriges Sinnen, und seine Begleiter schritten stumm, die Häupter auf die Brust gesenkt, neben ihm her. Plötzlich aber schaute der Erzähler auf und fuhr fort:

„Es war der 25. Juli 1559 — der Tag steht mit blutigen Buchstaben in meinem Herzen geschrieben — da brach das Geschick los! Gegen Abend, in der Zeit, wo Tag und Nacht sich vermischen, hatte ich mein Lämpchen angezündet, schlug wie gewöhnlich das Wort Gottes auf und neigete mein Haupt, den Worten der Heiligen des Herrn nachzugehen und nachzusinnen. Da hörete ich einen Schritt auf der Treppe, die Tür ward aufgerissen — ich drehte mich um — Paul stand vor mir.

Heiliger Gott, wie erschrak ich! Wie sah er aus! Nur an den Augen merkte man, daß noch Leben in dem Totenbild sei; aus ihnen blitzte es wie das Sankt Elmsfeuer, aber auch sie waren eingesunken und verschwanden fast in ihren Höhlungen. ‚Paul! Paul!‘ — er antwortete meinen Fragen, meinen Beschwörungen nicht; er sank auf den Stuhl, von welchem ich aufgesprungen war, legte den Kopf auf die Arme und weinete bitterlich. Ich stand da mit gefalteten Händen, und ein Schauder ging mir durch das Herz, wie ich ihn noch nie gefühlet hatte. Es war draußen eine schöne Nacht, der Mond leuchtete so sanften Lichtes, die Sternlein Gottes funkelten so mild und selig, der Rosenbusch in dem Scherblein vor meinem Fenster verströmte seine süßesten Düfte: ich konnte diesen Jammer und dieses Elend da vor mir fast nicht damit zusammenbringen. ‚Paul, Paul!‘ — — Vergeblich suchte ich meinen armen Freund zu beruhigen; leise schluchzte er vor sich hin. Dann richtete er zuletzt das Gesicht in die Höhe und

starrte wie im Traum auf die heilige Bibel, die vor ihm aufgeschlagen lag. Da überlief ihn ein Zittern, mit leiser Stimme las er her: ‚Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod, und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn! . . .‘ Wild sprang er auf und sprach furchtbare, üppige Worte, daß ich in Eifer und Zorn geriet und das heilige Buch den Händen des Wahnsinnigen entriß; denn er entweihete es mit seinen irdischen Gedanken. Aber er lachte wie ein Toller und mischete alles durcheinander, und klar war nur in seinen verwirrten Worten der eine herzzerreißende Ausruf: ‚Felicia! Felicia!‘ — Urplötzlich aber kam dieser Taumel zu seinem Ende, es war, als ob der böse Geist, der den Paul besaß, ihm einen Augenblick Ruhe ließ, nur um ihn fester und greulicher packen zu können; — es gelang mir zu erfahren, was vorgefallen war. Da vernahm ich denn, daß es dem unglücklichen Freunde gelungen war, sich der holden Felicia zu nähern und dem schönen Bild seine Liebesbrunst zu gestehen. Aber die italische Jungfrau hatte das Lockenhaupt geschüttelt und gelächelt und den Namen Lucio ausgesprochen; und als der Sinnverwirrte sich in Verzweiflung zu ihren Füßen wand, hatte sie ihn zornig fortgestoßen, und der alte Meister, der dazu kam, hatte den unseligen Studenten in wilder Wut aus dem Hause getrieben. Das erzählte mir Paul, als der böse Geist in ihm sich wieder rührte; abbrechend schrie er auf: ‚Sie wartet! Sie wartet! — Ich komme, ich komme!‘ Er riß sich los aus meinen Armen und stürzte fort wie ein Rasender: ‚Felicia! Felicia!‘ hörte ich ihn wild in der Gasse drunten rufen. —

Mir war es schier wie ein Traum! Ich ergriff mein Barett und eilte dem Kranken nach; doch als ich hinunter kam, war er bereits verschwunden, und ich blieb in schrecklicher Angst stehen und sann, was nun anzufangen sei. Kein Lüftlein regte sich; wie konnte doch bei solcher Herrlichkeit und Friedlichkeit der Schöpfung

Gottes der böse Feind solche Macht haben, die Menschen ins Verderben zu jagen! Die Leute in den Haustüren sahen mich sonderbar genug an; denn sie wußten, daß ich der Freund des Wahnsinnigen sei, der an ihnen vorbeigestürzt war. Sie flüsterten untereinander, und der Name Felicia ging von Mund zu Mund; denn schon hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß die schöne Welsche an der Verzauberung des Paul schuld trage. Selbst die Kinder, die im Mondenschein gespielet hatten, endigten ihre Kurzweil und kamen mich anzustarren. Was konnte ich tun? In meiner Angst fiel mir ein, wenigstens den Ohm Beltzer aufzusuchen, um ihn von dem verlorenen Zustande des Verwandten zu benachrichtigen, und eilenden Fußes lief ich nach dem Pelikan, wo der Kriegsmann um diese Zeit zu sitzen pflegete. Als ich vor dem Schenkhaus ankam, fand ich daselbst eine große Menge Volks versammelt und ein wild Geschrei und Getümmel. Den Ohm hört' ich drinnen im Haus gewaltiglich toben, und mit Mühe brach ich durch den Haufen und gelangte in das Gaststüblein, welches angefüllt war mit Söldnern, Handwerksgesellen, Weibern und müßigen Bürgern. Der Wirt, Meister Martin, hatte sich hinter seinen Schenktisch geflüchtet, und der Wachtmeister Lamprecht Beltzer arbeitete sich ab zwischen den Händen einiger Zech- und Kriegskumpane, die ihn hielten, daß er kein Unheil anrichte; denn er war wieder weidlich trunken. Das ganze Haus war voll Geschrei und Getös', und vor der Tür im Mondenschein tobete das böse Gassenvolk aus Leibeskräften.

‚Paul, Paul, mein Paul!' schrie der Wachtmeister, ‚ich stülpe den Zauberer und die Hexe um, wie zwei Handschuhe, — o, meiner Schwester Sohn, mein wackeres Studentlein! Mille millions lutins! wie die welschen Hunde sagen — schafft mir meinen Paul wieder!' —

‚Schütz' uns Gott, Herr Rottmeister, wo seid Ihr hingeraten so früh?' rief der Wirt. ‚Ins Rößlein oder in den Schwan oder

in den grünen Kranz — Gott verdamme die Zeichen! Verzeih' mir die Sünde!' —

‚Nirgends gerat' ich hin!' schrie der Ohm in höchster Wut. ‚Den Zauberer in der venedischen Straße und die Teufelshexe, seine Tochter, will ich verbrannt haben. Erzählt doch, Meister Hennig Klockreep, mir geht der Atem aus!' brüllte er einen feisten Büchsenmacher der Stadt, seinen Zechgesellen, an, der neben ihm stand. Dieser aber stieß nur ein unverständliches Gebrumm aus und schien zu tief in die Betrachtung eines gewaltigen Bierkruges, welchen er in der Hand hielt, versunken zu sein, als daß er dem Wunsche des Genossen nachkommen konnte.

‚Meister Hennig Klockreep!' schrie der Ohm den Arkeleymeister an, ‚Meister Hennig Klockreep, wohlbefahrener Büchsenmeister dieser guten Stadt, hab' ich nit mit Euch Wacht gehalten auf der hohen Pforte von elf bis drei?' — ‚'s ist so, Lamprecht Beltzer, bei Kugel und Pfropfen!' — ‚Hab' ich Euch nicht unter den Tisch getrunken von drei bis vier?' — Nickte der Büchsenmeister und schaute wieder in seinen Krug. — ‚Nun denn, Gevatter Klockreep, habt Ihr nit geschnarcht von vier bis acht und habt Ihr mir nit dann vier Stadtgulden abgewonnen zum Zeichen Euerer vollständigen Besinnlichkeit?' — ‚Wahr wie die Bibel, Gevatter Lamprecht, und können's bezeugen Tileke Kron, Lütke Hornscheit und die ganze Wachtkumpanei,' sagte der Büchsenmeister, den die Erinnerung an seinen Gewinn ein wenig aufmunterte. — ‚Nun dann?' rief der Ohm wieder. — ‚Und dann — dann ist uns am Sankt Kathrinenkirchhof der Scholar — Euer Verwandter, begegnet, und Ihr — Ihr habt ihn mitnehmen wollen, und, und — er hat mich für die — hahaha — hat mich für die hübsche Felicia aus der venedischen Straße gehalten — und Euch, Gevatter, — bei Kugel und Propfen, hahaha — für den alten Hexenmeister, den italischen Goldschmied.' —

‚Der Paul ist vergeben, wie sein Vater vergeben wurde!' rief der Wachtmeister, ‚und das welsche Weib hat ihm den Zauber

angetan! Paul, Paul, mein Söhnlein! Ich komme von Sinnen! Vorwärts! Wer seinen christlichen lutherischen Glauben lieb hat, der folge mir nach dem Hexenneste, die Teufelsbrut auszuräuchern. Laßt mich los, Gevatter Schnarcher, oder! — herunter die Spieße! Bum bum bidibum, der frummen Landsknechte Trommelschlag! Vorwärts Gesellen, hoch lebe Herr Georg von Frundsberg! Zeigt's den italischen Schuften!'

Ein wildes Geschrei auf der Gasse antwortete dem Trunkenen, Wütenden; der Haufe draußen zündete schon Fackeln an; ich sah wohlbekannte Bürger von der Goldschmiedebrücke, die den fremden Meister neideten, arglistig und heimtückisch die Flamme des Aufruhrs anblasen. Vergeblich versuchte ich es, den tollen Ohm Lamprecht zurückzuhalten, vergeblich sprach ich ihm Vernunft; er hörte nicht mehr, er sah nicht; wie ein Besessener stürzte er aus dem Haus unter das Volk, welches ihn mit einem wilden Jubel- und Mordgeschrei begrüßte. In grausiger Angst sprang auch ich fort; die schrecklichen Drohungen des wüsten Haufens machten mir das Blut in den Adern erstarren. Ich durcheilte die Straßen, ich fand mich vor dem Hause Guarnieris, ich zog die Glocke, die alte Dienerin öffnete, ich stürzte die Treppe hinauf; außer Atem, schwindelnd lehnte ich an den Pfosten der halbgeöffneten Tür jenes Gemaches, in welches uns der Meister Malco an jenem Tage, wo wir ihn nach Haus begleiteten, zuerst geführt hatte. Eine Lampe brannte auf dem Tische, und Vater und Tochter saßen nebeneinander, der Meister in einem hohen Lehnstuhl, Felicia auf einem Schemel ihm zur Seite. Es war ein so stilles, schönes, friedliches Bild, — mir schwamm alles vor den Augen, es sauste mir in den Ohren; ich wollte schreien und konnte keinen Laut hervorbringen. Da hörte ich eine süße Stimme, welche sprach oder las; ich schloß die Augen und horchte. Anfangs vernahm ich nur den holden Klang der Worte, dann aber ordneten sich die Gedanken. So las Felicia:

‚Und so pflücke ich denn die Rose und den Lorbeer und lege

Dir von jedem ein Blatt in diesen Brief und flüstere Dein Lob, süße Braut, in das Gemurmel des Arno. Ich bitte für Dich, Felicia! Möge mein Gebet mit dem Marienlied des armen Schiffers unter meinem Fenster aufsteigen zum Throne des Gottes der Schönheit. Wie herrlich die Nacht ist! Das Haupt meiner Bildsäule der Venus Urania funkelt silberweiß im Mondenlicht, und Deine süßen Züge, Felicia, Felicia, sind vor mir, wie ich sie dem Marmor gegeben habe! Ein Johanniswürmchen ist durch das offene Fenster gekommen und steigt langsam, funkelnd an dem Gewande meiner Göttin empor; — o Felicia! Felicia! Ich habe den goldnen Kranz, den mir die Genossen brachten, zu den Füßen Deines Bildes niedergelegt, meine Braut — o komm und nimm ihn auf! Komm zurück, komm zurück, Felicia . . .'

Ein dumpfes, fernes Murren riß mich empor. Ich stürzte in das Gemach; die Jungfrau ließ das Papier fallen, der greise Meister trat mir entgegen. ‚Rette! Rette!' rief ich. ‚Sie kommen! Rettet Euch, rettet Euer Kind!'

‚Götter! was wollt Ihr, Messire?' rief der Alte.

‚Welche Gefahr drohet uns?' fragte zitternd Felicia.

‚Horcht, horcht! das Volk! Sie sagen, Ihr wäret eine Zauberin —'

Die schöne Felicia trat einen Schritt zurück, und der Meister zog sein Dolchmesser halb aus der Scheide.

‚Sie sagen, Ihr habet den Studenten, meinen Freund, verzaubert! Rettet euch! Rettet euch!'

Felicia hatte sich hoch aufgerichtet und schauete mir voll ins Gesicht. ‚Euren Freund verzaubert?'

‚Den Studenten dort drüben, den Paulus Halsinger. Sie kommen, sie kommen! Im Namen Gottes, rettet euch!'

Ein verächtliches Lächeln lief über die Züge der schönen Maid; der alte Meister aber faßte mit eiserner Gewalt meinen Arm: ‚Ich erdolche Euch, wenn Ihr den Namen meiner Tochter noch

einmal mit dem jenes Erbärmlichen zusammenbringt!' rief er. Ich befreiete mich von seinem Griffe — das Getöse des wütenden Haufens erschallte bereits näher.

‚Und diese Barbaren drohen uns?!' rief Felicia zitternd, sich an ihren Vater klammernd.

‚Mir und meinem unschuldigen Kinde?' rief der Alte.

‚Euch! Euch! Weh, hört Ihr sie?'

‚Vater! Vater! O Lucio!' rief die Jungfrau.

‚Laßt uns das Haus verlassen!' rief der Meister, seinen Dolch ziehend; ‚noch ist es Zeit!'

Ein roter Schein zuckte in den Mondschein der Gasse hinein. Zu spät! Zu spät! Der mordbrennerische Haufe erfüllte wie eine Sündflut die Straße.

‚Das ist ein Traum! ein böser Traum!' rief der Goldschmied, die Hände in die Höhe hebend, während Felicia auf den Knieen lag und leise betete und den Namen Lucio und den Namen ihres Vaters murmelte.

Ein Stein zerschmetterte ein Fenster und rollte über den Teppich des Gemaches; im nächsten Augenblick erwartete ich den Mordhaufen im Hause, ich hörte ihn schon an der Tür. Da — urplötzlich trat eine Stille ein, — ich vernahm einen herzzerreißenden Ruf: Felicia! Felicia! An das Fenster sprang ich und schauete hinab auf das wilde Meer von Köpfen drunten. Dicht an dem Haustore sah ich zwei Männer miteinander ringen, ich sah den einen zu Boden stürzen; das Wutgeschrei brach wieder los, Schläge donnerten gegen die Tür — sie brach, der Haufe der Aufrührer erfüllte das Haus! . . . Nein! nur einer war eingedrungen. Ich hörte den Türflügel wieder zufallen, den Riegel vorklirren, ich hörte eine Getöse im Hause, als werde ein schwerer Gegenstand dagegen geworfen; dann kamen Schritte die Treppe herauf, während die Äxte, Brecheisen und Steine von neuem gegen die Tür schlugen und flogen — — Paul! Paul! Paul Halsinger! . . . Vor uns stand er! . . . Und der Tod stand auf

seiner Stirn geschrieben! — Sein Wams war zerrissen, aus seinen wirren Locken rieselte Blut aus einer Wunde, die er empfangen hatte, als er eben den wütenden Haufen zerteilte, der seinetwegen gekommen war. Wie ein Rasender hatte er die Andringenden zurückgeworfen, die Haustür freigemacht, sie verschlossen und verriegelt und einen Schrein zum Schutz dagegen geworfen. Er trug das Schwert des Ohms, welches er demselben entrissen hatte, in der Hand: — der Meister Malco trat zwischen ihn und seine Tochter. —

‚Felicia!‘ rief der unselige Scholar.

‚Ich kenne Euch nicht! Fort von mir, Mörder!‘ rief die italische Maid. ‚Lucio, Lucio! rette! rette! . . .‘

Ihre Stimme verlor sich in dem Gebrüll auf der Gasse, welches immer heftiger ward. Ich hörte den Ohm: ‚Jagt die Hexenbrut in die Spieße! Rettet meinen Paul!‘ Die Lampe auf dem Tische ward durch einen Stein zerschmettert, der Mondschein und die Fackeln drunten erleuchteten allein noch das Gemach.

‚Was hat dir mein armes Kind getan, Satan!‘ rief der italische Meister, seine Tochter in den Arm fassend. ‚Verderben und Fluch über dich! Verderben und Tod über diese Stadt! O mein Kind, mein Kind! . . .‘

Paul hatte sich zu Boden geworfen, seine Stirn berührte die Erde — er sprach wirre, wahnsinnige Worte — er richtete sich wieder auf, die Hölle schien aus seinen Augen zu leuchten.

‚Sei mein! sei mein!‘ schrie er. ‚Sie sollen dir nichts tun! Ich schwör's bei der heiligen Jungfrau! Ich schwör's bei dir selbst, du Selige, Heilige!‘

‚Paul,‘ rief ich entsetzt, ‚denke an Luther, gib deinen protestantischen Glauben nicht auf für irdische Lust und Liebe!‘

Er war auf den Füßen — er schlug mich vor die Brust, daß ich zurücktaumelte. ‚Verräter!‘ schrie er, — ‚was hab' ich mit dir zu schaffen? Felicia, höre mich! . . .‘

Der Meister Malco stieß den Vorstürzenden zurück: ‚Fort, Elender — rufe nur deine Henkersknechte herauf. O, mein armes, armes Kind, muß unser Leben und Glück so zu Ende gehen? . . .‘

‚Ruhig, ruhig, Vater!‘ schluchzte die Jungfrau, ‚laß sie kommen, die Wütenden; aber laß mich nicht in ihre Hände fallen! Töte mich, töte mich, mein Vater — meine Mutter winkt aus dem Himmel — Töte mich — o Lucio! Lucio!‘ Sie rang die Hände in schrecklicher Angst. — ‚Töte mich! Töte mich!‘

‚Sie sollen dir nicht nahen! Bin ich nicht da?‘ rief Paul wieder. ‚Fluche mir nicht! Ich habe sie nicht gerufen, — ich habe nichts mit ihnen zu schaffen.‘ —

Da, da! die Haustür brach zusammen, das Haus erzitterte unter dem Geschrei der Einbrechenden, — die Treppe erkrachte unter ihren Füßen, — der Ohm Lamprecht mit seinem Gefolge von Bürgern, Landsknechten, Gesellen und wütenden Weibern drang in das Gemach.

Wie ein Rasender stürzte sich Paul Halsinger ihnen entgegen, das Schwert hoch schwingend.

‚Zurück! in der Hölle Namen, zurück!‘ schrie er, Felicia lag ohnmächtig in den Armen ihres Vaters.

‚Da ist sie!‘ brüllte der Ohm Lamprecht. ‚Da ist der Hexenmeister! Aus dem Fenster mit ihm in die Spieße! Hierher, zu mir, Paul, mein Söhnlein!‘

Er wollte sich des Scholaren bemächtigen, aber dieser, außer sich vor Liebeswut, Angst und Verzweiflung, stieß ihm den Schwertgriff in das Gesicht, daß er blutübergossen, besinnungslos zu Boden stürzte.

‚Fluch über euch!‘ rief der Student. ‚Der erste, der sich nähert, fährt in die Hölle —‘

‚Greift ihn! Greift ihn!‘ schrieen die Wütenden und stürzten vor.

‚— Fährt in die Hölle zu seinem Teufelsdiener Luther! —‘

‚Er lästert den Mann Gottes,‘ brüllte der Haufen. ‚Greift ihn! Faßt die Hexe! Ins Feuer! Ins Feuer!‘

‚Felicia! Felicia!‘ rief Paul Halsinger. Ich sah sein Schwert durch die Luft funkeln, ein vorspringender Landsknecht stürzte durchbohrt zur Erde. Ich fühlte einen stechenden Schmerz am Haupt, es ward mir dunkel vor den Augen, — noch hörte ich den verzweifelnden Schrei eines Weibes, — dann verlor ich das Bewußtsein!“ . . . . . .

. . . . . .

Der alte Rektor Georg Rollenhagen hatte das Barett abgezogen, die Hände darauf gefaltet und betete leise im Gehen. Seine Begleiter schritten bewegt neben ihm her.

„Und dann? Und dann?“ fragte mit zitternder Stimme der Magister Aaron Burckhardt, als er sah, daß der alte Herr sich wieder gefaßt hatte.

„Als ich wieder erwachte aus meiner Betäubung,“ sprach der greise Scholarch weiter, „stand der Mond am schwarzen Himmelsgewölb grad über mir, und war es das erste, was ich von diesem irdischen Leben und Jammer wieder zu Gesicht und Gedächtnis bekam. Eine lange Zeit blieb ich liegen, wie ich lag, ohne zu wissen, was mir geschehen sei, ohne zu wissen, wo ich war. Es herrschte ein wirres, dumpfes Getöse in der Stadt, und in der Ferne hört' ich die kurzen, schnellen Schläge einer Sturmglocke; aber um mich her war's still, und nur zuweilen vernahm ich einen eilenden Schritt in den Gassen. Ich hatt' die Hände auf der Brust ineinander gelegt, vermochte aber kein Glied zu regen, doch fühlt' ich, daß mein Haupt mit einem Tuch verbunden war. So lag ich denn auf dem Rücken und schauete empor zu dem stillen Vollmond, und hatt' ich ein Gefühl, als müsse ich ewig in diesem Schwindel und Vergessen bleiben, sollte ich nicht vor Elend und Schreck zugrunde gehen. So dacht' ich denn an mein Vaterhaus in der fernen Mark, zu Bernau, an meine Mutter Euphemia,

an meinen Vater, an meine Geschwister — da hörete ich Stimmen in meiner Nähe, und ein Schatten fiel über mich. ‚Hier, hier!‘ sagte jemand, ich schrak zusammen und schloß die Augen, um nicht zu sehen. — ‚Er ist noch immer ohnmächtig, reiche mir noch einmal das Balsamfläschlein, Euphemia!‘ sagte dieselbe Stimme. ‚Euphemia?!‘ Ich zitterte bei diesem Namen zusammen und wollte mich aufrichten. ‚Er lebt, er lebt! Gelobt sei Gott!‘ ertönte eine andere süße Stimme. Eine weiche, warme Hand nahm die meinige. ‚Es wird das beste sein, wenn wir ihn jetzt fortschaffen, Herr Syndikus,‘ sagte ein dritter. — ‚Ja wohl, ehrwürdiger Herr — da kommt die Bahre schon — welche Nacht! welche Nacht!‘ — ‚Man sieht den Feuerschein am Himmel nicht mehr; was hat der Türmer meiner Ulrichskirche noch Sturm zu läuten?‘ — ‚Lasset ihn, Herr Wigandus, schaffen wir zuerst nur unser Schülerlein in mein Haus! Hier Leute — Euphemia, unterstütze sein Haupt! So.‘ —

Ich ward auf eine Bahre gehoben, die Träger setzten sich in Bewegung, und der Zug ging durch die Straßen. Ich war wie in einem seltsamen Traume. Oft befanden wir uns allein in einer verödeten Gasse, oft wurden wir durch ein wildes Gewühl am Vorschreiten gehindert. Dann sah ich Waffen um mich her blitzen, hörte Trommeln und wildes Geschrei — was war das? was war das? — — Manchmal griff ich einzelne Worte auf: — ‚Der Student — tot — der italische Goldschmied — das Haus brennt noch — alles Asche.‘

Ich verlor wieder die Besinnung und diesmal für lange, lange Zeit; denn als ich wieder erwachte zum Licht, waren die Bäume entblättert, und lag Schnee auf den Dächern. In dem Haus des Herrn Syndikus Pfeil stand mein Schmerzenslager, und das holde Gesicht seiner Tochter Euphemia war das erste, was ich wieder erkannte nach der langen, finstern Nacht der Vergessenheit. In deinen Rat, Herr Gott, befehlen wir unser Seelenheil, — was vernahm ich, als ich wieder denken konnt'! Wehe,

wehe, wie hatte der böse Feind Haus gehalten und mir allein nichts anhaben können! Was hatten mir der Herr Syndikus und der ehrwürdige Herr Wigand von Sankt Ulrich zu erzählen! Alle tot! tot! tot! Die schöne Felicia, der greise Meister Malco Guarnieri! Tot der unselige Paul Halsinger! Tot der Ohm Lamprecht! Ich allein durch Gottes wunderbaren Schutz gerettet aus den Flammen des Hauses in der venedischen Straße! Ich wand mich wie ein Wurm auf meinem Lager, zu dessen Fußende Euphemia weinte.

Ein barmherziger Bürger, der mich kannte, hatte mich Ohnmächtigen aus dem Getümmel und Blut hervorgezogen und auf die Gasse hinabgeschleppt und mich mit Hilfe anderer barmherziger Samaritaner auf dem Kathrinenkirchhof niedergeleget. Da hatt' mich der Herr Syndikus, welcher seine Tochter aus dem Hause einer Verwandten in der venedischen Straße errettete, gefunden und der Pfarrer Wigand ihm geholfen, mich fortzuschaffen. Wehe, wehe! Felicia! Wehe Paul! . . . Lasset mich, ich kann nicht weiter sprechen — am Tage des jüngsten Gerichtes werden die Menschen solches Herzklopfen haben, wie ich bei dieser Erinnerung! . . .

. . . Weiter! weiter, ihr Kinder, singet weiter . . ."

„Es bricht herein die dunkel' Nacht.
Schütze uns, Gott, mit deiner Macht!
Laß leuchten deine Sternelein,
Sende deine heiligen Engelein!
Führe uns sicher auf unserm Weg,
Laß uns nit gleiten vom schmalen Steg!
Laß leuchten deinen Mond,
Send uns dein Licht!
Verlaß uns nicht! Verlaß uns nicht!
Schütze uns, Gott, mit deiner Macht,
Führ uns in dein Reich aus der dunklen Nacht! . . ."

erschallte es um die vier tiefbewegten Wanderer. Ohne daß sie es merkten, hatten sie die wackere Schar der Schüler wieder erreicht, und tiefbewegt vereinigten sie ihre Stimmen mit dem feier-

lichen Abendgesang der Kinder der Reformation. Bald war das Tor der guten, alten Stadt Magdeburg erreicht, die hohe Schule endete ihren Gesang und schritt sittsam und ehrbaren Schrittes über die Zugbrücke, an den bärtigen, wachthaltenden Bürgern vorbei, welche wohlwollenden, schmunzelnden Blickes die wackere Knabenschar mit ihren grünen Zweigen und Blumensträußen an sich vorbeiziehen ließen und ehrerbietig den Scholarchen und seine ältern Begleiter grüßten. Die Dämmerung ward schon zur Nacht, als die Schule den Johannisberg nach dem Markt zu hinaufzog. An der Bildsäule des großen Kaisers Otto entließ der abbas laetitiae Georg Rollenhagen sein fröhliches Volk, und jubelnd zerstreuten sich die Knaben nach allen Seiten hin. Auf der Spiegelbrücke nahm der Magister Abschied, um seine Wohnung an der Ulrichskirche aufzusuchen, und Herr Jonas hatte Zeit, verstohlen nach einem offenen Fenster zu lugen und auf eine Waldrosenknospe in dem Knopfloche seines Mantels zu deuten — welches Zeichen sagen wollte: „Heut nacht, Jungfrau Agathe! Öffnet Eure feinen Öhrlein; schlummert nicht zu fest, Jungfrau Agathe!“ — Mit vollständiger Dunkelheit gelangte der Rektor nebst seinen Söhnen in seiner Behausung an.

„Ein Brief! Ein Brief aus Osterburg, Herr Rektor!“ rief Martin, der Ofenheizer der hohen Schule zu Magdeburg, Famulus des Scholarchen, Faktotum der gestrengen Frau Rektorin Magdalena Rollenhagen.

„Ein Brief! Ein Brief aus Osterburg!“ rief Sabina, die Magd, mit der Lampe herbeilaufend.

„Ein Brief aus Osterburg!“ rief der alte Gelehrte, mit zitternden Händen das Siegel brechend und die gewaltigen, unsichern Schriftzüge, denen man den Herzensjubel des Schreibenden ansah, überfliegend. „Gabriel! Jonas! ... Großvater! ... ein feister, gesunder Bursch ... schreit gewaltiglich ... Gelobt sei Gott, der Herr! — — — Morgen soll Meister Andreas Gehn, der Buchdrucker, mein Manuskriptum haben! ...“

Weihnachtsgeister*.

Quand les gens d'esprit se mêlent d'être bêtes, ils le sont énormément.

Paul de Kock.

„Eine noch wohl konditionierte Kinderpuppe!" rief der heisere Auktionator. — „Einen Groschen!" bot eine Weiberstimme kreischend und hell. — „Noch sechs Pfennige!" ließ sich ein anderer Liebhaber von einem Winkel des Gemaches aus vernehmen. — „Zwei Groschen!" sagte ich, stieß den Stock emphatisch auf den Boden und blies eine Rauchwolke nach dem in Frage stehenden Gegenstand hin.

Alle Augen der versammelten Menschheit richteten sich sogleich auf den zuletzt Bietenden und erkannten, daß die Stimme von einem kleinen, ziemlich wohlbeleibten Individuum ausgehe, welches ein Buch Konzeptpapier zur Ergötzung des „amusablen" Deutschlands, wie der Schriftsteller E. T. A. Hoffmann vom Halleschen Kirchhof zu Berlin sagen würde, unter dem linken Arm trug, eine Zigarre im Munde, einen Hakenstock in der rechten Hand führte und durchaus nicht aussah, als ob es irgend einen nützlichen Gebrauch von einer ziemlich zerzausten und abgegriffenen Puppe machen könne.

„Zwei Groschen zum ersten — zum zweiten und zum — keiner mehr!" schrie der Auktionator; der Hammer fiel nieder, und ich, Karl Theodor Hinkelmann, war der glückliche Besitzer des im Katalog unter Numero 726 aufgeführten Kinderspielzeuges, welches mir gegen Erlegung der Kaufsumme auch sogleich eingehändigt wurde. — „Vortrefflich!" sagte ich, umspannte mit dem Daumen und Zeigefinger die Taille der jungen, mit Kleie gefüllten Dame, ließ sie, den Kopf voran, in die Tasche gleiten

* Diese Skizze wurde lange vor den „Kindern von Finkenrode" geschrieben. Der Verfasser.

(ich führe sehr große Taschen und gewöhnlich auch mancherlei darin) und verließ die Versammlung.

Hier wird es nötig sein, die Erklärung abzugeben, daß ich selten eine öffentliche Versteigerung in meiner Nachbarschaft versäume, daß mich nichts mehr beschäftigen und erregen kann, als die Analysierung aller der verschiedenartigen Anhängsel des menschlichen Daseins, welche bei einer derartigen Gelegenheit zum Vorschein kommen. Wahrlich nicht, um nach Rokokoschnurrpfeifereien zu suchen, dränge ich mich bei einer solchen Auktion unter das Volk! Was haftet alles an diesen Lumpen und Lappen, an diesen abgenutzten, ärmlichen Gerätschaften, an diesem alten Lehnstuhl zum Beispiel, an jener halb zertrümmerten Wiege, an dieser Schachtel mit verblaßten, zerknitterten Papierblumen! Welch ein Buch ließe sich darüber schreiben!

Ich trat in die Gasse hinaus. Es schlug vier Uhr, und die Nacht sank bereits langsam herab auf die große Stadt.

Ein grauer eintöniger Himmel lag über den Dächern, und es schneite. Es war aber kein eigentliches munteres Gestöber, wo das weiße Gewimmel in der Luft den Emporschauenden fast schwindlig macht und lustig alle Gedanken mit hineinzieht in den tollen, wirbelnden Tanz. Nein, die luftigen, flaumartigen Flocken schwebten in der kalten, grauen, stillen Luft wie unschlüssig, ob sie sich niederlassen sollten zur hart gefrorenen Erde oder nicht. Einzeln kamen sie, senkten sich, erhoben sich wieder, als ob sie sich eines Bessern besännen, gingen seitwärts weiter, um dann doch endlich irgendwo an einer Dachtraufe, an einem Häuservorsprung, an einer Nasenspitze lebenssatt sich aufzuhängen. Es war ein mürrisches, spleenartiges, hypochondrisches Wesen, und doch verkündete der verbesserte gregorianische Kalender den — vierundzwanzigsten Dezember, und die schönste Nacht der Christenheit lauschte schon ins Land herein! —

Die Menschen in den Gassen gebärdeten sich aber auch ganz anders als die Schneeflocken in der Luft. Sie hatten es gar eilig

und wimmelten durcheinander wie ein aufgestörter Ameisenhaufen. Die Läden waren geputzt und funkelten im Schein der Lichter und Lampen, und manch ein Hagestolz, welcher in seinem Kaffeehause sein Journal hatte fallen lassen, nahm dasselbe nicht wieder auf, sondern kratzte sich mißmutig und verdrießlich hinter dem Ohr und dachte an mancherlei, was ihn durchaus nichts anging.

An der nächsten Straßenecke blieb ich stehen und schaute in das lustige Gewühl. Auch ich seufzte. — „Ich kenne auch einen Narren!" sagte ich zu mir selbst. „Einen gewaltigen Esel kenne ich!" —

Ach, meine Damen, ich habe mancherlei Unangenehmes durchgemacht, aber so wie gestern war mir mein Butterbrot doch noch nicht auf die „gute" Seite gefallen. Schwerer als päpstlicher Bann und kaiserliche Acht und Aberacht lag es auf mir! Sechs junge, schöne, liebenswürdige Fräulein und eine schriftstellernde Mutter hatten ihren Fluch über mich ausgesprochen; die angenehmste Weihnachtseinladung hatte ich verwirkt, unwiderruflich verwirkt. Ich will die Geschichte erzählen, denn

Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide!

Ich war gestern zum Tee eingeladen von dem Geheimenrat von Weißvogel, oder vielmehr von der Frau Geheimerätin, und knüpfte daran die Hoffnung, für heute abend zum Weihnachtsbaum ebenfalls eingeladen zu werden. (Der Geheimerat führt einen sehr guten Burgunder.) Ich hatte also meinem Frack und Hut ein anständiges Ansehen gegeben, um die deutsche Journalistik so gut als möglich zu repräsentieren, und verfügte mich mit dem Vorsatz, ungeheuer liebenswürdig und interessant zu sein, nach der Bureaustraße Numero sechsundneunzig. Mit gewohnter Grazie trat ich in den Salon der Frau Geheimerätin ein, wo ein allgemeines, von allen Seiten gerauntes Pst! Pst! mich empfing. Da mir in der Wärme des geheizten Zimmers die

Brillengläser — ich bin sehr kurzsichtig — sogleich beschlugen, so war mir natürlich nichts lieber, als daß ich nun mit Anstand einige Augenblicke an der Tür stehen bleiben konnte, um erst den Duft von meinen Sehinstrumenten verziehen zu lassen. Während dies allmählich geschah, horchte ich der Stimme der Frau Geheimerätin, welche las — deklamierte:

Waldvogel sang's im Lindenbaum,
Schön Blümchen klang es nach im Traum,
Die Stern' am Himmel grüßten es,
Die leisen Winde küßten es,
Und überall, allüberall,
Von Berg und Wies' und Wasserfall,
Trug es zurück der Widerhall,
Der Widerhall! — —

Ich schrak zusammen, zentnerschwer fiel es mir auf die Seele. Himmel, die „Amalasuntha" der Gnädigen! Ihr neuestes Opus! Alle Teufel, das habe ich ja ganz vergessen! Bei allen Mächten, wenn Weitenweber darüber geraten ist! Der Hut fiel mir fast aus der Hand; hatte ich doch gestern das Rezensionsexemplar von der gnädigen Frau erhalten und dabei ein schmeichelhaftes, zierliches Billett, und ich Unglückseliger hatte in der Zerstreuung das niedliche vergoldete Büchlein voll süßen Unsinns auf den Haufen schriftstellerischer Erzeugnisse geworfen, welche mein Freund Weitenweber von Zeit zu Zeit unter der Überschrift: „Allotria" tot macht! — Himmel und Hölle, wenn der Mensch für die Weihnachtsfeiertage Geld gebraucht und losgewütet hätte!

Meine Brille war unterdessen klar geworden, und ich konnte einen Blick wie ein erschreckter Hase auf die Versammlung werfen. Da saßen sie, Marie, Johanne, Albine, Theodore, Ida, Sophie, die liebreizenden Töchter einer dichtenden Geheimerätin, wie es schien, pflichtgemäß, töchterlich, ganz in jenen Seelenzustand versunken, welchen die empfindsamen Germanen vor ungefähr sechzig Jahren „angenehme Schwärmerei" nannten! — Zwei

junge Juristen, drei Sekondeleutnants und ein ältlicher Theologe standen in einer Gruppe, wie ein Monument des passiven Widerstandes, und die übrige Gesellschaft drängte sich ebenfalls pflichtschuldigst um die vorlesende Dichterin, welche eben ihr Buch zuklappte und in scheuer Selbstzufriedenheit den Blick erhob. Ein bewunderndes Stuhlrücken und Rauschen von seidenen Gewändern entstand, Seufzer, leise Ausrufe, zwei juristische, drei militärische und ein theologisches Bravo — der Geheimerat schaute etwas verdrießlich durch die Tür des Nebenzimmers, in welchem er eben die Spieltische zurechtgerückt hatte, ich trat schüchtern vor.

„Ah, Herr Doktor Hinkelmann!" flüsterte mit holder Stimme die Gnädige. „Warum so spät?" — Ich machte meine Verbeugung, und sie trat näher. „Haben Sie meiner auch freundlich gedacht?" raunte die Gnädige, mich beiseite ziehend. „Ich bin sehr gespannt auf die heutige Zeitung, Sie böser Kritiker!" — Es überlief mich heiß und kalt. O Weitenweber! Weitenweber!

Ein Bedienter erschien jetzt in der Tür. „Die gnädige Frau haben befohlen, daß ich die Zeitung —" — „Jawohl, jawohl, Johann! Schnell, geben Sie, geben Sie!" Ich hielt mich an der nächsten Stuhllehne. Die Gesellschaft, die Töchter drängten sich um die Dichterin, deren Auge lächelnd die feuchten Bogen überlief. Jetzt! — Ach! — Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, die Hände, welche die Blätter hielten, zitterten — sie stieß einen Schrei der Entrüstung aus — zerknittert sank der unglückselige Wisch zu Boden.

„Mein Herr!" — „Gnädige Frau, ich — ich —" O Weitenweber, Weitenweber! — Die Visitenkarten an den Spiegeln liefen schwarz an; der Geheimerat hatte die Zeitung aufgehoben und verbarg das Gesicht zwischen den Bogen — ich kann nicht beweisen, daß man mich hinausgeworfen hat, aber —!

„Das kommt davon!" brummte ich, als ich mich wieder auf der Straße fand, „das kommt davon, wenn sich Kaliban in das schöne, ewig blaue Feenreich der Poesie und der Damenwelt

wagt! O Weitenweber, Weitenweber!" — Wahrlich ist es nicht angenehm, unter den Fußtritten Ariels und seiner losen Schar zu liegen! Was half es mir, daß mir der Geheimerat auf den Vorplatz hinaus folgte, mich umarmte, mir einen Kuß auf jede Backe drückte und mir zwanzigmal sein: „Brav gemacht! Brav gemacht, lieber Doktor, liebster, bester, teuerster, einzigster Freund!" zuflüsterte? Was half es mir, daß er mich mit Austern stopfen, in Burgunder ersäufen wollte — sein Haus konnte er mir doch nicht wieder öffnen! O Marie, Johanne, Albine! O Theodore, Ida und Sophie! — O Weitenweber, Weitenweber! — — —

Da stand ich nun an der Straßenecke, in dem Schneegestöber, welches jetzt heftiger geworden war. Der Lampenwärter kam und zündete die Gaslaterne neben mir an; in allen Stockwerken der Häuser flammten die Christbäume auf, und alles, was nur noch einen Weihnachtsgedanken im Herzen beherbergte, suchte ihn hervor aus dem vergessensten Winkel und begann seine Weihnachtsfeier. Von allen Kirchen der Stadt läuteten die Glocken das schönste Fest der Christenheit ein; mir ward gar wehmütig zu Mute, und unwillkürlich faßte ich nach der Puppe in meiner Rocktasche, zog sie heraus, drückte mich dichter an die Hauswand, an welcher ich lehnte, und betrachtete sie; während die Menge ununterbrochen an mir vorüberströmte und mit ihrem Getöse doch nicht ganz den Kinderjubel um die Weihnachtsbäume in allen den verschiedenen Wohnungen der Gasse übertäuben konnte.

Das Ding schaute mich aus seinen grellen, blauen Augen gar sonderbar an; die Stumpfnase hatte bereits beträchtlich Schaden erlitten, und aus einem Beine des unglücklichen Wesens rieselte die Kleie mir leise auf die Hand. „Ach, du armes Ding," sagte ich, „auch du hast schon fröhlichere Weihnachtsabende als den heutigen, welchen du in meinem Besitze zubringen wirst, verlebt. Was meinst du, gehen wir nach Hause, oder fallen wir in eine Kneipe?"

Da die Puppe nicht antwortete, so zählte ich die Knöpfe meines Rockes. Sie entschieden für die Kneipe, und so schob ich behutsam meine Begleiterin in die Tasche und setzte meinen Weg durch die Straßen einsam fort, widerborstig gegen das Fatum, meiner — Wohnung zu. Bald genug war dieselbe erreicht, und niedergeschlagen stieg ich die dunkeln, steilen Stufen empor und horchte auf jedem Treppenabsatz ein wenig den hellen Kinderstimmen, welche fast hinter jeder Tür hervordrangen; der Weihnachtsabend stand ja in seiner schönsten Blüte! — In meinem Zimmer angekommen, sank ich auf den nächsten Stuhl und stützte den Kopf mit beiden Fäusten auf meinen Schreibtisch, wie ein Brahmane, der das mystische Om ausgesprochen hat und sich in den Zustand der höchsten irdischen Seligkeit versetzen will.

Ich kam jedoch nicht zur völligen Auflösung ins Nichtsein; ein Frösteln, welches mich überlief, erinnerte mich, daß ich mein Feuer nicht erlöschen lassen dürfe. Ich schob also neues Holz in den Ofen, und diese Beschäftigung erheiterte mich etwas. Ach, das Brummen und Knattern des Ofens, der tanzende Schein auf dem Fußboden und an den Wänden müssen einem solchen einsamen Gesellen, wie ich bin, oft vielerlei ersetzen! — Ich trat an das Fenster und schaute hinaus in die Nacht über die weißen Dächer. Ach, es war doch ein noch fröhlicherer Lichtschein, welcher aus dem Fenster der mir gegenüberliegenden Häuserreihe fiel! Fröhlicheres Geräusch erschallte dort hinter den niedergelassenen Vorhängen, als mein Ofen liefern konnte.

„Ich will arbeiten!“ sagte ich, zündete meine Lampe an, zog einige Bogen Konzeptpapier hervor und setzte mich an meinen Schreibtisch. Meiner Puppe aber bereitete ich mit Hilfe einiger Bände von Meusels Gelehrtem Deutschland einen Sitz dicht vor mir. Ich tunkte die Feder ins Tintenfaß, schaute in das Licht — eine Minute — zwei — drei — eine Viertelstunde! — „Beim Teufel!“ rief ich aufspringend, „ich wollte, ich könnte bis zum

nächsten Alltage die Zeit verschlafen!" Dabei brachte ich eine gar anmutige marmorartige Verzierung auf dem vor mir liegenden weißen Bogen hervor und warf die Feder fort.

Ein Schritt auf der Treppe ließ mich aufhorchen. Er näherte sich. — „Das fehlte mir grade noch!" rief ich unwillkürlich aus, — „Weitenweber! Na, du kommst mir eben recht!" — Ich hatte den Edeln seit seiner Untat nicht wiedergesehen. — Die Tür öffnete sich langsam, und auf der Schwelle erschien wirklich in Lebensgröße mein Freund Theobul Raimund Weitenweber, ein Individuum, welches wahrlich einer Personalbeschreibung würdig ist.

Mein Freund ist lang und hager wie ein Laternenpfahl, mit welchem er noch die Ähnlichkeit hat, daß auch er erst bei einbrechender Nacht anfängt aufzuflackern und gasartig zu leuchten. Sein Haar ist von unbestimmter Farbe und stets kurz geschoren, seinen Spitzbart aber läßt er wachsen je länger, je lieber, und spielt derselbe ein wenig ins Rötliche. Dreht sich mein Freund um, so braucht er zu diesem einfachen Manöver wenigstens eine halbe Minute, setzt er sich nieder, so nimmt er genau die Stellung des Memnonsbildes in der Wüste an. Mein Freund führt einen Stock, der aber nur dann die Erde berührt, wenn ihn sein Herr in einem Winkel absetzt, sonst kommt er selten unter der linken Achsels seines Begleiters fort. Mein Freund Weitenweber trägt grauweiße Unaussprechliche, die unten in ein paar schiefgelaufene Stiefel enden, welche man unwillkürlich mit versteinerten antediluvianischen Mammutsfußtapfen in Verbindung bringt; einen weißgrauen Rock mit großen Knöpfen und einen eingedrückten weißgrauen Hut, in welchem sich ein buntes seidenes unheimliches Taschentuch aufhält. Handschuhe sind meinem Freunde etwas Unbekanntes, und alle denkenden Menschen, welche ihm auf seinen Wegen durchs Leben und durch die Gassen begegnen, bleiben, wenn sie es auch noch so eilig haben, stehen und blicken ihm verwundert nach. Mein Freund Weitenweber aber schaut

niemand nach; abgemessenen Schrittes bewegt er sich, die spitze Nase hoch in den Lüften, die grauen, wie faules Holz glimmenden Augen halb geschlossen, die Unterlippe vorgeschoben, seinem jedesmaligen Bestimmungsort zu. —

„Guten Abend!" sagte diese Kreatur, welche mir die Salontür der Frau Geheimerätin von Weißvogel vor der Nase zugeschlagen hatte. — „Guten Abend, Weitenweber! Du hast mir eine schöne Geschichte eingerührt; ich wollte —" — „Weiß, was du wolltest!" sagte mein Freund mit einem Seufzer und zog aus seiner Rocktasche eine Flasche, deren Hals er mir zu fassen gab.

„Weitenweber, du hast mir einen großen Verdruß bereitet!" — Gravitätisch zog das stoische Geschöpf eine zweite Flasche hervor und stellte sie auf den Tisch. — „Ich werde nie wieder zu Gnaden angenommen werden — ach, Marie, ach, holde Sophie!" — Wo kriegte der Mensch alle die Flaschen her? Zwei andere machten ihre Erscheinung, und eine fünfte beschloß den Reigen. Gegen die Taschen meines Freundes sind die meinigen gar nichts.

„Weitenweber, ich habe wahrhaftig Mühe, dir diese Geschichte zu verzeihen. Sie hätten mich ganz gewiß auf heute abend eingeladen. O Albine, Johanne, Theodöre! Wie angenehm hätte ich den Weihnachtsabend hinbringen können!" — „Ja, es soll Weihnachten sein!" sprach Weitenweber mit seiner Grabesstimme, nahm langsam den Hut ab, zog einen Stuhl an den Tisch, setzte vorsichtig seine edle Kopfbedeckung darunter, als könne es niemals einen sicherern, bessern Platz dafür geben, stellte seinen Wanderstab hinter den Ofen, kam zu dem Tisch zurück und saß nach zwei Minuten lotrecht mir gegenüber.

„Wirf die Bücher vom Tisch, Hinkelmann," sagte er und brachte aus seinen Taschen jetzt auch noch mehrere Zitronen und eine löschpapierne Tüte mit gestoßenem Zucker zum Vorschein. Es waren wundersame Taschen! — „Mische den Stoff, Hinkelmann." — Ich wußte nicht, ob ich lachen oder ob ich wütend

werden sollte, holte aber doch meine geborstene Suppenschale hervor, welche mir als Punschbowle diente, und schob den Teekessel in den Ofen.

Während ich mich damit beschäftigte, sah mein Freund starr auf die Puppe, welche noch immer auf Meusels Gelehrtem Deutschland vor ihm lag. Von Zeit zu Zeit berührte er vorsichtig mit der Spitze des Zeigefingers ihre eingedrückte Nase und gähnte gewaltig dabei, bis er sich plötzlich erhob, zum Fenster hinschritt, die Arme übereinander schlug und hinausstarrte, wie ich vor einer halben Stunde hinausgestarrt hatte. Unterdessen fing das Wasser im Kessel an zu singen und zu sprudeln, und ich bekam zu viel zu tun, um mich ganz meinem langen Freund widmen zu können. Ich hörte nur, daß er von Zeit zu Zeit etwas vor sich hinmurmelte, bis ich endlich mit zwei gefüllten dampfenden Gläsern zu ihm hintrat und ihm das eine reichte. Er nahm es, hielt es in die Höhe, stieß ein dumpfes Geknurr aus, goß den Inhalt hinunter, seufzte, gab das Glas mir zurück und sprach: „Mehr Rum!"

Ich verbesserte den Stoff, und einen Augenblick später saßen wir einander gegenüber, die dampfende Schale in unserer Mitte. — Meusels Gelehrtes Deutschland nebst allen andern Büchern und Schreibgerätschaften war in die fernsten Winkel geflogen; die Puppe aber blieb neben unsern Gläsern liegen. Von der Gasse drang fröhlich das Geräusch der Weihnacht bis zu uns empor; im Hause jubelte bald nah, bald fern eine Stimme auf, und Weitenweber fing an seinen Spitzbart zu drehen, welches ein Zeichen größter Behaglichkeit bei ihm ist.

„Die Frau Geheimerätin von Weißvogel ist —" — „Eine Gans und soll mir mit ihrer Gänseblümchenpoesie vom Leibe bleiben. Fülle mein Glas, Hinkelmann." — Ich kam dem Gebote nach, vernachlässigte aber auch mich selbst nicht. — „Nun kannst du noch einen Klotz in den Ofen werfen und mir einen Stuhl unter die Füße schieben. — So! — Nun unterhalte mich!"

Jetzt konnte ich nicht mehr. Ein ungeheures Gelächter ver-

jagte alle Grillen und bösen Geisterchen, welche sich verschworen zu haben schienen, mich an diesem Abend zu quälen. Was aller Geist und Witz, der sich in dieser großen Stadt aufhalten soll und aufhält, nicht gekonnt haben würden, das brachten jetzt das unerschütterliche Phlegma und die kolossale Unverschämtheit meines edlen Freundes zuwege.

„Auf dein Wohl! Auf dein Wohl, Theobul!" rief ich ganz erheitert und stürzte ein Glas Punsch hinunter. — „Mein Wohl liegt mir sehr am Herzen", versetzte Weitenweber, kam meinem Beispiele nach und schob mir sogleich das geleerte Glas wieder zu. — „Ich danke dir, daß du gekommen bist, Weitenweber!" sprach ich, indem ich es füllte. — „Der Mensch besteht aus Leib und Seele, die edelste Kraft der letzteren aber ist die Vernunft!" sagte meine Frund, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich bin ein sehr vernünftiges Wesen."

„Der Weihnacht Gruß!" rief ich, das Glas erhebend. — „Der Weihnacht Gruß!" wiederholte mein Freund, ergriff die Puppe, welche neben ihm lag, betrachtete sie eine Zeitlang und fuhr fort: „Da liegt Mysterium magnum, — das große Geheimnis — wie Jakob Böhme sagt. Wie bist du an diese Puppe gekommen?" — Ich erzählte es. — „Und du langweiltest dich an diesem Weihnachtsabend? Du, welcher behauptet, ein Dichter zu sein?" — Ich sah seufzend auf meinen wachsenden Körperumfang, aber Weitenweber fuhr fort: „Jakob Böhme sagt auch noch: ‚Liebe Brüder zu Babel, tanzet doch nicht also von außen ums Mysterium!' — Fülle die Gläser, Hinkelmann, nochmals der Weihnacht Gruß!"

Das aschfahle Gesicht meines Freundes rötete sich ein wenig, seine Augen gewannen allmählich einen stärkern Glanz; es zuckte um seinen Mund. „Es ist mancherlei Art der Stimmen in der Welt, und derselben ist doch keine undeutlich, — sagt der Apostel Paulus. Horch, was die Stadt spricht, Hinkelmann! Der Weihnacht Gruß! Der Weihnacht Gruß! — Sei so gut

und fülle die Gläser, Vortrefflichster!" — Es geschah. — „Elf Uhr! Nun schlafen die Kinder über ihren Freuden, ihren Puppen und bunten Bildern und goldenen Früchten ein und liegen traumlos in ihren Bettchen, — dein Glas ist leer, Hinkelmann! — die Erwachsenen aber sorgen und jubeln noch fort, und wenn ihnen der Schlaf kommt, kommen mit demselben die Träume, das Irrlichtervolk des Geistes. Viele träumen auch wachenden Auges, und ich gehöre zu ihnen. Gebt mir Weihnachtsträume, gebt mir einen Weihnachtstraum, ihr geheimen Mächte, welche ihr die Menschen führt auf ihren Wegen! Auf dein Wohl, Hinkelmann, — und fülle die Gläser."

Wahrlich, ich hatte die Gläser schon so oft gefüllt, daß mir ganz seltsam zumute ward. Was fiel dem Tische, der Punschschale, den Stühlen ein? Niemals in meinem Leben hatte ich solche krampfhafte Lebendigkeit an meinem Freunde Weitenweber gesehen. Er wackelte von einer Seite auf die andere, ward klein und groß, und wenn er trank, geschah es oft aus zwölf Gläsern zugleich. — Zwölf Uhr! verkündigte feierlich die Glocke der Marienkirche. Ein blauer Nebel lag vor meinen Augen. —

„Diese Welt ist ein großes Wunder!" sagte Weitenweber. „Wir wollen über die Weihnachtswelt wandern, Karl Theodor Hinkelmann! Fülle die Gläser. Diese Puppe soll uns führen! Ich erkenne eine alte Bekannte in ihr — holla, spiritus viarum — daemon ambulatorius! Erwache, Liebchen!"

Ja, fülle einmal einer die Gläser! Wenn sie nur nicht so gewackelt hätten! Und noch dazu mußte ich auf das Wunder achten, welches sich vor meinen Augen begab. Was hatte mein Freund Weitenweber mit meiner Puppe angefangen? Ich sah, wie sie den einen Arm ausstreckte, dann den andern — sie gähnte — dehnte sich — richtete sich auf — sah lächelnd umher — erhob sich ganz und stand aufrecht neben der Punschschale, machte einen zierlichen Knicks und darauf eine Handbewegung, die nichts anderes sagen konnte als: Meine Herren — me voilà! —

Bei Gott, das war nicht mehr Leder und Kleie und bunte Läppchen, das war nicht mehr ein von Kinderhändchen abgegriffener Holzkopf mit eingedrückter Nase! Elfenhaft-lebendig, in zierlicher Schönheit stand das kleine Wesen da und lehnte an einem Stäbchen, welches funkelte, als sei es aus einem Sonnenstrahl geschnitzt. Mit offenem Munde sah ich auf meinen Freund, welcher mit unbeweglicher Miene dasaß, als ob die Geschichte ganz in der Ordnung sei. Das einzige, womit er das Wunder begrüßte, war ein gewaltiger Seufzer und eine noch gewaltigere Wolke Zigarrendampfes.

Das kleine Wesen drohte ihm lächelnd und sagte: „Was hab' ich doch für Not mit dir! Zur Verzweiflung bringst du mich noch durch dein Gesicht. Nun sei artig und stelle mir den Herrn da vor." — „Herr Karl Theodor Hinkelmann," sprach mein Freund, auf mich zeigend, „ein Poet von Kopfzerbrechens Gnaden." — „Freut mich ungemein," schob die Elfe ein, mein Freund Weitenweber aber fuhr fort: „Hat sich bis jetzt mehr der Feld- und Waldpoesie gewidmet und mit Morgenröte, Blumenduft und Maikäfern gehandelt; wird aber jetzt zu fett dazu." — „Es gibt auch in Feld und Wald Geschwister von mir," sagte die Kleine. „Ich liebe die frische Luft, welche von den Feldern und Wiesen da draußen in mein Häuser- und Gassenreich dringt; ich liebe das Wasser, ich liebe die Blumen, wenn sie in der Scherbe vor den Fenstern zu blühen versuchen!"

„Und darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe —?" fragte ich jetzt und hielt mich mit beiden Händen an meinem Stuhl, weil ich erwartete, er würde im nächsten Augenblick mit mir davonfliegen. — „Wir haben keinen Namen, wir sind ein großes Geschlecht," versetzte mit silberhellem Stimmchen die Kleine. „Wir in den Gassen, wir sind die Geister der Gassen — der da kennt uns!" — „Ja, ich kenne euch," sprach mein Freund Weitenweber.

„Wir wohnen in der Kellerwohnung und in der Dachstube,

wir schweben durch die glänzenden Ballsäle und sitzen zu Häupten der Kranken in den Hospitälern. Im Königspalast, in den Kirchen, in den Gefängnissen sind wir zu finden; wir begleiten den Sarg und den Taufzug und den Brautwagen, wir sind überall, wir erscheinen in tausenderlei Gestalten; aber wenige, wenige erblicken uns. — Was verlangst du von mir, Theobul Weitenweber?" Und die Puppe erhob ihren Stab gegen meinen langen Freund. — „Zeige uns deine Wunder! Laß deine Zauber walten, führe uns durch die Weihnachtswelt!"

„Ihr wollt die heilige Nacht sehen? Ei, ich will euch wohl führen — aber du weißt, Weitenweber, meine Bilder sind bunt, und der Herr (die Elfe zeigte auf mich) sieht aus, als würde er sie aufschreiben und drucken lassen und — dann fällt alle Schuld auf mich." — Weitenweber nickte und schnippte die Asche von seiner Zigarre und sagte: „Laß ihn! Narrenhände beschmieren Tisch und Wände. Wenn wir beiden uns nur verstehen. Uff — ‚ich bin der Allernärrischste, und Menschenverstand ist nicht bei mir' — Sprüche Salomonis, dreißigstes Kapitel, zweiter Vers."

Das Püppchen lächelte und streckte seinen Stab in den Dampf, der noch schwach aus der Punschschale aufstieg. Sogleich verdichtete sich dieser, wallte massenhafter empor zur Decke und senkte sich dann langsam wieder herab, alles um uns her erfüllend. Die Lampe erlosch, aber ein helles Licht ging jetzt von dem kleinen Zauberwesen aus, welches in der Mitte des Nebels schwebte und seinen Stab langsam über dem Köpfchen schwang. Plötzlich tauchte es aus der Nacht auf, verschwunden war meine Punschschale, verschwunden meine Stube, die Stühle rutschten unter uns weg — wir befanden uns in einem geräumigen, behaglich ausgestatteten Gemache, in dessen Mitte auf einmal ein ziemlich großer Christbaum mit erloschenen Lichtern stand. Keine Menschenseele war zugegen. Eine tiefe Stille herrschte ringsumher.

Der Tisch, auf welchem der geputzte Baum stand, war mit Kinderspielzeug der verschiedensten Art bedeckt.

„Sie sind zu Bett gegangen," sagte unsere kleine Führerin. „Soll der Zauber beginnen, Freund Weitenweber?" — Ich schaute mich nach meinem Freunde um; er stand weitbeinig da, die Hände in den Taschen, die Zigarre im Munde. Er nickte.

Die Elfe setzte sich leuchtend in die höchsten Zweige der Weihnachtstanne und lehnte sich an den Goldstern auf der Spitze und sah nachdenklich uns an. „Sie sind zu Bett, die Kinder, die Alten, die Freudigen, die Betrübten — ach, sie schlafen nicht alle, — aber die große Stadt ist still, so still, wie in diesem Augenblick der Platz da draußen im Walde, wo dieser Baum gewachsen ist. Meine Brüder und Schwestern, welche dort wohnen, haben zu dieser Zeit weniger zu tun als wir, deren Reich die Gassen sind. Der Frühling schläft noch in den braunen Knospenhüllen an Busch und Baum wie meine Kinder in der Stadt in ihren Bettchen; die Käfer, die Schmetterlinge schlafen. Meine Geschwister da draußen haben jetzt nur für die braven Burschen, die Hasen und die frommen Rehe, zu sorgen und darauf zu achten, daß die herabsinkenden Schneeflocken die Gräser und Blumen und die junge Saat auf den Feldern hübsch zudecken, bis der Frühling alles aufweckt. Da draußen ist alles still; aber die große Stadt hat einen unruhigen Schlaf! Sie hat auch böse, böse Träume! Es schleichen Gestalten in den Gassen, finstern Herzens; es zählen die Kranken auf ihrem Schmerzenslager die Stunden, und die Verbrecher in den Kerkern rasseln mit ihren Ketten, und die Liebe ist noch wach und der Haß und das Glück und das Elend! Wir haben viel, viel zu tun in der großen Stadt!"

„Werde nicht elegisch, Kleine, du weißt, das kann ich nicht vertragen!" sagte Weitenweber. „Zeige uns die Weihnacht!" — „Was ich sagte, gehört dazu." — „Was du sagst, verstimmt mich. Ich liebe die Heiterkeit." — Die Elfe brach in ein helles Gelächter

aus, das wie ein silbernes Glöckchen klang, und schaukelte sich auf ihrem Zweige.

„Er liebt die Heiterkeit! Er liebt die Heiterkeit! Nun so hört! Vor kurzer Zeit war hier ein fröhliches Getöse. Dort hinter jener Tür lauschte ungeduldig pochenden Herzens eine Kinderschar, während hier der Vater und die Mutter diese Weihnachtstanne schmückten, und die ältere Tochter alle die Puppen und Pferde und Trompeten und Trommeln und die andern Geschenke ordnete. ‚Horch, wie sie trappeln!' sprach lachend der Vater. ‚Bist du bald fertig, Marie?' — ‚Gleich, dieser Honigkuchenmann will durchaus nicht festhängen. So, endlich!' — ‚Hier Richards Trommel, hier die Puppen für die Mädchen, hier Eduards Harlekin!' rief freudig die Mutter. ‚Alter, nun kannst du die Lichter anzünden!' Im nächsten Augenblick flammte der Baum in voller Pracht; das Weihnachtsglöckchen erschallte, und die Kinder stürzten jubelnd herein. Ich war dabei, ich gab acht, daß alles glücklich von statten ging." —

„Ja, ich hörte den Spektakel, als ich die Treppe hinaufstieg," bemerkte Weitenweber. „Ich mußte stehen bleiben, denn meine Taschen zogen mich fast zu Boden." — „Hei, es war ein schöner Abend, und es kostete nachher Mühe genug, die Kinder zu Bett zu bringen. Aber nun schlafen sie, und wir haben das Reich und die Herrschaft. Nun sollen die Geister erwachen."

Ihren Zauberstab schwingend, umschwebte die Elfe, welche mit zwei Groschen wahrhaftig billig genug bezahlt war, die geputzte Tanne, berührte hier einen vergoldeten Apfel, dort einen bunten Zuckermann, dort ein seltsamliches Tiergebild. Das umherliegende Spielzeug berührte sie ebenfalls — die Bleisoldaten in ihrer Schachtel, die Puppen, die Nußknacker, die Kobolde in ihren Schnupftabaksdosen. Und unter ihrem Zauberstabe ward alles lebendig. Ein Klingen und Singen ging durch das Gemach; die goldenen Früchte und Figuren schaukelten sich an ihren Zweigen, die Bleisoldaten marschierten heran, die Püppchen hüpften

herzu, und nur Eduards Harlekin fehlte, ihn hatte sein glücklicher Besitzer mit zu Bett genommen und hielt ihn gar fest mit seinen kleinen Händen, so daß er dem Zauber nicht Folge leisten konnte.

„'s ist die Möglichkeit!" sagte Weitenweber. „Was meinst du dazu, Hinkelmann? Schauderhafter Unsinn!" — Ich meinte gar nichts, der Kopf schwindelte mir. — „Nun sollen sie erzählen, wo sie herkommen!" rief die Elfe. „Hört ihr wohl, ihr da zwischen den grünen Zweigen?" Die Äpfel und Nüsse schaukelten sich stärker, die Puppen knixten, die Honigkuchenherren und -damen schlugen in die Hände, bis auf einen griesgrämigen Patron, der sie in den Taschen stecken ließ und die Beine wie ein X ausspreizte.

„Beginne du!" sprach die Elfe, einen dickbackigen Apfel berührend, dessen gesunde, rote Naturfarbe schon wieder bedeutend durch das aufgelegte Schaumgold lugte.

Der Apfel drehte sich sogleich unzählige Male an seinem Faden nach links, hielt dann einen Augenblick ein, besann sich, drehte sich dann ebenso lange nach rechts, kam endlich zur Ruhe und begann: „Ich komme vom Lande. In meiner Jugend war ich eine Blüte, weiß und rot und duftend. Hunderttausende meiner Geschwister schaukelten sich um mich her. Ich war schön und wußte es; Bienen, Käfer und Schmetterlinge sagten es mir oft genug. Ach, wo sind meine Blütenblätter geblieben? Der Wind trug sie von dannen, fort über den Garten, auf die staubige Heerstraße. Sonnenschein und Regen habe ich genossen; Tausende meiner Geschwister habe ich sterben und vergehen sehen. Ich dachte auch zu sterben! Aber Sonnenschein und Regen stärkten mich, der Sturm konnte mir nichts anhaben; ich wuchs und gedieh, meine Wangen fingen an zu glühen. Nun bin ich hier, und ich weiß nicht, ob ich wache oder träume! Man hat mir Glanz gegeben. — Wer sagt mir, wo ich bin? Wer sagt mir, ob ich wache oder träume?"

Weitenweber seufzte: „Ich nicht!" — „Ja, wer sagt mir, ob ich wache oder träume!" rief ich. — Die Elfe aber berührte,

als der Apfel schwieg, seinen Nachbar, einen mißgünstig aussehenden gelben Honigkuchenmann, mit einer bitteren Mandel als Herz, und sagte: „Nun erzähle du!"

„Wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich zu belästigen?" schnarrte dieser. „Respekt, ich bin eine Standesperson, ein Staatsbürger erster Klasse! Lassen Sie mich in Ruhe!" — „Hei," rief die Elfe, „Du warst es, welcher sich gestern nicht aufhängen lassen wollte, du wolltest, als ich euch erweckte, die Hände nicht aus den Taschen ziehen!" — „Gute Nacht!" schnarrte der süße Staatsbürger erster Klasse und drehte uns die Schattenseite zu. — „Höflichkeit ist eine schöne Tugend!" bemerkte Weitenweber. „Darf ich Ihnen meine Visitenkarte einhändigen?" — „Ich bin süß, das weiß ich!" sagte der Honigkuchenherr, noch einmal über die Achsel schauend. „Ich habe die Kritik nicht zu fürchten." — „Schlafen Sie wohl, Brummbär!" rief ärgerlich meine Puppe. „Mögen Sie sobald als möglich verzehrt werden!" — „Es gibt auch noch hohle Zähne und schlechte Magen, das tröstet mich!" sagte gähnend der süße Mann. —

„Laßt ihn, laßt ihn!" riefen jetzt zwei Puppen, von denen die eine wie eine Balldame, die andere wie eine Bäuerin angetan war. „Wir wollen euch unsere Geschichten erzählen!" Und die Bäuerin begann: „Ich komme aus einer engen, dunklen Gasse. Da befindet sich in einem hohen Hause ein kleines Stübchen. Da bin ich geboren. Am Fenster stehen fünf Blumentöpfe mit Schlingpflanzen. Die grünen Blätter winden sich in jedem Topfe über und um ein kleines Holzkreuz, auf welchem jeden ein Name geschrieben ist. Eine alte Frau sitzt am Fenster mit der Brille auf der Nase und näht. Ihr verdanken wir das Leben. Ein kleines Mädchen, ihre Enkelin, sitzt ihr zu Füßen und reicht ihr die bunten Zeugstückchen zu oder fädelt ihr die Nadel ein. Die alte Frau hatte vor wenig Jahren noch eine zahlreiche Familie — jetzt lebt nur sie und das kleine Mädchen noch allein. Auf jedem Kreuzchen in den Blumenscherben steht der Name eines

der Gestorbenen. Die alte Frau kann nicht mehr hinausgehen, durch die weite Stadt, zu dem Kirchhofe vor dem Tore, sie hat sich einen kleinen Kirchhof in ihrem Fenster angelegt. Das große Gesangbuch liegt auf dem kleinen Tischchen vor ihr, die alte Katze schnurrt zur Seite der Enkelin, welche mit leiser Stimme ein Schullied singt. Bratäpfel tanzen singend im Ofen, und von Zeit zu Zeit sucht einer das Weite und rollt hinab auf den Fußboden und hin über den weißen Sand. Das ist jedesmal ein großes Ereignis in dem kleinen Zimmer. Das Kind springt lachend dem Flüchtling nach, der Kater macht schnurrend einen Buckel, die Großmutter aber hält mit ihrer Arbeit ein und schiebt die Brille auf die Stirn. Ist das nicht wie ein Blick in ein Märchen? Wir —"

„Wir sind aber nicht in dem kleinen Stübchen bei der Großmutter und dem Kinde, der Katze und den Bratäpfeln geblieben!" fiel hier die Balldame der Bäuerin ins Wort. „Wir sind endlich hinausgelangt in die große Welt, hinaus auf den Weihnachtsmarkt. Ei, das war etwas anderes! Da waren Lichter und Glanz, da war Leben, Hunderttausende von Menschen! Ich bin für die große Welt geboren, ich trage Krinoline. Deshalb bekam ich auch meinen Platz ganz vorn; den besten Platz, von welchem aus ich das ganze Getümmel überschauen konnte. Wie die Leute mich anstarrten! Ei, meine schönen, weißen Schultern gefielen ihnen. Ich saß in dem ersten Rang, und der Käufer kam bald genug, eigentlich viel zu früh für mich; ich wäre gern noch an meinem Platz geblieben; ich bin für die große Welt geboren."

Ein gewaltiger Seufzer Weitenwebers unterbrach hier die Sprecherin. Mein Freund hatte seine Brieftafel hervorgezogen und notierte sehr eifrig die Rede der Balldame, wobei die Zigarre sich in seinem linken Mundwinkel taktmäßig auf und ab bewegte.

„Ach, wer doch auch für die große Welt geboren wäre!" ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen, welche aus der Tiefe, grabesähnlich, hervorkam. Unsere kleine Else schaute von ihrem Zweige

verwundert nieder, und ebenso taten alle Puppen und Püppchen; nur der Staatsbürger erster Klasse rührte sich nicht.

Auch ich sah mich nach dem Sprechenden um, mein Freund Weitenweber aber entdeckte ihn zuerst. Stöhnend klappte er seine lange Gestalt zusammen, bildete aus seinen unendlichen Beinen zwei spitze Winkel, legte die Hände auf die Knie und blickte ernsthaft und schweigend auf einen seltsamen schwarzen Burschen, welcher wehmütig und vergessen unten am Stamm der Weihnachtstanne stand. Er schien aus getrockneten Pflaumen zusammengesetzt zu sein, der Kopf bestand aus schlecht bemaltem Ton, die Haare glichen einem Büschel Schweinsborsten. Er hatte eine Art Besen in der Rechten, und mit der Linken setzte er eben eine Leiter an den Stamm der Weihnachtstanne, um daran hinaufzuklettern in die grünen, geschmückten Zweige.

„Seht mal den! Seht mal den! O welch eine Nase! O welche Augen! O welches Haar! Seht seine Beine!" erklang es von allen Ästen. — „Laßt ihn!" rief die Elfe, ihren Stab ausstreckend. — „Er wird meine Robe beschmutzen," sagte die Balldame, ängstlich hin und her trippelnd. — „Werft ihn hinunter; er riecht so übel!" riefen die Marzipane, und der Lebkuchenmann wachte plötzlich auf aus seiner Erstarrung und schnarrte: „Schlagt ihn auf den Kopf, schlagt ihn auf den Kopf! Was will der Proletarier hier oben?"

„Kehren, kehren, kehren!" rief der schwarze Pflaumenbursche unten und faßte die ersten grünen Zweige und schwang triumphierend seinen Besen. Alles rettete sich vor ihm so hoch als möglich hinauf, und nur die kleine Bäuerin blieb auf ihrem Platze. „Sie fürchten sich vor mir; sie wollen nichts von mir wissen; — ich will kehren, kehren, kehren!" sagte der schwarze Mann; aber die Elfe flatterte zu ihm hin, faßte mit ihren weißen Händchen seine drohend aufgehobene Pfote und sang: „Laß sie, laß sie! Störe die heilige Nacht nicht! Es sind Freunde hier, erzähle deine Geschichte!"

Der schwarze Bursche kauerte demütig nieder auf dem Zweige, welchen er erreicht hatte, und begann: „Aus einer dunkeln, feuchten Kellerwohnung komme ich; am hellsten Tage fällt kein Sonnenstrahl hinein. Im Sommer läuft das Wasser in Tropfen von den schwarzen Wänden, und im Winter überziehen sich dieselben mit weißem Reiffrost. Da bin ich geboren. Als ich meine Geburtsstätte verließ, lag auf dem Strohlager im Winkel unter einem Stück grober Sackleinwand eine Leiche, und viele, viele hungrige Kinder kauerten verschüchtert umher. Am Tisch saß ein starker, kräftiger, aber bleicher und hohlwangiger Mann beim Schimmer einer elenden Lampe. Die Hand, die einen Stier niedergeschlagen hätte, bog den Draht, reihte die welken, schmutzigen Früchte auf, welche meine Glieder bilden. —

In dem Schneewind da draußen, in der kalten Winternacht, auf den eisigen Steinen sitzt ein armes kleines Kind, und vor ihm stehen meine Brüder in Reih und Glied aufmarschiert. O kauft sie, kauft sie, sie kosten nicht viel! Ihr seid barmherzig, ihr scheut nicht das Ausgeben des Geldes, nur das Stehenbleiben und Suchen nach Geld scheut ihr. O kauft meine Brüder! Die Hand, die nach den Kupferpfennigen greift, ist bald wieder gewärmt; der Schnee, welchen der Nordwind über die Stadt treibt, ist schneidend; meine Brüder frieren, und das kleine Kind hat weder Schuh noch Strümpfe in der Winternacht." —

„Die bewaffnete Macht werde ich aufrufen!" schrie der Honigkuchenmann. — „Angetreten!" rief eine dünne Stimme. „Schultert's Gewehr! Marsch! Marsch!" und die Bleisoldaten rückten klirrend heran. Aber die Elfe berührte den süßen Kerl mit ihrem Stabe, und er mußte sich zufrieden geben, auch die Bleisoldaten hielten es für angemessen, sich still in ihrer Schachtel in den Hinterhalt zu legen. Weitenweber aber kratzte sich hinter dem Ohre und schnitt Gesichter wie ein Besessener.

„Christ ist geboren! Christ ist geboren!" rief die Elfe. „Hört ihr die Glocken in der stillen Nacht? Christ ist geboren! Christ

ist geboren! Hört ihr die Stimmen im Himmel, die Stimmen auf Erden? Christ ist geboren! Friede im Himmel und auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" — „Et nunc et semper et in saecula saeculorum!" sang Weitenweber mit heiserer Stimme. „Wenn es nur schon so wäre!"

„Christ ist geboren! Christ ist geboren!" rief die Elfe aufs neue und erhob den Stab. Das Reich der Puppen war blitzschnell in die Dunkelheit, in das Nichts zurückgesunken. Graue Wolken umgaben uns, und wir wurden von ihnen getragen, und die Elfe schwebte in unserer Mitte. Ihre Gestalt ward größer und größer, ihre kindlichen Züge wurden ernst, behielten aber ihre unsägliche Schönheit. — Ein feierlicher Gesang, Orgelklänge und Glockengeläute ertönten leise, leise unter unsern Füßen und wie aus weiter Ferne. —

„Wir schweben über der Weihnachtserde, aber wir sehen sie nicht. Das einzelne ist vergangen!" sagte mein Geist, in dem mehr steckte, als ich bei seinem Einkauf vermutete. „Horcht, die katholische Kirche!"

„A solis ortus cardine
Adusque terrae limitem
Christum canamus principem
Natum Maria virgine"

erklang es, jetzt anschwellend, jetzt verhallend, wie aus Hunderttausenden von Kirchen nah und fern. — „Horcht, die protestantische Kirche!" rief die Elfe, und näher, voller, kräftiger brauste es auf:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will!"

„Christ ist geboren! Christ ist geboren!" sang die Elfe. „Der Morgen kommt, der Morgen kommt! Seht da!" — Aus dem Nebelmeer unter uns tauchte es auf: Türme, Kuppeln, Dächer,

weißbeschneit, erschienen. Lichter blitzten hier und dort. Die Orgelklänge, der Gesang verhallte, aber ein dumpfes, unbestimmbares Rauschen drang zu uns empor. Ein trübes Chaos lag die große Stadt zu unsern Füßen, überdeckt von dem dunkel wallenden Wolkenschleier.

„Der Morgen kommt, der Morgen kommt! Friede allen Betrübten, allen Bekümmerten!" sang die Elfe. — „Seht, die Krähen flattern um die Kirchtürme! Horcht, die Gassen rufen mich! Dort kommt das Licht!" — Ein roter Schein zuckte im Osten empor.

„Ich scheide, ich scheide!" rief die Elfe. „Gruß dem Christmorgen!" — Sie zog den weißen Wolkenschleier, der sie umgab, über ihrem Haupte zusammen, die Umrisse ihrer Gestalt wurden unbestimmter, — sie war verschwunden.

„Weitenweber!" schrie ich entsetzt. Die Wolken, welche mich bis jetzt getragen hatten, wichen unter meinen Füßen, kopfüber schoß ich pfeilschnell herab auf das Häusermeer, gerade auf eine fatale Kirchturmspitze zu — schrille, scheußliche Stimmen schlugen an mein Ohr. „Weitenweber!" schrie ich. „Hilfe!" — Die Krähen um den Turm der Marienkirche fuhren krächzend auseinander, ich schlug nieder auf die Spitze der Wetterfahne und erwachte.

Tiefe Dunkelheit umgab mich, nichts rührte sich. Ich tastete mit zitternder Hand umher und fand, daß ich auf dem Fußboden saß. Hinter mir hatte ich die Lehne meines umgefallenen Stuhles. Eine geraume Zeit hindurch starrte ich verblüfft in die Nacht, bis sich allmählich meine fünf Sinne wieder zusammenfanden. Ein glühender Punkt in der Dunkelheit zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein tiefer Seufzer ließ sich vernehmen. „Weitenweber!" rief ich.

Der glühende Punkt bewegte sich ein wenig. — „Was gibt's?" fragte die grabesähnliche Stimme meines Freundes. — „Was ist aus der Lampe geworden?" — „Ausgegangen vor einer Stunde." — „Weitenweber!" — „Nun?" — „Ich glaube, ich

bin mit dem Stuhl umgefallen!" — „Scheint so." — — „Ach — Weitenweber!" — „Bist du nicht bald fertig?" — „Ich habe einen seltsamen Traum gehabt." — „So? Freut mich ungemein! Es mag schönes Zeug gewesen sein! Daß du dich nicht unterstehst, ihn zu Papier zu bringen; — hast dem Chamäleon gerade genug Abonnenten verjagt! Der Stoff ist zu Ende — o!"

Ich erhob mich taumelnd und renkte meine Glieder ein wenig wieder ein. Dann gelang es mir, nach Überwindung mancher Schwierigkeiten, Licht anzuzünden. Wahrhaftig, ich befand mich in meinem Zimmer, und an meinem langen Freund war durchaus keine Veränderung zu bemerken. Berge von Zigarrenasche und Wolken von Zigarrendampf umgaben ihn; übrigens steckten seine Hände noch immer in den Hosentaschen, streckten sich seine Beine noch immer so weit als möglich in die Unendlichkeit hinaus. Sein Hut stand noch immer unter seinem Stuhl. —

Ich kann es nicht leugnen, der Blick, welchen ich auf die Puppe neben der leeren Punschbowle warf, war etwas scheu und mißtrauisch. — Ich seufzte, Weitenweber seufzte. —

Schöne Damen, bittet für uns! —

Lorenz Scheibenhart.

Ein Lebensbild aus wüster Zeit.

Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!

Nun hab' ich begonnen mit Hilfe dessen, der mich bis hieher geleitet und geführet hat in dieses hohe Alter durch so viel Schrecknisse und Fährlichkeiten, wie sie wohl selten einem Menschenkind auferlegt werden, und sitz' nun schon viel Jahr lang fest in diesem alten Lehnstuhl und höre die Uhr hinter mir picken und ticken, immer dem dunklen Grab zu. So will ich denn, dieweilen der Kopf noch klar und die Hand noch zu brauchen ist, meine Schreiberskunst wieder hervorsuchen und ungefüge niedersetzen, was ich in der Erinnerung behalten hab' aus dem konfusen Chaos, der Wüstenei meines Lebens. Brauch' mich nicht umzuschauen nach der Uhr hinter mir, um die Tageszeit zu wissen: die helle Sonn trifft ja mein altes Gewaffen, was ich aufgehängt habe an der Wand neben mir; da wird es bald vier auf dem Kirchturm schlagen, und es hat ein Recht dazu, denn schon schallt aus der Neckenschenke die Sonntagsmusika und das Gejauchz des Sonntagstanzes bis in mein Stüblein herüber, und dort über die Wiese streicht ein selbstvergessen verliebt Pärchen dem Frauenholz zu.

Nun kann ich wieder einmal das Haupt auf die Hand stützen und wegschauen über mein holländisch Papier und den Tisch und durch das Fenster, und an der Feder kauen, und hineingucken in den blauen Himmel.

's ist doch etwas gar Schönes um die Jugendzeit, wenn man nicht zu fürchten braucht, daß im nächsten Augenblick die Holckeschen Reiter aus den grünen Sträuchern vorsprengen, oder eine streifende Schwedenschar einem den Weg verlegt! „Versäumet die Maienblumen nicht!" saget der weise König Salomo. Gott gesegne dir deine Zeit, du junges Geschlecht, du, welches die auf-

gehende Sonne siehest und nicht bei niederfallender Nacht in die Welt gekommen bist.

Ja, ja, alles hat seine Zeit: Pflanzen und Ausrotten, Heilen und Würgen, Bauen und Brechen, Lieben und Hassen, Friede und Streit — und uns ist das letztere vor allem zugefallen — Gottes Wille geschehe!

Ich bin geboren in der alten Stadt Braunschweig, an der langen Brücke, wo der Wipperturm stehet, am siebenten Aprilis, Montags nach Judica, im Jahre eintausend fünfhundert und fünfundneunzig, und war das schier ein betrüblich Omen, denn am selbigen Tage hub sich ein heftiges Schneien an, das währete Tag und Nacht, immer zu, immer zu, daß die Menschen in ihren Häusern verschüttet wurden, das Wild in den Wäldern und Gehölzen erstickte und die Vögel den Leuten in die Häuser flogen. Das dauerte bis Palmarum, da ging dieser große unerhörte Schnee durch Gottes Schickung weg ohne Regen und zog der Frühling ein, wie der Herr Jesus Christus am Palmsonntag in das jauchzende Jerusalem. Lag ich in einer gar behaglichen Wieg, denn ich war das einzige Söhnlein und Goldkind, und hatte mein Herr Vater eine besuchte Baderstube und gute Nahrung und galt viel in der Bürgerversammlung. Da wuchs ich fröhlich und gedeihlich auf und lernte laufen und sprechen, und die Buchstaben lehrete mich mein fromm Mütterlein. Es war damals ein guter Flor in den Städten — der jetzt weggefegt und weggewischt ist durch die grausamen Kriege, als wäre er nie dagewesen — und Handel und Wandel, Üppigkeit und Pracht herrschten hinter den hohen Wällen und Mauern, von welchen die gewaltigen Geschütze grimmig in die Welt hinausschaueten, als wollten sie sagen: Trutz Fürst, trutz Kaiser! Hinter uns das Geld, hinter uns die Macht!

Aber es saß auch meistens ein böser Wurm in all der Herrlichkeit: die Geschlechter im Rat drückten den gemeinen Mann, die Zünfte waren unzufrieden, und die Geistlichkeit, herrschsüchtig

vor allen, schürte bei jedem Hader und Streit innerhalb der Ringmauern die Flamme und goß Öl ins Feuer — das war das Allerschlimmste!

So war es auch in Braunschweig, und in dem Sturm, welcher das Gemeinwesen bis zum tiefsten Grund erschütterte, ging es auch mit meinem ruhigen Vaterhaus zu einem betrübten Ende, als ich kaum die ersten Höslein aufgetragen hatte.

War mein Vater, der Bader Martin Scheibenhart, ein sinnierender Mann, hager, gelb von Gesicht, mit zusammengewachsenen Augenbrauen und schmalen Lippen. Das Haupt trug er stets zur Erd gesenkt, als suche er etwas Verlorenes. Freilich er suchte auch ein verlorenes Hohes, Herrliches — die verschwundene, teure, deutsche Bürgerfreiheit, und ist es ihm auch wie allen denen gegangen, die es je wagten, Leib und Seele, Gut und Blut an etwas zu setzen, was ihrer Zeit, den kleinen Menschlein ihrer Zeit zu hoch war. Das Grab hat er gefunden, der Tod durch Henkers Hand ist sein Teil gewesen. Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung und führe ihn droben zu den Geistern, zu denen er gehört!

Es war dazumalen eine seltsame Zeit für die Stadt. Sie war reich, überreich, und doch fühlten sich die Leut nicht sicher, nicht behäbig in ihrem Flor und ihrer Herrlichkeit. Von Wolfenbüttel aus drohete der Herzog, und oftmalen ritten seine Knechte mit den Reitern der Stadt zusammen, und das Lechelnholz hat manchen freudigen Reitersmann vom Roß sinken sehen in den blutigen Tod. In der Stadt selbst aber war es gar unheimlich; es wurde viel gemunkelt von heimlichen Bünden und Verschwörungen wider den Rat; es hieß, eine andere Lilienvente sei wieder auferstanden, diesmal aber gegen die Geschlechter und nicht gegen den äußern Feind. Die Hauptleute der Zünfte hielten heimliche nächtliche Versammlungen und hatten großen Anhang, und manch schnöd Wort und Werk warfen sie dem Rat entgegen und blieb alles hängen wie Kletten in der Peruck. —

In dem Hinterstübchen unsers Hauses, das im Sommer die Bohnenblüte fast ganz verhing, saßen sie oft genug, die wackern Männer, senkten die Köpfe über alte Pergamente und Papiere und forscheten, wie es in alten Zeiten gehalten worden sei, und berieten in dunkler Nacht, während mein' Mutter Wacht im Vorderhaus hielt, der Gemeinde Wohl gegen die Pfaffen und den Rat. Aber am siebzehnten September 1604 ist das Gericht der Gewalthaber angegangen; auf dem Hagenmarkt, da haben sie den Braband geviertteilt, „wie einen Salmenfisch" — da hat der Stadt Totschuld gen Himmel gestunken, und die Junker und die Pfaffheit haben ihre Rache gesättigt und sind nach ihres Herzens Lust durch das Blut der Volksmänner gewatet. Meines Vaters Haupt ist mit vom Gerüst gerollt, und meine Mutter und ich sind bei Straf des Staupbesens aus der Stadt gewiesen, auf Nimmerwiedersehen. Unser Gut aber ward konfisziert, und am zehnten November desselbigen Jahres der Ungnade geleiteten zween Ratsdiener mein weinend Mütterlein und mich, einen neunjährigen Bub, aus dem Agidientor bis an der Stadt Grenzpfahl, gaben meiner Mutter einen Laib schwarzen Brotes, mir einen gewaltigen Backenstreich zur Erinnerung und ließen uns allein in dem Regen- und Schneewetter, welches der Wind von den fernen Harzbergen hertrieb. Heulend über die böse Behandlung der rohen Ratsknechte zog ich fort an der Hand meiner Mutter, die unter dem andern Arm ihr kleines Bündel trug, dem Blocksberge entgegen, den ich so oft von meines Vaterhauses Bodenluke angeschauet und angestaunt hatte. Der Wind ging scharf über die Stoppeln, und ein Zug schreiender Krähen flog über uns, ebenfalls dem Süden zu; aber schneller als wir, die wir auf dem grundlosen Wege fast stecken blieben, kamen sie vom Fleck. Mein' Mutter wollt' und mußt' aber vor Dunkelwerden Wolfenbüttel noch erreichen, tröstete mich, so gut es anging, und bald hatten wir auch das Lechelnholz und die Spitze des Schloßturms der fürstlichen Residenz und Festung vor uns.

Letztere ward uns jedoch von Zeit zu Zeit durch eine schwarze Rauchwolke verdeckt, die gern zum Himmel aufgestiegen wäre, wenn sie nicht der Sturmwind Gottes immer wieder zur Erde und uns grade entgegen gepeitscht hätte. Meiner Mutter Augen wurden trocken bei dem Anblick dieses Qualmes, sie zog mich fester an sich, und die Krähenscharen über uns mehrten sich und wurden lebendig und lustiger, je näher wir dem Rauch kamen.

„Sie brennen wacker heut wieder!“ sagte ein Bauer, der uns begegnete. „Hilfe Gottes, wo kommen die Unhulden und Hexen all zutage!“

Jetzt trug uns der Wind von Zeit zu Zeit einen Gesang entgegen, dann wieder einen abgerissenen Trommelwirbel — nun stiegen wir den Hügel hinan, dicht an der Erde her ward uns der stinkende Qualm entgegengetrieben, daß wir uns umdrehen mußten, um Atem zu schöpfen. Jetzt hatten wir die Höhe des Weges erreicht — ich schrie auf, barg das Gesicht in der Schürze meiner Mutter, schauete wieder hin, und barg wiederum das Gesicht!

Bin nach der Schlacht von Lützen todwund auf dem Felde gelegen gewesen, zehn Schritte von dem toten Schwedenkönig Gustavus Adolfus, inmitten von viel Tausend toten und wunden Menschen. In dieser bösen Nacht kam dieses Schauergesicht meiner Jugend mir wieder in den Sinn, und die Schrecknisse um mich her verblaßten davor, und kunnt' ich nachher im Wundfieber einschlafen.

Eilenden Schrittes, ohne sich umzusehen, zog mich meine Mutter vorüber an der Hexenbrandstätte, mitten durch die mit wilden Gesichtern, starren Augen, offenen Mäulern gaffende Menge, mitten durch die singenden Pfaffen, die Reiter, die wehende Asche und das Geheul der Menschenfackeln. Ich hörte wie der Mutter Zähne zusammenklapperten und wie sie das Vaterunser verkehrt und durcheinander hermurmelte. Als wir durch die Menge waren, fassete sie mich plötzlich auf den Arm,

stieß einen Schrei aus und lief mit mir, so schnell sie es vermochte, hügelab, den Weg hinunter der Stadt im Tal zu.

Diese Stadt, die sich da ganz stattlich ausdehnte, war die Residenz seiner Fürstlichen Gnaden des Herzogs Heinrich Julius, die Festung Wolfenbüttel, und als wir an das Tor kamen, trat eben ein Zug heraus: vorauf Reiter und Trabanten, dann ein sechsspänniger vergüldeter Wagen, zu dessen Seiten Pagen gingen, und das Volk umher neigete sich, schwenkte die Hüte und rief Vivat. Eine schöne Frau beugte sich vor, und als sie mich und meine Mutter erblickete, winkete und lächelte sie mir zu, und nahm meine Mutter das für ein günstig Vorzeichen. Nun zogen wir durch das dunkele Tor in die Stadt hinein, in welcher meine Mutter einen Unterschlupf zu finden hoffte, denn die geflohenen Volksfreunde und die Witwen und Waisen der Hingemordeten wurden dazumal gut genug empfangen von den Herzoglichen, sintemalen der Rat zu Braunschweig das Bluturteil dahin ausgesprochen hatte, die Gerichteten hätten dem Fürsten die Stadt überliefern wollen. War aber nichts daran; aber nichts in der Welt gehet über einen guten Grund!

Nun lebte damals in der Heinrichsstadt ein alter Herr, bei welchem mein seliger Vater einst wohl gelitten war; hieß mit Namen Franz Algermann und war des großen Celleschen Superintendenten Urbani Rhegii Enkel und den Braunschweigern spinnfeind. An diesen war meine Mutter heimlich von guten Freunden gewiesen, und haben wir auch einen echten Samaritaner an dem alten Landesfiskal gefunden, der uns viel Wochen lang atzete und beherbergete und zuletzt meiner Mutter einen guten Dienst bei der Herzogin Elisabeth verschaffte. Ich aber wurd' auf die Schul getan, wo ich viel tolle Streiche trieb, jedoch des Lateins ein wenig lernte, und als im Jahr 1605 der große Zug der Fürstlichen gen Braunschweig abging, und der Überfall des Ägidientors geschah, wobei die Bürger so gut schlugen und Herr Jürgen von der Schulenburg die Stadt rettete; da lief die Schul

und ich mit bis ans Lechelnholz und horcheten dem Geschütz-donner. Ward aber ein groß Lamento, als uns der Magister Rollwedel da fand und uns weidlich zurück ins Loch prügelte. War jedoch ein noch größer Lamento in Wolfenbüttel, als die Kriegerscharen zurückkehrten mit blutigen Köpfen. Zwölfhundert von ihnen lagen erschlagen, und zweihundert waren gefangen, und die mächtige Belagerung, die dann anging, half auch nichts gegen die Bürgermacht und den eisernen Sinn und Arm der Städter.

Im Jahr 1610 übertrug ich des Virgilius zweites Buch von der Zerstörung Trojas in deutsche Verse und ward wacker aus-gelacht, aber Herr Franciscus Algermann schüttelte bedachtsam sein Haupt, fassete mich bei der Schulter und schob mich in sein Studierzimmer. Da drückete er mich auf einen Sessel an seinem großen, grünen Schreibtisch und sagete: „Bürschlein, jetzt ist's Zeit, etwas anderes anzufangen, schreibst eine gute Hand, nun schreib hier. —"

Da wies er mir Papier, Tint und Feder und mußt' ich eine Relation über einen höhnischen Streich der Fürstlichen gegen die Bürger von Braunschweig abschreiben. Hatten sie nämlich der Stadt zum Tort ihr einen Schlagbaum vor dem Michaelistor am hellen lichten Tag vor der Nase und unter dem Geschütz weg-genommen, ihn nach Wolfenbüttel geführet, einen Arm über dem Teiche am Dammtor daraus gemacht und einen Korb daran gehänget, in welchem man die Gartendiebe zu taufen pfleget.

Weidlich rieb sich Herr Algermann die Händ, als ich ihm die Reinschrift vorlegte und war damit mein Schulleben zu Ende gekommen, und ich aus einem wilden Schulbub ein sittsamer Schreiber geworden bei meinem Wohltäter und Ernährer. Da hab' ich in der großen kühlen Stub auf der Fürstlichen Kanzlei manch schönen Sommertag verkritzelt und sehnsüchtig nach dem blauen Himmel da draußen gestarrt; aber es war nicht anders, ich mußt' mich drein schicken.

Hei, was war der alte Algermann ein seltsam Männlein! Heut noch seh' ich ihn da sitzen zwischen seinen Haufen von Pergamenten und Papieren und actis, die große, zerbissene Schwanenfeder in der Hand, ein silbern Krügelein voll Bier zu seiner Linken! Wie greinte und grinste er selig, wenn ein lustig Stücklein gegen die „Stadt" ausgeführet war, oder er eine bissige Epistel loslassen konnte gegen sie.

„Wartet, ihr städtischen Füchse — ihr Gottesschinder — euch wollen wir ausschmauchen! —"

Drehete sich aber die Sache, kamen die Bürger obenauf und kriegten das Heft in die Hand, dann hättet ihr die Wut des Mannes sehen sollen. Wie schlug er auf den Tisch! wie zerstampfte er giftig die Feder, daß die Tinte umherspritzte! „Das ist wieder eine feiste Lüge! — Reinekenkünste! — Große stinkende Landlüge! — Höllenbrut! — Judasnest! — Das nenn' ich macchiavellisch!" hieß es dann, und stundenlang grollt' und donnerte es wie ein grausamlich Gewitter, daß dem Rat zu Braunschweig wahrlich das rechte Ohr gellen mußt', ob der Verwünschungen, zwei Meilen Weges ab. Hab' da mancherlei zu hören gekriegt, was in keinem Buch stehet!

Im folgenden Jahre 1611 fiel etwas auf mich, wovon ich bis dahin auch nichts geträumet hatte: das wurde mir der rechte laqueus aegritudinis, der wahrhafte Kummerstrick für mein ganz Leben! Ach Susanna, Susanna Rodin! Da war vor dem Neuentor eine Schenke „zum springenden Roß" und ein Garten, wo die lustigen Gesellen und des Herzogs Soldknechte Kegel schoben und Bier tranken, an den Feiertagen und an den Werkeltagen. Ging ein hölzern Gitter um Gärtlein und Haus, und zur Rechten führte die Heerstraße daran vorbei, über den Damm, den Graben und über die Zugbrücken in das Neuetor. Zwei Linden beschatteten das Haus zum springenden Roß, und viel schattig Gebüsch wuchs hie und da im Gärtlein, und lustige Bänke und Tische waren aufgestellt. Da sangen und jauchzten die Trinker und Spieler,

da rollten die Kugeln über den Boden, und von Zeit zu Zeit schaute Jungfer Susanna, des Wirts Walter Roden Töchterlein, hinter dem Weinstock vor, der ihr Fenster verspann. Und Jungfrau Susanna war der holde Schatz, den ich mir zu meinem Weh und kommender großer Not auserwählt hatte! — Wird mir heute noch ganz seltsam zumut, wenn ich an die Stund gedenk', wo ich ihr zum erstenmal den blauen Steinkrug mit dem weißen Roß reicht' und sagte: „Mit Verlaub, Jungfrau Susanna, wollt Ihr wohl nicht so gut sein, mit Euren roten Lippen mir vorzukosten? Euere Äuglein haben mich schier verblendet. Ihr tätet mir wahrlich einen großen Gefallen, wenn Eure Lippen dieses Kruges Rand berühren wollten. Gesegne's Euch Gott!"

Da trat der alte Wachtmeister Randolf lachend herzu, schlug mich auf die Schulter, daß ich fast in die Knie sank und sagte: „Ei, Schwarzröcklein, hat's auch getroffen? hat's eingeschlagen? 's ist wahr, Jungfer Susann, Eure schwarzen Augen sind gefährliche Dinger! Seine Fürstlichen Gnaden sollten Euch auf einen Wagen setzen lassen und mit sich führen gen Braunschweig, da wollten wir das großmäulige Bürgergesindel bald ausräuchern. Jungfrau Susann, Eure Äuglein könnten die grausam dunkeln Gewölb im Krokodilenberg warm und hell leuchten. Sie brennen Lederkoller durch und Eisenküraß!"

Lange Zeit war ich um die schöne Maid herumgeschlichen, wie der Kater um den heißen Brei, war wohl eine böse Stund, in welcher mir erlaubt wurde — weiß nit von wem; war kein menschlich Wesen! — sie anzureden und ihr den Krug zu bieten, denn viel Jammer hat es mir nachher gebracht, und haben all die Kriegsjahre die Erinnerung an ihre Untreue und an ihren Tod nicht in mir verwischen können.

Weiß nicht, wie es kam, aber an die ersten Wörtlein und Blicke, die wir gegeneinander taten, hing sich eine ganze Kette von andern, die von Tag zu Tag, von Woche zu Woche immer zutraulicher und heimlicher wurden, bis zuletzt —

O Jungfrau Susanna, Jungfrau Susanna, wie habt Ihr an mir gehandelt! . . .

Auf dem hohen Wall der Dammfestung stehen drei Linden und unter ihnen lag auf einem Gestell das große Geschütz, der „eiserne wilde Mann" genannt. Da haben wir oft an den schönen Frühlings- und Sommerabenden gelehnet und gesessen, Hand in Hand, und uns vor dem aufgehenden Mond und den silbernen Sternelein viel süße Heimlichkeiten anvertrauet und uns Treue geschworen, bis an das kühle Grab und drüber hinaus, und die Nachtigall, die in der Linde allnächtlich sang, hat oftmalen geschwiegen, als wolle sie unsern Schwüren horchen. Aber die Nachtigall hätt' auch bald viel anderes erhorchen können, wenn sie nicht einer von des Herzogs Leibpagen erschossen hätt' mit der Armbrust. Als der Herbstwind die Blätter von den Linden riß, da ahnete ich der schönen, losen Jungfrau Untreue schon, und als die ersten weißen Flocken herabfielen, da waren ihre Schwüre verweht und verblasen — da sagte sie mir, daß sie einen andern lieber hätt' als mich.

Die schönste Blum im Garten mein,
Die hat der Sturm zerbrochen;
Das schönste Wort im Herzen dein
Ist in den Wind gesprochen!
O falsche Lieb, o böse Lieb!
Was von der Welt noch übrig blieb,
Ist eitel Trauer und Grämen!

War im Sommer ein Reiter eingeritten in das Neuetor und hatte vorher an der Schenk zum springenden Roß angehalten und sich einen Trunk reichen lassen aufs Pferd, der hieß mit Namen Levin Sander und war damals ein schmucker Bursch und ein landfahrender Abenteurer, der Dienste nehmen wollt' bei dem Herzog. Ist später aber ein kaiserlicher Rittmeister und berufener Parteigänger worden. Der kriegt die Susanna zu sehen, und der hat mich armen Schreiber ausgestochen. Kunnt'

mein schwarz Gewand nicht bestehen vor seinem spanisch geschlitzten Wams und seinem Federhut, und wenn ich auch ein wenig den Horatius lesen konnt', so verstand er doch ausländisch zu parlieren wie ein Welscher — o Jungfer Susanna! Jungfer Susanna!

„Laß ab, laß ab, Kind!" sagt' mir mein fromm Mütterlein, die damals auf ihr letztes Schmerzenslager, auf ihr Totenbett zu liegen kam, wenn ich mit Tränen in den Augen und geballten Händen kam, ihr mein Leid zu klagen. „Tröst dich, tröst dich! Geh wie Gold aus dem Feuer! Es mag sich eine andere Treuere finden, es mag sich eine andere Schönere finden."

Sie hatte gut reden: wo ist der Plattner, der gegen einen solchen Schmerz einen Harnisch schlage? — Herr Franciscus Algermann konnt' mir auch keinen Rat geben, und wenn er mir auch Tag und Nacht, um mich zu mir selbst zu bringen, die bittersten Episteln und Proklamationen gegen die Stadt abzuschreiben gab, und ich darauf loskritzelte, daß es mir schwarz und blau vor den Augen wurde, und ich den Schreibkrampf in alle Finger kriegte; so konnte mir das doch nicht den Pfahl aus dem Fleische ziehen. Wie ein Sinnloser, Bitterkeit, Haß, Zorn, Wut im Herzen, rannte ich um die Wälle der Festung und hätte mir fast den Kopf verstoßen mögen an den Bäumen und Mauern, oder mich hinabstürzen mögen in den Wassergraben, um meinem Dasein ein Ende zu machen. In der Neujahrsnacht, als das Jahr nach der Geburt unsers Herrn eintausend sechshundert und zwölf in die Welt eintrat, ist meine Mutter seliglich entschlafen und hinweggeschieden aus diesem Jammertal. Das gab mir zuerst wieder ein wenig Ruhe, und aus der hellen Verzweiflung geriet ich in ein dumpfes, gleichgültiges Hinbrüten; bis ich das Leben wieder ertragen lernt'.

Ging ich gegen End des Januarii trübselig das Haupt gesenkt im tiefen Schnee auf dem Wall des Philippsberges einher und dachte: O wie schad ist's doch, daß es nicht mehr an der Zeit

ist, ein hären Gewand anzutun und hinzuziehen in eine thebaische Wüste und sein Hüttlein zu bauen, fern von den Menschen, bei den Tieren der Wildnis . . .

Da fingen auf einmal die Glocken in der Stadt dumpf an zu klingen, und auch in allen Dörfern ringsumher läuteten sie. Verwundert horcht' ich auf und fragt' die nächste Wacht, die sich vor dem schneidenden Nordwind in einen Winkel gedrückt, das Feuerrohr an die Brüstung gelehnet und die Hand in den Mantel gewickelt hatte:

„Was bedeutet das? Wer ist gestorben? Ist Jungfrau Susanna Rodin tot?"

Da sah mich der Mann verwundert an und lachte, dann aber sagte er:

„Ihr wisset nicht, weshalb sie läuten? Des römischen Reiches Stuhl ist leer — das sind die Totenglocken des großmächtigen Kaisers Rudolfus des Andern —"

Es schneiete, und die Wolken zogen niedrig über die Erde hin; es war, als wäre die ganze Welt gestorben, als wollte sich der Himmel wie ein Leichentuch darüber hinlegen. Die Tränen stürzten mir plötzlich aus den Augen, ich drehete mich um und eilte schnell davon, damit der Söldner mein bitterlich Weinen nicht sähe. Dann schrieb ich mit Roterde an eine Ausfallstür in der Mauer zwei Verse, die ich hierhersetzen will, sintemal ich vielerlei im Leben vergessen habe, sie aber nicht. Sie lauteten:

Was läuten die Glocken im Lande?
Der Kaiser ist gestorben!
Was läutet mein Herz im Leibe?
Die Liebe ist verdorben!

Die Glocken dumpf erklingen,
Zu Grab sie den Kaiser bringen:
O du toter Rudolfus, bitt' —
Nimm doch meine Liebe mit!

Dieselben Verslein schrieb ich aber auch zwei Stunden später, als ich wieder auf der Kanzlei dem Meister Algermann gegenüber saß, und er mir eine Avisation an den Abt zu Riddagshausen, Ehrn Peter Windruven, in die Feder diktierete. Das gab eine gewaltige Verwunderung, als der alte Franciscus die Schrift in die Händ bekam.

„Söhnlein, Söhnlein!" rief er, zwischen Ärger und Lachen mit der Geschrift hin und her in der Stub an seinem Krückstock wackelnd, „Söhnlein, das gehet nit mehr! o deliratio! Das nenn' ich auch nebulam pro Junone amplecti — hei, hei, was würden seine Ehrwürden dazu gesaget haben? Söhnlein, ich sehe es ein, die Schreibstub paßt nicht mehr für dich — laß dir den Wind draußen um die Nase wehen, schlag dir das Weibsbild aus dem Kopf — bedenk, ein hölzerner Bock ist immer noch besser als eine silberne Ziege! Ha, ha, ha! Nimm ein ander Blatt Papier — schad um den schönen Bogen! Saget der weise Sirach: Wie aus den Kleidern die Motten kommen, also aus den Weibern viel Böses! Ha, ha, ha!"

Ich kam dem Gebote nach und brachte die Relation fehlerlos zustande, obgleich ich auch diesmal andere Gedanken dabei hatte, als eigentlich dazu gehörten. „Laß dir den Wind um die Nase wehen!" dachte ich. „Ja, ich will fort! fort! fort! — Ach wenn doch nur erst dieser Winter zu End wär'!"

Das verdorbene Blatt mit den Reimen faltete ich zusammen und steckte es in die Brusttasche, ohne zu wissen, zu welchem Gebrauch. — Und es regnete und schneiete und fror, und regnete wieder, und die Tage wurden länger, und die Sonnenstrahlen wurden wärmer, das Rotbrüstlein, das ich hinter dem Rücken Herrn Algermanns vor dem Fenster unserer Schreibstub mit Oblaten fütterte, kam immer seltener und blieb zuletzt ganz weg. Auf einmal waren die Büsche grün, blühten die Blumen, sangen die Vögel, war es Frühling worden, ohne daß ich es bemerkt hatte — Ade! Ade! Ade!

Am ersten Pfingsttage des Jahres 1612 pflückte ich ein vierblätterig Kleeblatt von meiner Mutter Grab, hing mein Bündel über den Wanderstab und eilte schnell durch die Gassen aus dem Tor. Über den Zaun des Gärtleins zum weißen Roß lehnte höhnisch lachend der böse Geist Levin Sander und summte ein Spottlied auf die Schreiber in den Bart, als ich vorbeischritt: ich hätt' einen Mord an ihm begehen können; aber ich bezähmte mich und schritt so schnell als möglich weiter.

Von der Ecke des Holzes schaut' ich nochmalen zurück auf Wolfenbüttel drunten und die weite Gegend.

In der Ferne schimmerten die stolzen Türme von Braunschweig — meiner mir verschlossenen Vaterstadt; dort zog sich der Weg herüber, den ich als ein klein Büblein an der Hand meiner weinenden Mutter gekommen war! dort hinter jenem Walle drunten schlief das treue Mutterherz im kühlen Grab! dort ragte der Giebel des Hofgerichts, wo ich so manche Seite beschrieben hatte unter den Augen Herrn Franz Algermanns, des Landesfiskals. Dort auf der Bastion standen die drei Linden, wo —

Aus dem Schornstein des „Springenden Rosses" wirbelte ein weißer Rauch in den Himmel. Fast wäre ich zurückgelaufen — da tat ich einen herzhaften Sprung über den Graben, der sich an dem Walde herzieht, — der grüne Schatten hatte mich aufgenommen! Was hatte ich in diesem Sprunge alles hinter mich gelegt! — —

Aufatmend schritt ich meines Weges weiter fort, durch den singenden, klingenden Wald. —

Da ist oberhalb Adersheim und Immendorf mitten im Holz ein Springquell, heilsam und gut wider viel Gebrechen. Das Volk nennt ihn den Plunneckenborn. Wer daraus getrunken hat, der muß ein Denkzeichen an den Büschen zurücklassen, sonsten hilft ihm das Wasser nicht, schadet ihm vielmehr; und weil meistens immer arme Leut dahin kommen und von dem

guten Wasser trinken, so hängen alle Büsche und Gesträucher umher voll Lappen, welche sie zurückgelassen haben. An diesen Born kam ich, als sich die Sonne zum Abend neigte, denn ich hatt', mir das Blut durch die Adern zu treiben, manch tollen Kreuz- und Quersprung gemacht. Kein Menschenwesen war rings zu sehen, kein Lüftlein regete sich, nur die Vögel ließen vor dem Schlafengehen noch einmal Gottes Loblied laut und hell erklingen. Da beugte ich mich nieder zu der klaren Flut, schöpfete mit der hohlen Hand und trank; trank, als könne das Wasser auch das, woran ich krank war, fortspülen; und zum Angedenken hab' ich da an einem Fliederbusch den großen Bogen Papier mit den Versen, den ich im vorigen Winter in des Herzogs Kanzlei verdorben hatte, aufgehänget!

Wie ich mich nun in der grünen Wildnis so allein fand, da überkamen mich wieder viel alte Einsiedelträume und ein Grauen faßte mich bei dem Gedanken, daß ich mir bald ein Nachtlager unter den Menschen suchen müsse, wenn das noch bei Tage geschehen solle. Schon begannen die Vöglein ihre Nester zu suchen, und düsterer Schatten hüllte den Wald.

„Hei," dachte ich, „ist es denn nötig, daß du dich wieder zwischen vier Wände sperrst? Mach es doch wie die Vögel — die Nacht ist warm — bald wird der Mond aufgehen — da lugt schon der Abendstern hervor — bleib im Wald!"

Ich tat einen frischen Sprung, und schlug mich seitab vom Weg tiefer ins Gebüsch, ein weich moosiges Plätzchen zum Lager zu suchen; fing aber doch bald an zu frösteln, als der Nachtwind sich aufhub und in den Blättern rauschte. Nun war's jedoch zu spät, zu den Wohnungen der Menschen zurückzukehren, wenn ich es auch gern getan hätte: der Weg war verloren, dunkler und dunkler ward's, bald war es vollständig Nacht, und der Mond, auf den ich mich vertröstet hatte, blieb auch aus. Er verbarg sich hinter dunkeln Wolken, welche den klaren Himmel überzogen. Ich lehnte an einer Buche, ich setzte mich nieder, ich legte mich —

ei, das Schreiberleben, das Stubenhocken hatt' mich gewaltig verweichlicht, ich fing an, mich sehr nach einem weichen Bettlein zu sehnen. Da leuchtete plötzlich ein heller Schein in der Ferne zwischen den Baumstämmen auf.

„Es ist ein Tückebote, ein Irrwisch!" sagt' ich. Aber die Flamme hüpfte nicht, sie blieb an einem Fleck.

„Es ist ein Feuer! Hirten oder Waldhüter werden es angezündet haben!" dachte ich freudig und nahm meinen Weg darauf zu. Die Zweige, die Büsche, die ich auseinanderbog, rauschten — da faßte mich plötzlich eine Hand rauh vor die Brust — „Halt!"

Ein schrilles Pfeifen erschallte, Schatten glitten zwischen den Stämmen hervor. Ohne daß ich wußt', wie mir geschah, wurd' ich in den hellen Schein des Feuers gezogen und sah mich von einem schreckhaften Haufen zerlumpter Gesellen und häßlicher Weiber umgeben. O wie gern wär' ich doch dreitausend Meilen von dieser Stelle entfernt gewesen! Wilde Harzstrolche waren es, welche zum Viehdiebstahl aus den Bergen herübergeschweift waren und an dem Feuer einen gestohlenen Hammel brieten. Sie waren bewaffnet mit Feuerröhren und Messern und sahen mehr aus wie die bösen Teufel, als wie Christenmenschen.

Wie schnell sie damit fertig wurden, mein Bündel zu untersuchen! Ach, meine schönen Rößlein-Gülden! Wenn das Herr Franz Algermann geahnet hätt', er hätt' sie mir wahrlich nicht gegeben. Selbst der große Juliuslöser, den ich zwischen Hemd und Wams trug, entging ihnen nicht. Meinen Mantel hing der gute Freund um, der mich zuerst gepackt hatte, mein Barett setzte der Hauptmann gravitätisch auf. Als sie mir alles genommen hatten, was zu nehmen war, und ich schon Furcht vor dem Kehlabschneiden und Abschlachten hatt', flüsterten sie zusammen; dann nahmen mich zwei in die Mitte und führten mich fort, immer tiefer in den Forst hinein. Stundenlang ging es

die Kreuz und Quer; das Waldvolk wußte besser Bescheid zwischen den Baumstämmen als der Schreiber aus der Stadt. Zuletzt blieben sie stehen, ich sah keine Hand vor Augen! Auf einmal gab mir einer von den beiden Dieben einen Stoß mit dem Fuß, daß ich in die Nacht, in den Wald hinein auf den Boden flog, der andere zog mir den linken Schuh aus — beide Gaudiebe schlugen ein hell Gelächter auf, ich hörte sie durch die Büsche rascheln — dann war alles still — ich lag allein im feuchten Grase, fast betäubt und sinnverwirrt von allem, was mir in den letzten drei Stunden geschehen war. — — Der fürtreffliche deutsche Poet, Herr Martinus Opitius, singt einmal:

Wer Waffen trägt und krieget,
Wer in den Ketten lieget,
Wer auf dem Meere wallt,
Wer ist voll schwerer Sorgen,
Der spricht, wann wird es Morgen?
Aurora, komm doch bald!

Ach, niemand hat jemals die Morgenröt sehnlicher erwartet als ich! Ich wagte kaum aufzustehen und umherzutasten, aus Furcht, in eine neue Fährnis zu geraten — stundenlang hab' ich wie eine Gans unter einem Baum gestanden, auf einem Bein, den schuhlosen Fuß in die Höhe ziehend! 's ist mir heut noch lächerlich und ärgerlich zugleich! Als endlich der Morgen im Osten dämmerte und der Wald sich mählich lichtete, war ich fast kein Mensch mehr, und der Himmel hat mir niemalen so sehr wie ein Dudelsack geschienen. Den ersten Sonnenstrahl aber begrüßte ich mit einer Herzensfreude sondergleichen: es war mir schier, als schicke der liebe Herrgott einen Engel, mich zu erlösen!

Nun schaute ich mich um. Vor mir Wald, hinter mir Wald, zu beiden Seiten Wald! Rechts aber schimmerte ein weißer Streif durch die Bäume; auf ihn schritt ich los und gelangte zu einer Landstraße, auf der ich fortzuhinken beschloß, gleichviel wohin sie mich führen würde. Es war ein sehr schöner Morgen.

Wie blitzte der Tau an den Gräserspitzen, wie jubelten die Vögel wieder auf! Nur mir war nicht jubelhaft zu Sinn, nur mir stund das Weinen näher als das Lachen. Da fiel mir plötzlich meines Herrn Vaters Leibspruch ein, und mit heller Stimme rief ich hinaus in den Wald:

„Nu helpe us, Sunte Jürgen von Brunsvik!"

Und als wenn der heilige Reitersmann meinen Ruf erhöret hätte, erschallte hinter mir Rossestrab, ein Hauf Berittener bog um die Waldecke und kam die Heerstraße herunter auf mich zu.

„Wohin des Wegs, jung Gesell?" frug der Führer und ließ sein Roß mir zur Seiten langsamer gehen. Mein verstört Aussehen mocht' ihm wohl verwunderlich vorkommen.

„Drei Federn hatt' ich in der Hand," antwortete ich keck, „die blies ich fort. Die erste flog nach rechts, die zweite nach links, die dritte flog grad aus: Der Nase bin ich nachgegangen." „Gut geantwortet!" rief der Reiter lachend. „Aber den Schuh hast doch dabei verloren, und Kapp und Mantel hat auch der Teufel geholt. Ist doch ein schlechter Weg gewesen!"

„Hei, kümmert's Euch? Saget mir lieber, wohin führet diese Heerstraße?"

„Nach der freien Reichsstadt Goslar, Bursch! Willst mit? Haben Auftrag zu werben! Da trink einmal, siehest nüchtern genug hinein in den hellen Morgen." Ich nahm das mir dargebotene umsponnene Fläschlein und trank, schüttelte mich und gab es zurück. „Wo kommet ihr her, ihr Herren?"

„Haben des Reiches Ehrenhold gen Braunschweig geleitet. 's ist wieder ein Kaiser im Reich, das soll er verkünden. Vivat der Allerdurchlauchtigste, Allergroßmächtigste! — Matthias heißet er! Von da hinten her, wo sich Katz und Hund gute Nacht sagen!" Das hätte der Reitersmann mir nicht zu sagen brauchen, das hatt' mir Herr Algermann schon lang an den Fingern hergezählt. Aber der Trunk hatte mir wohlgetan, und die Welt

erschien mir ein wenig rosiger. — „Willst ein Reiter werden?“ klang es mir ins Ohr.

Hei, wie war alles in Bewegung; die Vögel, die Wolken; ein frischer Hauch ging durch den Wald; ich schauet' auf meinen wunden Fuß, in den ich schon manchen Stein getreten hatte, welcher schon von manchem boshaftigen Dorn blutete.

„Kein Hof, kein Haus,
Kein Weib, kein Kind,
Reit die Welt aus,
Was Bessers sind!“

sang der Rittmeister. Die Rosse scharrten. „Gut Löhnung, gut Dienst!“ raunte mir einer der Reiter ins Ohr. „Schau, ein schmuck Rößlein!“ rief ein anderer und zerrt' ein ledig Handpferd mir vor die Nase. „Tut gut für den wunden Fuß!“ „He?“ lachte ein dritter, „steig auf, Kamerad!“ Nach Wolfenbüttel wär' ich um alle Schätze der Welt nicht zurückgekehret. Wie hätten sie mich ausgelachet! Wie hätte der Algermann geflucht! Wie hätte der Levin den spitzen Bart gestrichen und gespöttelt, wenn ich schuh-, mantel- und kappenlos wieder eingezogen wär'! An den tückischen Levin dachte ich zumeist, da schoß mir ein Gedanke durch die Seele — ha, ihn vor die Klinge kriegen, ihn niederhauen im ehrlichen Gefecht! — Es schwamm mir vor den Augen — der Hauptmann von Goslar zog den rechten Handschuh ab und streckt' mir die Hand vor — ich schlug klatschend ein — Gruß dir, Herr Jürgen von Braunschweig!

Ich war ein geworbener Reitersmann der kaiserlichen freien Reichsstadt Goslar!

Wie im Traum saß ich auf dem schwarzen Pferd, das mir gegeben war, und lustig erschallte um mich her der Gesang meiner jetzigen Kameraden, wie wir durch den grünen Wald galoppierten.

Auf sechs Jahr verpflichtete ich mich der Stadt, ward aber bald reuig, denn mit dem frischen, freien Reiterleben war's

nicht weit her. Eine Wacht am Vitus- oder Rosentor war bald getan, und einem Judenlärm oder einem Tumult der Bergknappen oder einem Kipper- und Wippertumult wurde schnell abgeholfen durch die flache Klinge. Das war alles nicht viel besser als das Treiben in der Kanzleistube zu Wolfenbüttel. Wäre mein Eid nicht gewesen, ich wär' davon gegangen ohne Valet über Berg und Tal. Auch die Gedanken an die Susann wurde ich sobald noch nicht los — sie plagten mich im hellsten Sonnenschein und in der dunkelsten Nacht, und oft genug glaubten meine Gesellen, ich sei verrückt geworden! Ich dachte aber dann an die treulose Maid hinter den Bergen. In dem Jahre, in welchem der Funke fiel, der zur größesten Kriegsflamme werden sollt', die je Gottes Erde verwüstet hat, wurd' ich frei und zog aus, mein Glück weiter zu versuchen. Mancherlei hab' ich wohl gefunden; aber das Glück nicht; und die Ruhe nicht eher, als bis mich die Wallensteinsche Kugel bei Lützen in den Sand warf. Da fand ich wenigstens die Ruhe! Heiliger Gott, über wieviel blutige Schlachtfelder, durch wieviel verbrannte Dörfer und wüste Städte bin ich gezogen! Wieviel mal hab' ich die Trompete zum Angriff blasen hören — hie und da, hüben und drüben! Was war aus der „frommen, gottesfürchtigen und geduldigen" deutschen Nation geworden? Wußte doch zuletzt niemand mehr, wofür er das Schwert zog, wofür er ausritt! Jammer und Weh, wie leuchtete, zuckte und schlug es ein, hin und her über der deutschen Erde!

Das freie, wilde Leben, das ich mir so sehr gewünscht hatte, ward mir jetzt die Hülle und Fülle; als der Administrator von Halberstadt die Werbetrommel rühren ließ, stieß ich zu seinen Reitern. Auf weißem Roß, den Handschuh der schönen Königstochter von Engelland am Hut, ritt der tolle Christian einher und an der Weser erhielt ich die erste rote Wund, als uns Herr Friedrich Ulrich, der Bruder unseres Führers, zurückjagte mit blutigen Köpfen. Bei Corvey aber platschte der Schimmel durch

den gelben Strom. O heiliger Liborius zu Paderborn, was für schöne Goldgülden saßen in deinem Leib! O ihr silbernen zwölf Apostel zu Soest, wie jagten euch die freien Knechte und Reiter des Herzogs durch die durstigen Kehlen! Über den Mainstrom bauten wir eine Brücke von Weinfässern, und zwölftausend zu Roß und siebentausend zu Fuß zogen darüber hin und lachten, daß der Liguist es bei Hanau hören kunnt'. Aber der Tilly war Eis, wo der Halberstädter Feuer war. Als wir bei Höchst gegen die Liga ansprengten, rief der Christian: „Elisabeth!" und einen Weibernamen riefen auch meine Seitenmänner; damit gedachten sie die Kaiserlichen zu werfen. Die aber riefen „Jesus Maria!" und standen wie die Mauern. Stromabwärts trieb unsre brennende Brücke; das Fußvolk ging zugrunde wie Grummet vor der Sichel, und nur die Reiterei schwamm todmüde und zerrissen durch den Strom und rettete sich an das andere Ufer. Wie biß der tolle Christian die Zähne zusammen, wie schüttelte er den zerbrochenen Degen gegen das Geschütz Tillys und das spanische Fußvolk Cordovas da drüben! Und für den Spott hatt' er auch nicht zu sorgen; heute noch singen die Westfälinger:

Hertog Chrischan von Bronsvik,
De hadde'n witt Pärd,
Dat hadde ne fahle Snuute!
Mid'n einen Ooge kunn et nich seihn,
Dat annere was 'ne rein uute. —

Den Spaniern aber haben wir's heimgezahlt vor Bergen op Zoom. Da haben wir Reiter den Tag gewonnen und die Welschen niedergeritten, daß sie bei Haufen das Feld deckten, da verlor der Halberstädter den Arm und ich schoß meinen besten Jugendfreund vom Roß, daß ich noch heut mit Jammer daran gedenken muß. Wahrlich, das ist die leidige Not: Ihr möget gegen den Feind anreiten, wo ihr wollt in der Welt, ihr treffet immer gegenüber einen, der euch euren Schwertschlag oder Pistolenschuß mit einem deutschen Fluch zurücke gibt. Mag es

sein in Welschland, in Polackien oder im amerikanischen Reich, deutsche Fäuste trommeln überall aufeinander, so weit die Sonne leuchtet, so weit die Nacht dunkel ist. Gott bessere es! Ach, armer Curd Speith, wer hätte das gedacht, als wir zusammen den Ball schlugen, als wir in den Festungsgräben zu Wolfenbüttel umher kletterten, als wir nach den Dohlennestern in die Tortürme stiegen? — —

Bei Stadtloo war die Fortun abermalen dem Herzog entgegen; bei Stadtloo hab' ich auch den Levin wieder gesehen, kannt' ihn aber nicht fassen, das Getümmel riß uns auseinander, und als ich suchend ihm nachritt, traf mich eine Kugel; diesmal im Ernst! Dem Levin Sander war ein anderes Los aufbewahret, von meiner Hand sollt' er nicht fallen. Viel Greuel und Sünden sollt' er noch mit in die Grube nehmen!

Zu Osnabrück lag ich lange auf den Tod; dann kehrte ich kümmerlich genesen heim durch das blutige, verbrannte Land und zog ein, ein flügellahmer Rabe, in das Tor von Wolfenbüttel.

Wie fand ich da alles anders, als ich es verlassen hatt'! Niedergebrannt war das Häuslein vor dem Neuentor, verwüstet das Gärtlein! Wo war die Susann geblieben? Niemand wußte Antwort darauf zu geben. Herr Franz Algermann, der Landesfiskal, schlief lange in seinem kühlen Grab auf dem neuen Kirchhof. In den Straßen ging die Trommel der dänischen Besatzung, und auf dem Schloß lag wund und krank, an Leib und Seel gebrochen, unser einst so freudiger Führer und General, Herr Christian von Halberstadt. Auf dem bösen Krankenlager an der Pest, und nicht in der wilden Reiterschlacht, wie er es sich wohl gedacht hatte, ist er da auch gestorben in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahr. — —

Feuer im Westen, Feuer im Osten, Feuer im Süd und im Nord! Deutscher Nation Pracht und Macht, wie ist es über dich hergegangen! Wie wurden die Menschen durch die Rolle gezogen und gepanzerfeget! Wie brauseten die Völker durch-

einander, als sei die Zeit des Hunnenkönigs Etzel wiedergekommen, wo auch das Hofgesind des bösen Feindes losgelassen war über die Welt, sie zu zerstören und zu verwüsten für ihre Sünden und Laster, bis der liebe Gott „Halt!" sagete. Sobald ich es nur vermocht', ergriff ich eine Partisan und trat unter die Verteidiger der Stadt; denn näher und näher zog schon das Ungewitter. Unter den drei Linden über dem Neuentor stund ich auf der Wacht und schaute stundenlang über den Graben nach der Stelle, wo mein Schatz gehauset hatte. Da hätt' ich Ursach gehabt, wieder ein Liedlein zu singen und ein schier traurigeres als das bei meinem Abzug; aber die Lust zum Singen war mir lange vergangen. Wo das Haus zum „Springenden Roß" gestanden hatte, war itzt eine schwarze Brandstätte. Nicht mehr saßen die lustigen Gesellen im Schatten der Bäume und tranken und sangen, nicht mehr blüheten die Rosen am Gitter. Die Bäume waren niedergehauen und die kurzen Stumpfen guckten gar trübselig aus dem zerstörten Boden, die Rosenbüsche waren ausgerissen oder niedergetreten — es war eine Wüstenei im kleinen, wie die Welt eine Wüstenei im großen war. —

Immer näher wälzten sich die Wetter, die der Stadt droheten. Am 29. November 1627 half ich den „eisernen wilden Mann" auf die Lafett legen, und im Dezember zog der Schrammhans zur Belagerung heran. Dem großen Haufen voraus streifte sengend und brennend das blutdürstige, heidnische Kroaten-Gesindel, und wehklagend strömte das Volk vom Lande in Scharen zu den Mauern und schleppte mit sich, was es hatt' erretten können.

Da hab' ich auch die Susann wieder zu Gesicht bekommen! ...

Jammer, was war aus ihr geworden! Ein bleich verstört hohlwangig Jammerbild zog sie unter den Flüchtigen einher — ich hatte grad die Wacht am Neuentor. — An der wüsten Brandstätt von ihres Vaters Haus wollt' sie stehen bleiben — sie weinte bitterlich — aber von den Drängenden ward sie weitergeschoben.

Ohne mich zu erkennen, schritt sie mit einem Kindelein auf dem Arme an mir vorüber. Ich hätt' blutige Tränen weinen können, und den höhnenden dänischen Soldaten schrie ich wild genug zu, daß sie murrend schwiegen. Schon knatterte von der andern Seite der Festung das Musketenfeuer der nahenden Feinde und der in die Wälle zurückweichenden Streifabteilungen herüber. Man kunnt' im Schneegestöber keine zehn Schritt weit sehen. — Da ging die Zugbrücke auf — ein Weh- und Notschrei des draußen gebliebenen Volkes ließ sich hören — wir hatten genug, übergenug in den Mauern! — Vom Philippsberg donnerte schon das schwere Geschütz, rund um die Stadt durch den Schneesturm wirbelten dumpf die Trommeln der Kaiserlichen. —

Die Berennung hatte im Ernst begonnen! . . . Der Pappenheim wußte wohl mit dem eisernen Besen zu stäupen! Es war mit ihm nicht zu spaßen; viel Zeit zum Atemholen gunnte er nicht. Einst hatt' ich unter den drei Linden auf der Bastion mit meinem falschen Feinslieb flüstern und kosen können, und der wilde Mann hatte nur zugehört; jetzt aber sprach er selbst ein Wörtlein mit — die Zeiten hatten sich weidlich geändert! Was für Gedankenspiele aber wurden wach in meiner Brust, während ich die Lunte aufschlug oder einen gefallenen Kameraden mit hinunter vom Walle tragen half. Stets schwebte das bleiche Frauenbild mir vor den Augen. Wie im Traum tat ich alles, was mir auf meinem Posten oblag, und wie ein Rasender stürzte ich im ersten freien Augenblick in die Stadt hinab, das Schattenbild meines einstigen Herzliebs aufzusuchen.

Auf den Stufen der Kirchtür Beatae Mariae Virginis fand ich sie. Da saß sie zusammengekauert im grimmen Winterwetter, ihr zehnjährig Kindlein im Arm, die Lippen zusammengepreßt, jammervoll hinausstarrend in die leere Luft. Da stand ich vor ihr: der Sturmwind hatte mir das Haar zerzaust, das Gesicht war vom Pulverrauch geschwärzt, ich war auch nicht mehr der Schreibersknab von Anno Zwölf! Sie hielt mir mit einem bit-

tenden Blick die Hand hin — wie preßte sich meine Kehle zusammen! Um sie her lag viel anderes armes Volk, und die Kirche selbst war voll von Kranken und von Sterbenden. Von Zeit zu Zeit schlug eine Kugel krachend in ein Hausdach oder rollte splitternd über das Pflaster dahin.

„Susanna!" brachte ich endlich mühsam hervor.

Sie schaute mich wirr und wild an.

„Kennst du mich nicht mehr, Susanna?"

Sie stieß einen lauten Schrei aus; ihr Mägdlein drückte sich fester an sie an und fing bitterlich an zu weinen, auch mir rollten die dicken Tränen über die Backen.

„Hier kannst du nicht bleiben, Susanna!" sagte ich. „Ich will sehen, daß ich dir einen Schutzort auffinde."

„Mein Vater ist tot; er hat mich verflucht: wenn das Wasser pikenhoch über meinen Leib weggegangen ist, die Schmach zu waschen, soll mir vergeben sein; meine Mutter ist tot, wenn mein Kind nicht wär', wär' ich auch längst gestorben und hätt' die Schand gesühnt; laßt uns hier, Herr! Gehet fort! Gehet fort!"

„Ich will dich aber nicht verlassen, Susanna! Fasse Mut, — denk nicht an das Vergangene! Gottes Zornrute schlägt zu schwer die Völker, als daß man Zeit hätte, an sein eigen klein Weh zu denken, — komm du, mein Kind — dein Mütterlein gehet mit — wie heißest du?"

„Herzeleid ist sie genannt!" sagte Susanna. „Ist nicht getauft — ist auch ein Tropf in den Eimer!"

O Zeiten! Zeiten!

Ich hatt' ein klein Kämmerchen bei einem guten Freund, dem ich einst mancherlei zu Nutz getan hatt', dahin bracht' ich meinen verlorenen Schatz, und als die Not aufs höchste stieg in der Stadt, da war es Gottes Fügung, daß ich sie vor dem Hungertod doch zu schützen vermocht'.

Sie hatte ein Lied, das hab' ich ihr hinter der Tür abgelauscht — sie sang es oft genug — weiß nicht, woher sie es mit-

gebracht hatte! Hab' es mein ganz Leben hindurch nicht aus den Ohren und aus dem Sinn verloren. Es ging aber also:

An der Landstraß im Graben, da bin ich gefunden,
Zigeunerweib hat auf den Rücken gebunden
Mich armes, verlassenes Kind.

Zog mit mir hinaus in die weite Welt,
Verhandelte mich an die Pfaffen für Geld,
Schwarzlockig, braunäugiges Kind!

Schwarz ist mein Haar, weiß ist mein Leib,
Will werden nun ein Soldatenweib,
Ich armes, verlassenes Kind!

Mein feiner Geselle, schaust du auf mich,
Wirf schnell den höchsten Wurf für mich
Schwarzlockig, braunäugiges Kind!

Sie drängten sich um die Trommel her,
Es rollten die Würfel die Kreuz und die Quer.
Ach, armes, verlassenes Kind!

Der junge Reiter, den Hut er schwang,
Den Arm er um Feinsliebchen schlang,
Schwarzlockig, braunäugiges Kind!

Es rief die Trompete, es sank das Gezelt,
O du weite, weite, weite Welt!
O du armes, verlassenes Kind!

Es war ein betrübt Wesen, und war mir schier besser zumute bei der grimmen Arbeit auf den Wällen, als in dem engen Kämmerlein auf der Löwenstraße — und was der Vater in seinem Zorn geflucht hatte, das ließ Gott zur Wahrheit werden. Pikenhoch ist das Wasser über den Leib der Susann weggegangen — und der Generalfeldmarschall von Pappenheim ist schuld daran

gewesen! Als der sah, daß er der Stadt von wegen des Sumpfbodens nicht nah genug kommen kunnt' mit seinen Laufgräben, da trieb er das elende Bauernvolk zusammen aus den wüsten Dörfern und den Wäldern und ließ einen Damm ziehen, Braunschweig zu, über den Ockerstrom weg und dämmte ihn ab und trieb die Wasser mit Gewalt hinein in die Festung, daß der Graf Solms auf dem Schloß das Haar zu raufen begunnt'. Der Winter half den Kaiserlichen wacker dabei, das Wasser wuchs ringsum und in der Stadt und stieg und stieg. Bald hob die Flut die toten Körper in den Kirchen, die Erschlagenen und Hungergestorbenen in den Straßen und trieb und wirbelte sie umher zwischen den schwimmenden Balken, Trümmern und Eisschollen in den Gassen und auf den Plätzen. In den Kähnen, auf zusammengebundenen Brettern schwammen die elenden Leut umher; bald neigten und senkten sich die Häuser und stürzten zusammen; dazwischen donnerte das Geschütz rings von den Höhen um die Stadt — es war ein Grauen, wie in den Tagen der Sündflut. Der eiserne wilde Mann unter den drei Linden sprang und riß vier von den Konstabeln in Stücken, aber bald genug war ein ander Rohr an seine Stell geschafft; es galt kein Zaudern! Und wenn ich das Geschütz richtete und wenn ich die Lunt aufschlug, immer mußt' ich an die Susann und an das Kind Herzeleid in dem Dachkämmerchen auf der Löwenstraß gedenken. Oft genug bestieg ich mit zwei wackern Kameraden einen Kahn und ruderte hin, stieg durch ein eingeschlagenes Fenster in das Haus und saß bei ihr und sprach ihr zu, so gut ich es vermochte. Aber es kam bald zu seinem Ende! Schon hatte sich auch dieses Haus geneiget, schon war das Lehmwerk des untern Gestocks vor dem Andrang der Wasser eingegangen, da kam noch eine Kugel und erschütterte das Gebäu in seiner Grundfeste, daß Susann laut aufschrie und daß ich, der ich grade bei ihr saß, erschrocken in die Höh sprang. Da war das Besinnen nicht an der Zeit, die Kameraden trieben das Gefährt mit großer Lebens-

not bis dicht an die Hausmauer. Was in dem Gebäude an lebendigen Menschen war, stürzte heran. Wir ließen die Weiber mit Stricken herab und stiegen selbst nach. Das Kind Herzeleid trug ich auf dem Arm, an die Brust festgebunden. Langsam regierten wir das übervolle Schifflein durch die Straßen den Wällen zu, denn die und ihre festen Gewölbe waren derzeit allein noch die einzigen Ort, wo die unglückseligen Menschen Schutz finden konnten. Aber es sollt' uns nicht so sein! Kam eine Kugel aus einem Mörsel geflogen von einer feindlichen Schanz, die zog einen feurigen Schweif hinter sich her und schlug mitten in unser Schifflein — — ein grauslicher Angstschrei! — auseinander riß das menschenvolle Bretterwerk. — „Mein Kind! Mein Kind!" — rief Susanna, sie klammerte sich verzweifelnd an mich, und im nächsten Augenblick schlugen die eiskalten Wasser über uns zusammen . . .

Als ich mich wieder hervorgearbeitet hatte, hing ich mich an das Trümmerwerk eines eingestürzten Hauses und stieg daran herauf ins Trockene. Das Kind Herzeleid hing ohne Besinnung noch an meiner Brust, ich hatt' es nicht losgelassen im Kampf mit den Wassern, von der Susann und den andern aber war nichts mehr zu sehen. „Das Wasser soll pikenhoch über dich weggehen!" hatte der Vater gesagt. Bald waren unsere nassen Kleider zu Eis gestarrt. „Mein' Mutter! mein' Mutter!" rief das erwachende Mägdelein; aber es klagete bald schwächer und schwächer und ist mir in den Armen vor Kälte und Hunger jammervoll gestorben und in das Himmelreich der Kinder eingegangen, wenn es auch nicht getaufet worden ist . . .

Am andern Tag, am vierzehnten Dezember, kapitulierte der Gouverneur, da ließ Pappenheim den Damm einreißen, die Wasser liefen schnell genug ab, und der Greuel kam zutage, den sie angerichtet hatten. Viel, viel tote Männer und Weiber, Greise und Kinder sind in eine große Gruben geworfen, und das Mägdelein Herzeleid hab' ich selbst hinzugelegt; die Susann

aber hab' ich nicht wieder gesehen — weiß nicht, wohin ihr armer Leib getrieben ist — — Gott möge es genug sein lassen und sie aufnehmen in seinem ewigen Reich, Amen! — Was hatte ich nun noch zu schaffen in der Festung? Bin mit den Dänen ausgezogen, aber es war vorbei mit ihnen, sie hatten kein Glück auf deutscher Erd und sollen es niemalen haben. Als der großmächtige und streitbare Löw von Mitternacht, Herr Gustavus Adolfus, von Schweden heranzog, des lutherischen Glaubens Schützer, da bin ich ein Reiter im Regiment des Rheingrafen geworden, und bin mitgeritten durch Blut und Flammen bis auf die Ebene von Lützen. Bei Breitenfeld haben wir die glorreichste Schlacht gewonnen; da trugen die Liguisten die weißen Bänder auf den Hüten und Helmen, welche sie beim Magedburger Sturm geführet hatten; wir aber hatten grüne Zweiglein aufgesteckt zum Zeichen frischer Hoffnung und riefen „Emanuel", und unsere Sach war besser als die ihre. Als die Flucht der Kaiserlichen anging, hab' ich bis an den dunkeln Abend einen Reiter gejagt, den hielt ich für den Levin. Als ich ihn aber am Boden hatte, sah ich, daß er's nicht war, da hab' ich ihn gelassen. Mit Pauken und Trompeten bin ich in manche schöne Stadt eingezogen und hat mich der Herrgott allezeit in Gnaden beschützet.

Bei Nürnberg ward ich Rittmeister durch des Königs Gnad und bei Lützen ritt ich mit ihm, dem Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, dem Leibpagen Hans von Hastendorf — der nachher des Königs Tod in Versen besungen hat — und zwei andern, als er das Regiment Stenbock seinen Fußvölkern zu Hilfe führete. Es war wohl gegen ein Uhr mittages — der Nebel war dichter geworden — als die feindliche Kugel kam, welche dem tapfern Schwedenkönig den linken Arm zerschmetterte. Ich war dicht an seiner Seiten und griff seinem wilden Pferd in die Zügel. In demselben Augenblick aber setzete eine Eskadron von den Florentinischen Küraſſieren zum Angriff an, und einer von den Heransprengenden in einer blanken Rüstung schoß sein Handrohr

auf den König ab. Ich sah, wie er wankete und fiel — dann aber ging alles im Getümmel der hereinstürzenden Stenbockschen Reiter und im Kampf Mann gegen Mann für mich verloren. Mein Pferd stürzte, unter den Hufen der über mich wegjagenden Rosse verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam und mich mühsam halb aufrichtete, um umzuschauen, hatte sich das Gefecht seitwärts gezogen, nur ein einzelner Reiter hielt inmitten der zurückgebliebenen Toten und Wunden und bog sich forschend und suchend nach allen Seiten hin vom Pferd, welches er langsam von einem Leichenhaufen zum andern gehen ließ. Einem schwarzen Schatten gleich bewegte er sich in dem Nebel, in welchem in der Ferne ein blutiger Schein flammte, das brennende Lützen, und welchen das Aufleuchten der Geschütze und des Musketenfeuers hin und her erhellte.

Jetzt kam der Reiter meinem Platz näher. Er trug die grüne Binde der Kaiserlichen über der Rüstung, der Helm war halb aufgeschlagen, von der Rechten hing am Faustriemen das gezogene Schwert und ein Pistol hielt er gespannt. —

„Teufel!" rief er, als er sich mir näherte. „Wetten möcht' ich, daß ich ihn vom Pferd hab' stürzen sehen — das wär' noch etwas, dem Wallenstein des Schweden Tod melden zu können!"

Jetz bog der Suchende sich über mich. —

„Levin Sander!" schrie ich und drückte mit letzter Kraft das neben mir liegende Handrohr auf ihn ab. Wieder hab' ich ihn verfehlt! Der Bösewicht lachte höhnisch, hat mich aber wohl nicht erkannt. Sein Pferd, das ich am Maul verwundet hatte, bäumte sich wütend und riß ihn davon. Wie einen bösen Geist und Dämon sah ich ihn im Pulverqualm und Nebel verschwinden! Ich wollt' den Stahlhantsch, der von den Unsrigen vorüber ritt, anrufen, aber er sah mich nicht, und meine schwache Stimme ging im Lärm der Schlacht, die eben wilder wieder auflohete — die Pappenheimer waren von Halle her auf der Walstatt erschienen — unter. Ich sank aus Erschöpfung durch Wut und

Blutverstürzung in eine neue Ohnmacht, und seltsam wog Gott die Geschicke der kämpfenden Heere hin und her, während ich bewußtlos lag. Dreimal siegten, dreimal flohen die Kaiserlichen — als ich wiederum aufwachte, hatten die Schweden das Feld. Es war dunkle Nacht; die Toten lagen wohl still und ruhig, aber jammervoll stieg das Gewimmer und Geschrei der Wunden zum Nachthimmel empor. Mühsam arbeitete ich mich unter der Last meines Pferdes hervor — ich hatte eine Kugel in der linken Seite und mein linkes Bein war gebrochen. Ein brennender Durst plagete mich, aber meine Feldflasche war verloren. Da ich bei meinen stillen Nachbarn keine gefüllte fand, so kroch ich weiter zu einem höhern Haufen von Leichen, hinter dem ich zugleich Schutz vor dem kalt über die Ebene streichenden Nachtwind zu finden hofft'. Eben tastete ich an den Körpern der Gefallenen umher, da fiel ein schwaches verschleiert Mondlicht durch die Wolken. Bei seinem Schein blickt' ich in einer nackten, geplünderten Leiche blutbesudelt Gesicht — Gustavus Adolfus! Gustavus Adolfus! . . . So hab' ich denn in der schauervollen Nacht auf der Lützener Walstatt Totenwacht bei dem großen und tapfern Monarchen gehalten, und ich allein hab' ihn am andern Morgen den weinenden Getreuen zeigen können! — Das gebrochene Bein haben mir darauf die Feldscherer weggesäget — da war mein Reiterleben am Ende! . . .

Wer dies Geschrift einmal zu Gesicht bekommt, der soll nicht spotten. Bin wohl einmal ein Schriftgelehrter gewesen; ist aber lang vorbei, und die Buchstaben und Gedanken wollen sich nicht mehr auf dem Papier stellen, wie ich wohl möcht' — die Finger sind steif geworden und das Aug dunkel: das Herz aber ist frisch geblieben, und das ist das Wahr' und Einzige!

Wie ich hieher in das fremde Nest gekommen bin, das stehet auf einem andern Blatt, das ich heut nicht mehr schreiben kann, denn die Sonne sinket, und der Wald wirft seine Schatten länger und länger über die Wiese. Sitz' hier nun, wie ein alter

maudriger Dompfaff auf der Stange; aber die Maidlein haben mich gern, und die Kinder kommen und steigen mir auf das gesunde Knie und zerren mir den greisen Bart, und die Tiere kommen auch auf Besuch. Die Spatzen hüpfen über die Schwellen, und der alte Rab aus der Schmiede drüben gehet gravitätisch herein, und muß ich oft an Herrn Franziskus Algermann, den Landesfiskal, gedenken, wenn ich den schwarzen Burschen auf dem Tisch vor mir sitzen seh'. Die Sonne vergißt mich nicht, und mit den bösen alten Geschichten kommen auch die guten, und da bringt der Jung aus der Neckenschenke den Abendtrunk, und ich will den lieben Gott bitten, daß er mich nur noch etliche Jahr mit meiner Krück in diesem Lehnstuhl sitzen lasse. — Amen! — —

* * *

Postscriptum. Am 8. Octobris Anno 1641 hat sich eine Lüneburgische Streifpartei im Busch am Neuerberg im Amt Lutter am Barenberg in den Hinterhalt geleget. Hat auch nicht lange gedauert, so ist der Levin Sander, alias Nimmernüchtern, hervorgeritten, und sind die Lüneburgischen auf ihn eingedrungen. Die Kaiserlichen haben sich anfangs tapfer gewehret, aber zuletzt ist dem Levin von einem Reuter, Dieterich Block genannt, das Pferd erschossen und er selbsten überwältiget und gefangen; da sind sie in wildem Schrecken von dannen geflohen. Der Levin Sander ist bis vor Hildesheim an den Galgenberg zwischen den Pferden mitgeführet, daselbst aber ist er, weil er für Geschoß, Hieb und Stich eisenfest gewesen, mit Äxten, Hacken und Hammern niedergeschlagen worden. —

Gott sei seiner armen Seele gnädig; aber über seinem Grab sollen Hunde bei Tag und Eulen bei Nacht wachen! —

Einer aus der Menge.

I.

Ihr steht an der Ecke der belebten Straße einer großen Stadt. Hunderte von Menschen drängen sich im ununterbrochenen Strome an euch vorüber, immer neue Gesichter, daß euch ein Schwindel überkommt, wenn ihr nicht daran gewöhnt seid, in diese Fluten zu schauen. Hunderte von Gesichtern laßt ihr teilnahmslos gleichgültig vorübergleiten, bis endlich euer Auge sich auf eines heftet — zufällig, welches euch magisch anzieht, euer Interesse mehr oder weniger anregt, ohne daß ihr euch Rechenschaft darüber geben könnt, wie das kommt. Ihr erblickt diese Züge in diesem Augenblick zum erstenmal, und doch seid ihr, wenn ihr bis jetzt geträumt, gleichgültig dreingeschaut habt, nun auf einmal wach! Ihr folgt dem Wesen, welches euch erweckt hat, mit den Augen, ihr verlaßt sogar auch wohl euern Standpunkt und schreitet ihm nach bis zur nächsten Straßenecke. Ihr sucht an die Seite jenes Unbekannten zu gelangen, sucht seine Stimme zu hören, die Farbe seiner Augen genauer zu erkennen — — da kreuzt eine Gesellschaft den Weg — der Zauber ist gebrochen, das Gesicht versunken — ein Tropfen im Meer! —

Wenn euch nun im Vorübertreiben der Menschen ein Gesicht auffällt, wie eben gesagt, so wird ein Etwas darin liegen, welches es, vielleicht für euch nur, von hundert andern, welche euch gleichgültig sind, unterscheidet. Seht, dieses Etwas in den Menschen, sei es was es wolle, zu erkennen, blitzschnell es zu erfassen, es die tausend Phasen und Schattierungen, deren es fähig ist, durchlaufen zu lassen, das ist das Geschäft einer Art seltsamer Gesellen, zu denen leider auch ich gehöre. Leider! — Ach, es ist ein Geschäft, dem des Lumpensammlers, des Kehrichtdurchsuchers vergleichbar!

Wie selten findet man in dem Schmutz, dem Auswurf des Lebens einen silbernen Teelöffel, eine zertretene Schmucknadel? Lumpen und Lappen und Glasscherben fallen uns genug unter die Hände, und wenn sich auch aus Lumpen und Lappen, Fetzen und Flittern und Glasscherben mancherlei darstellen läßt, so ist es doch gar nicht angenehm, damit zu tun zu haben. —

Ich bin bei diesem meinem Geschäft ein alter Mann geworden, habe das Schäfchen meines Gleichmuts auf das Trockene gebracht und habe Zeit genug übrig, mir manchmal eine kleine phantastische Ausschweifung zu erlauben, welche jüngere und gelehrtere Leute als ich für eine Torheit, für eine Lächerlichkeit zu erklären das Recht haben. Es macht mir zum Beispiel mehr Vergnügen, einen Rebus zu erraten, als den Kurszettel zu studieren oder mich über einen Leitartikel zu ärgern, welchen man gleich einem Handschuh umkehren und auf beiden Seiten anziehen kann.

In diesem Sinne betrachtete ich auch folgende Reime, welche in den zierlichen, feinen Schriftzügen einer Frauenhand auf einem zerrissenen, beschmutzten Blatte standen, das mir der Zufall, wenn ihr es Zufall nennen wollt, in die Hände trieb. Sie lauteten:

Belagerte Stadt.

1.

Was kündet am nächtlichen Himmel
Der rote Feuerschein?
Dort bricht durch Blut und Flammen
Der wilde Feind herein!

Das jammernde Volk vom Lande
Strömt zu den schützenden Mauern;
Es kommen Reiche und Arme,
Es kommen Edle und Bauern.

Sie ſchleppen die Greiſen, die Kranken,
Die Kinder, die Herden zur Stadt; —
Iſt's nicht, als ob die Sündflut
Die Welt verſchwemmet hat?

Die Weiber in den Kirchen
Auf den Knien früh und ſpat,
Die Männer auf den Mauern,
Die Ratsherrn ſtets im Rat!

Von den Türmen Sturmesglocken,
Vom Walle Schuß auf Schuß!
Und wir — im Häuslein am Tore,
Wir tauſchen — Kuß um Kuß!

Das Feuerrohr lehnet im Winkel,
An der Hüfte klirrt das Schwert; —
Ein Kuß in ſolchen Zeiten
Iſt tauſend Küſſe wert!

2.

In meines Liebchens Kammer,
Da iſt das Fenſterlein
Verſponnen und verhangen
Vom grünen wilden Wein.

Die Scheiben ſind zerbrochen,
Die Ranken ſind zerfetzt;
Denn vor den Mauern und Wällen
Liegen die Feinde jetzt!

Aus den Gräben, von den Türmen
Feuer und Feldgeſchrei!
Mein Handrohr und mein Liebchen
Sind wieder mit dabei.

Auf jeden Schuß die Antwort;
Wir halten's noch lange aus!
Auf jeden Kuß ein Küßchen —
Ihr Feinde, geht nach Haus!

Mein Liebchen reicht die Kugeln,
Reicht mir ihren roten Mund;
Das ist ein wonnig Küssen
Zu solcher bösen Stund!

Mein Liebchen reicht die Lunte,
Preßt mir dabei die Hand;
Und blitzt das Pulver vom Zündloch,
Drückt sie sich an die Wand.

Es zittert und bebt der Boden!
Es wankt und schwankt das Haus
Sie rücken heran zum Sturme —
Hinaus, auf die Mauer hinaus!

Mein Liebchen schürzt ihr Röcklein,
Mit Kugeln die Schürze sie füllt —
Torwächtermaid auf dem Walle
Wohl tausend Landsknechte gilt!

3.

Herr Jörg, der Bürgermeister,
Weiß gut den Kolben zu führen;
Die lahme Liesel vom Kirchplatz
Weiß gut das Pflaster zu schmieren. —

Die toten Freunde nach Haus!
Die toten Feind in den Graben!
Das war das dritte Stürmen:
Sie wollten's nicht besser haben!

Hei, Lieb, wisch ab die Trän!
Hei, Lieb, schenk güldnen Wein!
Was kümmert's zu solcher Stund,
Fällt ein Tropfen Blut hinein?

Hei, wie die Äuglein leuchten!
Wie leuchtet der Wein im Glas!
Ein Trunk zu solcher Stunde
Wiegt auf manch volles Faß!

4.

Zehntausend Knechte geworben —
Wie ist ihr Mütlein gekühlt!
Fünftausend Knechte verdorben —
Sie ha'n das Spiel verspielt!

Sieg, Brüder! — Jesus, das traf!
War das der letzte Schuß?
O Lieb, verlaß mich nicht!
O Lieb, den letzten Kuß!

O Lieb, das ist der Tod —
Faß mich in deinen Arm!
Gerettet, gerettet die Stadt!
Ach, Lieb, tu dir kein'n Harm!

O Lieb, die Stadt gerettet!
O Lieb, nimm hier mein Schwert —
Solch Tod in deinem Arm
Ist wohl das Leben wert!

Walter R. waren diese Reime unterzeichnet, und ich tat die Schritte hinein in das Gewühl des Lebens und folgte dem vor mir auftauchenden, unbekannten Gesicht, aus welchem jenes Etwas leuchtete, von dem ich oben gesprochen habe.

Nach langem vergeblichen Suchen und Mühen stieg ich endlich die steile und dunkle Treppe empor, welche zu der Tür führte, an welcher der Name „Walter R., Buchhalter," auf einer Visitenkarte zu lesen war. Das Wort „Buchhalter" war jedoch durch einen Federstrich fast unkennbar gemacht. Auf mein Pochen öffnete ein junges Mädchen die Tür — ich sah in das Dämmerlicht eines Krankenzimmers.

„Wen suchen Sie, mein Herr?" fragte das junge Mädchen. „Sie haben sich wohl in der Türnummer geirrt. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben!" — Ich stotterte einige Worte der Entschuldigung und die Frage: „Herr R. wohnt hier?" — Das

junge Mädchen senkte traurig den Kopf. „Herr R. ist krank; er ist nicht mehr in einem Geschäft," sagte sie leise. — „Wer spricht da von Walter R.?" rief eine hohle und doch schneidende Stimme hinter der Tapetenwand, welche das Gemach in zwei Hälften teilte. „Wer ist da, Anna?"

Ein unheimlicher Schrecken überkommt einen, wenn man ein menschliches Wesen — es mag noch so fern stehen! — welches man lange gesucht, das man sich vielleicht in der vollen Kraft des Lebens und der Gesundheit vorgestellt hat, auf dem Krankenbette, dem Sterbebette findet. — Sollte ich zurücktreten, ohne den Fuß hineingesetzt zu haben in diesen dämmerigen, schwülen Raum, in welchem mein Dichter, abgesperrt von der frühlingsfrischen Welt da draußen, entrückt dem wimmelnden Leben da drunten in den Gassen, seinen kurzen Lebenstraum zu Ende träumte? „Wer ist da, Anna?" fragte die erloschene Stimme hinter dem Vorhang wiederum. „Schicke ihn fort, Anna; laß sich keinen zwischen dich und mich drängen!"

Eine Angst lag in dem Tone der Stimme, mit welcher dies gesagt wurde, daß ich einen Schritt vortrat gegen das junge Mädchen und ihr das zerrissene Blatt mit den Reimen reichte. „Ich suche den Verfasser dieses Gedichtes, mein Fräulein; hier glaubte ich ihn zu finden." — Das junge Mädchen sah mich erstaunt, verwirrt an. „Mein Herr —" — „Ich bin ein alter Mann, ein unbeschäftigter, wunderlicher alter Mann, welchem man schon viele Grillen verziehen hat; ich bitte, verzeihen Sie mir auch diese, welche mich zu Ihnen führt!"

Die großen, vom Nachtwachen müden Augen des Mädchens wurden womöglich noch größer und leuchtender. „Ich bin die Braut Walters," sagte sie leise. „Wir haben jeder nur den andern — er ist sehr, sehr krank; aber treten Sie ein — es wird ihn vielleicht erfreuen. — Walter, hier ist ein freundlicher alter Herr, welcher deine Bekanntschaft machen will!" fuhr sie lauter fort. „Er hat ein Gedicht von dir gelesen." — Ich hörte, wie der

Kranke krampfhaft in die Kissen griff. „Er kommt mich zu sehen? Er hat mich aufgesucht, weil ihm einige trübselige Reime, welche ich gemacht haben könnte, in die Hand gefallen sind? Anna, Anna, trau ihm nicht! Sie wollen dich mir entreißen — Anna, verlaß mich nicht!" —

Die arme Braut sah mich bittend an. Mein alter Kopf, mein weißes Haar erschienen ihr nicht allzu gefährlich. „Walter, es ist ein alter freundlicher Herr — ich verlasse dich ja nicht! Wer könnte mich dir nehmen?" — „Ich will ihn sehen — den freundlichen alten Herrn!" sagte der Kranke, und ich trat näher an das Lager. Gegenseitig betrachteten wir uns einige Augenblicke. Walter R. war in der Tat sehr krank.

„Verzeihen Sie mir, daß ich zu Ihnen gekommen bin, Herr R.?" fragte ich. — „Gib dem Herrn einen Stuhl, liebe Anna. — Also Sie haben mich meiner Verse wegen aufgesucht? Das ist eine seltsame Ehre! Wie ist das Blatt in Ihre Hände geraten?" — Ich erzählte es und setzte noch mancherlei hinzu, wovon ich dachte, daß es dem Armen Freude machen könnte. Die Muskeln seines Gesichts zuckten nicht mehr so krampfhaft, ein wehmütiges Lächeln glitt über sein Gesicht. „Ei, Anna hätte wohl noch mehr von der Art verlieren können; sie mag in ihren Taschen und Kästen noch manche von solchen Torheiten und Spielereien aufbewahren — alter Herr, deshalb hätten Sie die vielen Treppen nicht heraufsteigen sollen — ah, die Luft geht einem doch bald genug aus!"

Ein Hustenanfall unterbrach den Kranken; Anna trat besorgt näher. „Sprich nicht so viel, Walter, lieber Walter!" sagte sie. „Du weißt, der Arzt hat es verboten." Ein besorglicher, liebevoller Blick, wie ich ihn mir neben meinem Sterbebette wünsche, glitt zu mir herüber. Ich erhob mich. „Ich muß Sie jetzt verlassen, mein junger Freund — es hat mir große Freude gemacht, Sie zu finden. Wenn ich wiederkomme, sind Sie wohler, wir sprechen dann noch mancherlei miteinander." — „Gib ihm noch ein paar Blätter!" sagte der Kranke, während seine Braut

ihm das Kopfkissen zurechtlegte. „Er kann sie dir wiedergeben, wenn du dein Herzchen zu sehr darangehängt hast, Annchen. Gott befohlen, Herr! — Erzählen Sie Ihren Bekannten nichts von diesem Besuch, dieselben würden Sie auslachen — ah, eine Stunde Schlaf!“ —

Ich stand wieder in der Gasse. Auf meinen Augen lag noch die grüne Dämmerung des Krankenzimmers, welches ich eben verlassen hatte — ich schöpfte tief Atem — ich rieb mir die Stirn. Lebendigstes Leben, lustiges Gewirr umher — ich erwachte wie aus einem bösen Traum! In der Hand hielt ich ein Päckchen Papiere, umwunden von einem roten Bande, und lange starrte ich auf die erste beschriebene Seite, ehe sich die Buchstaben zu Worten, die Worte zu Gedanken auseinanderlegten. Auf offener Straße an eine Hauswand gedrückt, las ich die erste Seite des Papierheftes, welches mir Anna, die Braut des kranken Walter, gegeben hatte. Es waren heitere, leben- und lustatmende Verse. Hier sind die ersten:

Sprang der Osterhas
Durch die grünende Welt;
Kinder und Verliebte
Suchten im sonnigen Feld.

Welch ein schönes Nest
Hat mein Liebchen entdeckt!
Unterm Veilchenbusch
Fein war es versteckt.

Viele schöne Eier
Lagen glänzend drin,
Und mein jubelndes Liebchen
Kauerte neben es hin.

„Eier rosenrot!
Eier himmelblau!
Keins von ihnen schwarz!
Keins von ihnen grau!“

Die rosenroten
Waren voll Küsse;
Die himmelblauen
Waren voll Lieder; —
Und Dämmerung ward es,
Eh wir nach Haus kamen!

Eine geraume Zeitlang blickte ich mit blinden Augen in das um mich her wogende Getümmel. Das war eine Minute des Verlorenseins in den Widersprüchen des Lebens! — Wie grell trat die furchtbare Ironie der gelesenen Verse in diesem Augenblick mir vor die Seele! Von welchem schrecklichen dunkeln Hintergrunde löste sich das sonnige, heitere, Lebens- und Liebeslust atmende Bild, welches der arme Walter gezeichnet hatte, ab! — Auf dem kürzesten Wege suchte ich die freie Natur zu erreichen, um auf einer grünen, einsamen Rasenbank das Liederbuch des Sterbenden weiter zu durchblättern. Stunde auf Stunde schlüpfte unbemerkt vorüber, und es war später Abend geworden, als ich durch die endlosen Straßen meiner Wohnung zuschlich. Armer Walter! —

2.

Viele Tage trug ich das Bild des sterbenden Dichters mit mir herum, ohne einen Augenblick gewinnen zu können, ihn wieder aufzusuchen. Jeder hat so viel mit sich selbst zu tun, die Kleinigkeiten des Kampfes um die eigene Existenz reißen den Menschen allzusehr hin und her, als daß er nicht die wichtigsten, heiligsten Pflichten darüber vernachlässigen und vergessen sollte. — Endlich führte mich das Schicksal von neuem mit der jungen Braut Walters zusammen. An dem buntgeschmückten Tische einer Blumenhändlerin traf ich sie, um einige wohlfeile blühende Gewächse in schlechten, irdenen Töpfen handelnd. Ich trat zu ihr, und sie erkannte mich sogleich. — „Er liebt nur die wachsenden

Blumen!" sagte sie mit einer Träne im Auge. „Die gepflückten machen ihm Grauen."

Die gepflückten Blumen machen ihm Grauen! Welch einen Blick in die Tiefe dieser mit der Vernichtung kämpfenden Dichterseele, der die verwelkende Blume ein ganzes Trauerspiel bedeutet!

„Lassen Sie mich unserm Freunde — nicht wahr, ich darf sagen: unserm Freunde? — ebenfalls eine kleine Freude machen. Liebt er die Rosen?" — „Sie sind sehr gut, mein Herr! — Ja, er hat die Rosen gern; aber sie sind so teuer in jetziger Jahreszeit!" — Ich kaufte die beiden schönsten Rosenbüsche, welche die Verkäuferin aufweisen konnte, und faßte unter jeden Arm einen. „Wollen Sie mich so mit Ihnen gehen lassen, Fräulein Anna?"

Das arme schöne Kind streckte die Hand schüchtern aus, um mir einen der Blumentöpfe abzunehmen; sie hatte aber außer den von ihr erhandelten Resedapflanzen noch ihr Körbchen zu tragen. — „Lassen Sie mir das Vergnügen," sagte ich; „es ist eine hübsche Last!" — Stumm schritten wir die erste Zeit nebeneinander her, sie das Köpfchen traurig gesenkt, ich von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Seitenblick auf das junge so früh gebeugte Wesen werfend.

O du heiliges Unglück, welch einen Zauber lässest du aufleuchten, wenn deine geheimnisvolle Hand eine reine, schuldlose Stirn berührt! Ich bedauerte den sterbenden Walter jetzt nicht mehr, da er seine unbekannten Lieder in dieses eine treue, süße Herz so tief und unauslöschlich hatte einschreiben können.

„Er ist so krank — o, und ich liebe ihn so!" sagte endlich Anna. „Wir kennen uns seit so langer, langer Zeit!" — Ich konnte kein banales Trostwort finden. „Das Leben geweihter Menschen zählt nach Sekunden, nicht nach Jahren, ihr armen, glücklichen Kinder!" entgegnete ich. — „Er hat niemand, welcher sich um ihn bekümmert; ich kann ihn nicht verlassen, wie Böses die Nach-

barn — die Leute auch davon sprechen!" — Ich nahm meine beiden Rosenstöcke in einen Arm, wie ein Mensch, welcher die rechte Faust gebrauchen will, — es war ein Gestus, den der Körper unwillkürlich zu einer langen Gedankenreihe machte, welche der Geist blitzschnell bildete.

„Er geht davon und läßt mich hier allein — und die langen, langen Jahre kommen!" — Ein leiser Schauder überlief den Körper des Mädchens. „Ich möchte mit ihm sterben!" hauchte sie. —

Wir hatten die Gasse erreicht, in welcher der kranke Dichter wohnte. „Er darf nicht merken, daß ich geweint habe!" sprach die Braut. „Er hat solch ein scharfes Auge, und er wird jetzt so leicht böse!" — Wir waren in den dunkeln Hausgang getreten; Anna setzte ihre Blumentöpfe und ihr Körbchen nieder, drückte das Taschentuch einige Augenblicke gegen die feuchte, eiskalte Wand und preßte es auf die geröteten Augen. Dann stiegen wir langsam die vielen Treppen hinauf. Wie hatte sich die Stimme Annas verändert, als wir leise in das Krankenzimmer eintraten! — „Hier ist der Herr, welcher unsere Lieder so gern hat, Walter!" sagte sie fröhlich. „Er bringt dir zwei Rosenstöcke — schau, welche Pracht!"

Der Kranke saß diesmal in einem weiten, mit Kissen ausgepolsterten Lehnstuhl, in dem hellen Strahl, welchen die junge Frühlingssonne durch das Fenster sandte. Er wendete uns den Rücken zu, schaute aber bei unserm Eintritt schnell über die Schulter. Ein Lächeln flog über seine bleichen Züge, als er mich erblickte.

„Willkommen, Herr!" rief er mit schwacher Stimme. „Nun, haben Sie Ihre Neugier befriedigt? Nicht wahr, es gibt mehr von solchen Burschen wie ich?" — „Es gibt mehr solcher Burschen," sagte ich lachend, „aber es gibt nur einen Walter R. Aus seiner Individualität kann jeder machen, was er will; freilich auch, was er kann!" — „Das ist der Knoten, — Fräulein Anna!"

sagte der Kranke, lächelnd sich zu seiner Braut wendend, welche sich über seinen Sessel beugte. Sie küßte ihn auf die Stirn; dann verschwand sie durch die Tür, und ich hörte, wie sie draußen ihren häuslichen Geschäften nachging.

Des Kranken Gesicht hatte sich sogleich verfinstert. „Glauben Sie, alter Herr, ich täusche mich über mein Schicksal? — Das Spiel ist zu Ende, und war doch kaum angefangen! Der Herbst tötet mich — die Würmer sind die einzigen, welche etwas aus meiner Individualität machen werden — im Herbst wird Anna allein sein!" — Es lag ein Jammer in dem letzten Wort, welchen keine Feder zu schildern vermag! — „Hoffen Sie, hoffen Sie!" redete ich, um etwas zu sagen, um eine peinliche Pause auszufüllen; aber der Kranke fuhr aufgeregt in die Höhe. „Sprechen Sie mir nicht von der Hoffnung; sie ist es, die mich tötet, die mich aufreibt! Ich meine oft, ich sei zu fein organisiert für die Hoffnung — sie ist es, welche, seit ich denken kann, meine Nerven hat zucken und schwingen lassen. Nehmen Sie mir die Hoffnung, und ich werde leben!" — „Sprechen Sie nicht! Beruhigen Sie sich! Ich bin gekommen, Ihnen zu erzählen — Sie sollen den Mund halten!" rief ich lebhaft, erschreckt durch die krampfhaften Bewegungen des armen Kranken.

Dieser lächelte trüb. „Lassen Sie mich, ich habe mancherlei auf der Brust; vielleicht werde ich besser atmen können, wenn ich mich davon befreie. Ihre Anwesenheit tut mir wohl, und ich danke Ihnen dafür. Wenn Sie aber fortgehen, bitte, so nehmen Sie die Hoffnung mit fort, und ich verspreche Ihnen, gesund und ein ordentlicher Staatsbürger, ein tüchtiger Kaufmann, ein Gelehrter zu werden — was Sie wollen! O nur Ruhe, Ruhe, Ruhe!" — Ich begriff, woran der Arme starb, und senkte das Haupt. Mit dem Scharfsinn der Sterbenden faßte Walter R. diese Bewegung auf. — „Sehen Sie — Sie verstehen!"

Er griff nach meiner Hand und flüsterte mit ängstlicher, leiser Stimme: „O besuchen Sie Anna einmal, wenn ich tot

bin — von Zeit zu Zeit — bis Sie uns vergessen haben. Sie sollen ihr kein Geld geben, sie wird sich schon durch die Welt helfen; aber sie wird so einsam im Leben sein, so einsam im Leben! Verstehen Sie mich? — Gehen Sie zu ihr, wenn Sie einmal nichts Besseres zu tun haben; bringen Sie ihr einen Blumenstrauß, oder nur ein freundliches Wort, oder eine Weintraube im Herbst — sie ißt sie gern! — Hören Sie, lassen Sie das arme Kind nicht einsam — es ist ein Schrecken, die Einsamkeit!"

Ich preßte die Hand zusammen, daß die Nägel in das Fleisch drangen. In diesem Augenblick trat Anna wieder ein; ihr erster Blick galt dem Geliebten, und als sie in das gerötete, belebte Gesicht desselben schaute, auf welchem ein trügerischer Schimmer von Gesundheit spielte, war sie blitzschnell an seiner Seite, und ein Strahl hoffnungsvoller Freude glitt über ihre bleiche Stirn.

„Nun nimm deinen Trank, Guter!" bat sie, das Arzneifläschchen ergreifend. „Nicht wahr, es tut dir gut? — Er hat doch nicht gesprochen?" wandte sie sich an mich.

Der Kranke nahm die ihm dargebotene Arznei und machte ein Gesicht gleich einem verzogenen Kinde. „Hei," sagte er „das könnte den Teufel aus der Hölle jagen, wieviel leichter einen solchen albernen Husten aus einem solchen Narren, wie ich! Nun lauf aber nicht mehr draußen umher! Setze dich und unterhalte den Herrn; ich höre zu und sage kein Wort. Zeig dem Herrn einmal, was für ein kluges Mädchen du bist!" — Anna drohte dem Dichter lächelnd mit dem Finger, kam aber seinem Gebote bereitwillig nach und setzte sich mit einem Nähzeuge zu uns. Wir fingen an ruhiger und heiterer zu werden.

„Wo und wann hat Herr Walter den ‚Osterhas' geschrieben, Fräulein Anna?" fragte ich. — „O, der Bösewicht schreibt seine Reime gar nicht selbst — ich muß sie aufschreiben! Er quält mich recht! — Der ‚Osterhas'? warten Sie — ah, jetzt weiß ich es! Ich wollte einmal den Don Carlos aufführen sehen,

und Walter war wirklich so höflich und kaufte mir ein Billett. Ich weiß es noch wie heute; es war im November vor zwei Jahren; als wir aus dem Theater kamen, regnete es und schneite, und es war so dunkel, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Trotzdem sprach ich aber den ganzen Weg über von den gesehenen Herrlichkeiten und Traurigkeiten, und als wir zu Hause waren — damals lebte meine Mutter noch! — da kam es heraus, daß der unartige Mensch unterwegs, statt mir zuzuhören, den ‚Osterhasen' gedichtet hatte. Ich habe ihm aber auch die Wahrheit gesagt."

Lächelnd hatte Walter während dieser Erzählung Annas auf einem Blättchen Papier gekritzelt; jetzt schaute er auf. „Also ich habe nicht auf deine Expektorationen gehört, he? Gib Achtung, Fräulein Naseweis! —

Vorhang herunter,
Trauerspiel aus!
Führ' jetzt mein schluchzendes
Schätzchen nach Haus."

„Ich hätte geweint?" rief Anna. „Hören Sie den Lügner!" — „Wie eine echte deutsche Jungfrau hast du geschluchzt," sagte Walter; „sei still! Durch deine Unterbrechung hast du mir den ganzen Effekt vernichtet! —

Scheint auch der Mond nicht,
Leucht't auch kein Stern:
Amor geht mit uns,
Trägt die Latern!"

„Bravo!" rief ich. „He, das Versemachen steckt an! O, wir können es auch! —

Ach du armer Prinz!
Ach du armer Marquis!
O du böse Prinzessin
Eboli!"

Anna klatschte in die Hände, und Walter meinte lächelnd: „Laß ihn auch die Rosen riechen, welche er gebracht hat! — Zur Belohnung!“ —

Es ist nicht möglich — es kann nicht sein! Gott, du darfst sie nicht trennen! klang es verzweiflungsvoll in mir, indem ich diese beiden Kinder betrachtete und der wahrhaft göttlichen Komödie lauschte, welche sie — jeder vor dem andern — spielten! Mit Vorbedacht brachte ich das Gespräch auf gewöhnliche Gegenstände; ich verließ das Gemach erst, als Walter in seine Kissen zurückgesunken und eingeschlummert war. —

3.

Die große Macht, welche die Schicksale der Menschen bestimmt, läßt sich nicht erbitten. Klarer und klarer wurde mir — der Dichter schied, wie er es selbst gesagt hatte, mit den Blumen des Sommers. Ich wurde allmählich ein gern gesehener Freund und Tröster der beiden armen Kinder. Ach, es war wenig, was ich ihnen bringen konnte! Die Veilchen und Primeln verblühten — es kam die Zeit, wo die Rosen billig genug wurden, um auch die Wohnungen der Armen zu schmücken; das Korn wogte draußen auf den Feldern, erst grün, dann immer goldener. Es ward ein heißer Sommer. — Allmählich verloren sich die heftigen, krampfartigen Gemütserregungen Walters, er ward stiller und träumerischer. Stundenlang saß er, tiefsinnend auf einen bestimmten Fleck starrend, die Stirn in die magere Hand gelegt, und nur von Zeit zu Zeit verfolgte dann ein angstvoller, unruhiger Blick die leichte, zarte Gestalt seiner Braut, wie sie sorgend durch das Zimmer glitt. Das Öl der Lampe versiegte mehr und mehr, — es neigte sich zum Ende.

Am sechzehnten November des vorigen Jahres stand ich mit der armen, stillen, bleichen Braut an dem eben zugeworfenen Grabe des unbekannten toten Dichters. — Tröste dich, Anna, es kommt in der Welt nichts um; auch nicht eine Träne, auch nicht ein Blutstropfen!

Buch zu!

Da liegt auf meinem Bilderbuch
Die weiße duftende Rose!
Feinsliebchen sie am Herzen trug
Und warf sie ins Fenster mir lose.

Feinsliebchens Stimm im Garten klingt,
Wo sind die Gedanken geblieben?
Wenn's regnet und schneit, der Dichter singt;
Im Sonnenschein kann er nur lieben!

Wunsch und Vorsatz.

Kein Tor,
Kein Türchen
Soll sein mir verschlossen!
Kein Herz,
Kein Herzchen
Soll mich verstoßen!
Aber wollen die Großen
Nichts von mir hören,
Will zu den Kleinen
Schnell ich mich kehren!
Aber wollen die Klugen
Nichts von mir wissen,
Will die Einfältigen
In Demut ich grüßen!

Bei der **Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst Hermann Klemm** in **Berlin-Grunewald** ist erschienen:

Hausgalerie berühmter Gemälde

Hundert ausgewählte Meisterwerke
der bedeutendsten Maler aller Zeiten
in farbengetreuer Wiedergabe der Originale.

Herausgegeben von

Jarno Jessen

Ein Juwel deutscher Buchausstattung. Umfang über 420 Seiten. Künstlereinband in Leinwand mit Reliefprägung und Lederrücken. Text durchweg in zwei Farben, die Bilder in vollendeter Weise in den Farben der Originale gedruckt.

Preis Mk. 38.—

Leichtverständliche Geschichte der Malerei mit Einzeldarstellungen über Leben und Schaffen der Künstler nebst Beschreibung der Gemälde

Eine Übersicht über das Schaffen der bedeutendsten Meister der Malerei von den Niederländern des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart in Wort und Bild wird mit diesem Buche dem Bücherliebhaber in einem Prachtwerk von idealer Schönheit der Ausstattung geboten, ein Werk, das bald zum Hausschatz des gebildeten Deutschen

gehören wird. Die Perlen der deutschen und ausländischen Gemäldegalerien (Nationalgalerie in Berlin, Königliche Gemäldegalerie in Dresden, Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, Königliche Gemäldegalerie in Kassel, Pinakothek in München, Schackgalerie in München, Prado-Museum in Madrid, Louvre in Paris, Nationalgalerie in London, Rijksmuseum in Amsterdam usw.) werden in 100 originalgetreuen Reproduktionen für einen wahrhaft billigen Preis zum dauernden Schatz jeder Familie. In leichtverständlicher und doch literarisch vornehmer Sprache führt der Text des Werkes in das Leben und Schaffen der Künstler ein, und öffnet so gewissermaßen erst dem Leser die Augen über die Schönheit der Gemälde. Wenigen Menschen nur ist es vergönnt, die berühmten Kunstmuseen Europas zu besuchen und die herrlichen Gemälde durch eigenen Augenschein kennen zu lernen und sich daran zu erfreuen. Die glückliche Zusammenstellung dieses Buches, die nach streng künstlerischen und wissenschaftlichen Grundsätzen erfolgt ist, bietet dem Kunstfreund einerseits in großen Umrissen eine Geschichte der Malerei, anderseits eine Hausgalerie der wertvollsten Gemälde aller Zeiten, die ihn in kurzer Zeit zum Freunde und zum Verständnis für die Kunst erzieht. Die Kunst gehört heute mehr denn je zum Bestand des Gebildeten und er darf an ihr nicht vorübergehen. Durch dieses Werk wird ihm, wie wohl bei keinem anderen, Gelegenheit geboten, sein Wissen zu erweitern und zu vertiefen. Auch die Hausfrau und die heranwachsenden gebildeten Töchter und Söhne des Hauses werden einen immerwährenden Born der Schönheit und Belehrung in diesem wundervollen Buche entdecken. Die Nennung nur einer kleinen Anzahl von Künstlern möge genügen, um den Reichtum des Inhaltes zu zeigen. Mit ihren bedeutendsten Schöpfungen sind unter anderen vertreten:

Leonardo da Vinci, Raffael, Tizian, Moroni, van Eyck, Dürer, Cranach, Holbein, Reni, Rubens, van Dyck, Frans Hals, Rembrandt, Ostade, Ter Borch, van Steen, Vermeer, Hobbema, Velasquez, Murillo, Lorrain, Watteau, Boucher, Fragonard, Greuze, Goya, Lebrun, Graff, Hogarth, Reynolds, Romney, Gainsborough, Constable, Millet, Ingres, Turner, Rosetti, Schwind, Feuerbach, Israels, Whistler, Sargent, Rjäpin, Zorn, Böcklin, Leibl, Menzel, Thoma, Uhde, Corinth usw.

BINDING SECT. SEP 4 1906

PT
2451
A1
1913
Sec.1
Bd.2

Raabe, Wilhelm Karl
Sämtliche Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY